

PERSON

Internationale Zeitschrift für Personzentrierte und Experienzielle Psychotherapie und Beratung

2|2010

14. Jahrgang

Themenheft

„Personzentrierter Ansatz und Systemtheorien“

Herausgegeben von Jürgen Kriz & Gerhard Stumm

FACHBEITRÄGE

- Tom Levold: Systemtheorie und Konstruktivismus – Ein Daumenkino für Psychotherapeuten* 89
- Jürgen Kriz: Personzentrierte Systemtheorie* 99
- Hermann Spielhofer: Systemtheorie und Personzentrierter Ansatz: eine kritische Auseinandersetzung* 113
- Peter F. Schmid: Für sich und andere etwas sichtbar machen ... Personzentrierte Aufstellungsarbeit* 125

DIE AKTUALISIERUNGSTENDENZ IM BRENNPUNKT

- Gerhard Stumm: Die Aktualisierungstendenz: eine Synopse in Thesen* 135
- Eva-Maria Biermann-Ratjen: Das Konzept der Aktualisierungstendenz bestimmt mein non-direktives Beziehungsangebot an den Klienten* 139
- Jeffrey H. D. Cornelius White: Die Aktualisierungstendenz – welche Bedeutung hat sie für mich in Theorie und Praxis?* 140
- Diether Höger: Aktualisierungstendenz: Fragen – Antworten – mehr Fragen* 142
- Michael Gutberlet: Zum Erfahren der Aktualisierungstendenz* 143
- Sylvia Keil: Das Vertrauen in die Aktualisierungstendenz* 145
- Brian E. Levitt: Für und wider Theorie: Das Konzept der Aktualisierungstendenz dekonstruieren* 146
- Peter F. Schmid: Ein Prozess der Personalisierung – Zum dialektisch-dialogischen Verständnis der Aktualisierungstendenz* 147
- Keith Tudor: Alpha und Omega, oder: Umfasst die Aktualisierung den Tod?* 149

NACHRUFE AUF UTE BINDER 151

REZENSIONEN 155

PERSON. Internationale Zeitschrift für Personzentrierte und Experienzielle Psychotherapie und Beratung

Die Herausgeber sind dem von Carl Rogers und seinen Mitarbeitern begründeten Personzentrierten Ansatz verpflichtet. Dieser Ansatz wurde im deutschen Sprachraum im Rahmen der Psychotherapie unter den Bezeichnungen „Gesprächspsychotherapie“, „Klientenzentrierte Psychotherapie“ und „Personzentrierte Psychotherapie“ bekannt. Seit Beginn hat der Ansatz unterschiedliche Differenzierungen und Weiterentwicklungen erfahren.

Die Begriffe „personzentriert“ und „experienziell“ und die mit ihnen verbundenen Konzepte und Prozesse beruhen auf einer umfassenden und reichhaltigen Geschichte und sind ständig in Entwicklung begriffen. Die Bezeichnung „personzentriert und experienziell“ wurde gewählt, um fortgesetzten Dialog und beständige Entwicklung zu fördern; es ist nicht beabsichtigt, ein bestimmtes Verständnis dieser Ansätze und ihrer Beziehung zueinander zu bevorzugen.

Die Zeitschrift dient als Forum der Diskussion dieser Entwicklungen und ihrer Umsetzung innerhalb und außerhalb der Psychotherapie in den Bereichen der Human- und Sozialwissenschaften, der Ausbildung, Kultur und Wirtschaft. Dies gilt sowohl für die wissenschaftliche Forschung und Theoriebildung als auch für Lehre und Praxis. Die Zeitschrift bietet außerdem einen Rahmen für Auseinandersetzung und Zusammenarbeit mit anderen kulturellen, wissenschaftlichen, philosophischen und künstlerischen Strömungen.

Herausgeber

ÄGG – Ärztliche Gesellschaft für Gesprächspsychotherapie
c/o Dr. L. Teusch, Ev. Krankenhaus, D-44577 Castrop-Rauxel, Grutholzallee 21
Tel.: +49 2305 102 28 58; Fax: +49 2305 102 28 60
E-Mail: l.teusch@evk-castrop-rauxel.de

DPGG – Deutsche Psychologische Gesellschaft für Gesprächspsychotherapie e.V.

c/o Prof. Dr. Jochen Eckert, Fachbereich Psychologie der Universität Hamburg, D-20146 Hamburg, Van-Melle-Park 5
Tel.: +49 40 428 38 53 62; Fax: +49 40 428 38 6170
E-Mail: jeckert@uni-hamburg.de

Forum – Forum Personzentrierte Praxis, Ausbildung und Forschung der APG
(Arbeitsgemeinschaft Personzentrierte Gesprächsführung, Psychotherapie und Supervision. Vereinigung für Beratung, Therapie und Gruppenarbeit)
A-1090 Wien, Liechtensteinstr. 129/3
Tel./Fax: +43 1 966 79 44; E-Mail: buero@apg-forum.at

GWG – Gesellschaft für wissenschaftliche Gesprächspsychotherapie e.V.
c/o Karl-Otto Hentze, D-50825 Köln, Melatengürtel 125a
Tel.: +49 221 92 59 08-0; Fax: +49 221 25 12 76; E-Mail: hentze@gwg-ev.org

Institut für Gesprächspsychotherapie und personzentrierte Beratung Stuttgart (IGB)
D-70374 Stuttgart, Sechselbergerstr. 26
Tel.: +49 711 580182; Fax: +49 711 580192;
E-Mail: studium@personzentriert.eu

IPS – Institut für Personzentrierte Studien der APG
A-1030 Wien, Dißlergasse 5/4
Tel.: +43 1 713 77 96; Fax: +43 1 718 78 32; E-Mail: office@ips-online.at

ÖGwG – Österreichische Gesellschaft für wissenschaftliche klientenzentrierte Psychotherapie und personorientierte Gesprächsführung
A-4020 Linz, Altstadt 17
Tel./Fax: +43 70 78 46 30; E-Mail: oegwg@psychotherapie.at

pca.acp – Schweizerische Gesellschaft für den Personzentrierten Ansatz Weiterbildung. Psychotherapie. Beratung.
CH-8005 Zürich, Josefstr. 79
Tel.: +41 44 271 71 70; Fax: +41 44 272 72 71; E-Mail: info@pca-acp.ch

VRP – Vereinigung Rogerianische Psychotherapie
A-1091 Wien, Postfach 33
Tel.: +43 664 4173170, E-Mail: office@vrp.at

Herausgeber dieses Hefts

Jürgen Kriz und Gerhard Stumm

Erscheinungshinweise und Bezugspreise

Heftpreis: € 9,50 / SFr 15,- zzgl. Versandkosten
Abonnement: € 16,- / SFr 25,- zzgl. Versandkosten
Es erscheinen jeweils 2 Nummern pro Jahr.
Bestellungen sind über jede Fachbuchhandlung oder direkt beim Verlag möglich. Ein Abonnement verlängert sich automatisch, wenn es nicht sechs Wochen vor Jahresende schriftlich gekündigt wurde. Mitglieder der herausgebenden Vereinigungen haben jeweils spezifische Bezugsbedingungen.

Verleger und Druck

Facultas – Universitätsverlag, A-1090 Wien, Berggasse 5
Tel.: +43 1 310 53 56; Fax: +43 1 319 70 50; E-Mail: verlage@facultas.at

Satz und Layout

Gerhard Krill, 1060 Wien; E-Mail: grafik@krill.at

Lektorat

Florian Braitenthaller

Redaktion

Christiane Bahr, Michael Behr, Franz Berger, Ulrike Diethardt, Jobst Finke, Mark Galliker, Diether Höger, Dagmar Hölldampf, Robert Hutterer, Wolfgang W. Keil, Christian Korunka, Gerhard Lukits, Peter F. Schmid, Hermann Spielhofer, Tobias Steiger, Gerhard Stumm, Monika Tucza

Redaktionssekretariat

Edith Muggenheimer, A-1140 Wien, Sonnenweg 88
Tel.: +43 (0)1 596 29 19, Fax: +43 (0)1 596 29 19 - 9
E-Mail: edith.muggenheimer@silverserver.at

Fachbeirat von PERSON (Stand 15. 11. 2009)

Clara Arbter-Rosenmayr, Elisabeth Ardelt-Gattinger, Béatrice Amstutz, Anna Auckenthaler, Niklas Baer-Stählin, Elfriede Bartosch, Robert Bauer, Ludwig Becker, Edwin Benko, Eva-Maria Biermann-Ratjen, Johannes Binder, Ilona Bodnar, Claudia Boeck-Singelmann, Rosina Bossi, Rainer Bürki, Jef H. D. Cornelius-White, Olaf de Haas, Miriam de Vries, Martina Dienstl, Gottfried Dohr, Ulrike Dollack, Harald Doppelhofer, Sybille Ebert-Wittich, Jochen Eckert, Karin Eisner-Aschauer, Ulrich Esser, Ruth Etienne Klemm, Reinhold Fartacek, Christian Fehringer, Andrea Felnemeti, Irmgard Fennes, Peter Figge, Peter Frenzel, Klaus Fröhlich-Gildhoff, Renata Fuchs, Sylvia Gaul, Christiane Geiser-Juchli, Susanne Gerckens, Herbert Goetze, Walter Graf, Simone Grawe, Charlotte Gröflin-Buitink, Hiltrud Gruber, Regula Haefeli, Klaus Heinerth, Ernst Hemmert, Hans Henning, Ruth Hobi, Viktor Hobi, Beate Hofmeister, Anita Hufnagl, Dorothea Hüsson, Catherine Iseli Bolle, Dora Iseli Schudel, Elisabeth Jandl-Jäger, Bettina Jenny, Annette Jessinghaus, Stephan Jürgens-Jahnert, Dietlinde Kanolzer, Sylvia Keil, Sonja Kinigadner, Lore Korbei, Ruth Koza, Franz Kraßnitzer, Jürgen Kriz, Dorothea Kunze, Barbara Kurzmann, Elke Lambers, Margarethe Letzel, Germain Lietaer, Hans-Jürgen Luderer, Ulf Lukan, Brigitte Macke-Bruck, Ueli Mäder, Margarete Mernyi, Jörg Merz, Christian Metz, Beatrix Mitterhuber, Christiane Monden-Engelhardt, Dietrich Moshagen, Doris Müller, Khalid Murafi, Gerd Naderer, Sibylle Neidhart, Nora Nemeskeri, David Oberreiter, Alfred Papst, Brigitte Pelinka, Josef Pennauer, Henriette Petersen, Marlis Pörtner, Klaus Renn, Klaus Riedel, Brigitte Rittmannsberger, Eckart Ruschmann, Bruno Rutishauser, Klaus Sander, Jochen Sauer, Eva-Maria Schindler, Sabine Schlippe-Weinberger, Stefan Schmidtchen, Christoph Schmitz, Wolfgang Schulz, Reinhold Schwab, Helmuth Schwanzar, Klaus-Peter Seidler, Karl F. Sommer, Gert-Walter Speierer, Dora Stepanek, Norbert Stölzl, Ursula Straumann, Hans Swildens, Reinhard Tausch, Beatrix Teichmann-Wirth, Beatrix Terjung, Ludwig Teusch, Brian Thorne, Ottilia Trimmel, Richard van Balen, Martin van Kalmthout, Angelika Vogel-Hilburg, Helga Vogl, Madeleine Walder-Binder, Robert Waldl, Christine Wakolbinger, Kurt Wiesendanger, Agnes Wild-Missong, Johannes Wiltschko, Marietta Winkler, Andreas Wittrahm, Hans Wolschläger, Heidrun Ziegler, Elisabeth Zinschitz, Carola von Zülow, Günther Zurhorst

Inhalt

Editorial 87

Fachbeiträge

Tom Levoid

Systemtheorie und Konstruktivismus – Ein Daumenkino für Psychotherapeuten 89

Jürgen Kriz

Personzentrierte Systemtheorie 99

Hermann Spielhofer

Systemtheorie und Personzentrierter Ansatz: eine kritische Auseinandersetzung 113

Peter F. Schmid

Für sich und andere etwas sichtbar machen ... – Personzentrierte Aufstellungsarbeit 125

Die Aktualisierungstendenz im Brennpunkt

Gerhard Stumm

Die Aktualisierungstendenz: eine Synopse in Thesen 135

Eva-Maria Biermann-Ratjen

Das Konzept der Aktualisierungstendenz bestimmt mein non-direktives Beziehungsangebot an den Klienten 139

Jeffrey H. D. Cornelius White¹

Die Aktualisierungstendenz – welche Bedeutung hat sie für mich in Theorie und Praxis? 140

Diether Höger

Aktualisierungstendenz: Fragen – Antworten – mehr Fragen 142

<i>Michael Gutberlet</i>	
Zum Erfahren der Aktualisierungstendenz	143
<i>Sylvia Keil</i>	
Das Vertrauen in die Aktualisierungstendenz	145
<i>Brian E. Levitt</i>	
Für und wider Theorie: Das Konzept der Aktualisierungstendenz dekonstruieren	146
<i>Peter F. Schmid</i>	
Ein Prozess der Personalisierung – Zum dialektisch-dialogischen Verständnis der Aktualisierungstendenz	147
<i>Keith Tudor</i>	
Alpha und Omega, oder: Umfasst die Aktualisierung den Tod?	149

Nachrufe auf Ute Binder

<i>Lore Korbei</i>	
Ein persönlicher Nachruf	151
<i>Wolfgang W. Keil</i>	
Werk und Vermächtnis	152

Rezensionen

<i>Norbert Groddeck</i>	
Howard Kirschenbaum: The Life and Work of Carl Rogers.	155
<i>Gerhard Stumm</i>	
Brian E. Levitt (Ed.): Reflections on Human Potential. Bridging the person-centered approach and positive psychology.	158
<i>Diether Höger</i>	
Frank-M. Staemmler: Das Geheimnis des Anderen – Empathie in der Psychotherapie. Wie Therapeuten und Klienten einander verstehen.	160
<i>Willi Roes</i>	
Eleonore Oja Ploil: Psychosoziale Online-Beratung.	161
Internationale Veranstaltungen	163

Editorial

Rogers hat sie mehrfach als „das Fundament des Personzentrierten Ansatzes“ bezeichnet: die Aktualisierungstendenz. Bekanntlich wurde dieser Begriff vom Psychiater und Physiologen Kurt Goldstein geprägt, der als Jude im Dritten Reich in die USA emigrieren musste und an der Columbia-Universität wirkte, wo sich auch Rogers eine zeitlang aufhielt. Goldsteins „Selbstaktualisierungstendenz“ ist im Kontext der Berliner Schule der Gestaltpsychologie und deren theoretischer und empirischer Arbeiten zu sehen. Dieses Konzept erfordert, wie auch das der „Gestalt“, von Anbeginn ein systemtheoretisches Verständnis – nämlich dass eine dynamische Ordnung selbstorganisiert aus der Interaktion der Systemteile entsteht und zugleich die weitere Dynamik ausrichtet. Auch Rogers' Ausführungen zur Aktualisierungstendenz hatten von Anbeginn diese systemtheoretische Perspektive. Als dann, gefördert durch den ersten Nobelpreis für eine systemtheoretische Konzeption an den Chemiker Ilya Prigogine 1977, der interdisziplinäre systemtheoretische Diskurs deutlich Auftrieb gewann, war Rogers einer der ersten Psychologen, der mehrfach auf diese Entwicklung eines neuen Verständnisses „der Welt“ und der starken Übereinstimmung mit seinem „Fundament des Personzentrierten Ansatzes“ hinwies.

Diese Entwicklung scheint nach wie vor nur bedingt in Psychologie und Psychotherapie angekommen zu sein – selbst im Personzentrierten Ansatz. Die Metaphern aus rund vierhundert Jahren mechanistischen Weltbildes und dessen Wirkprinzipien scheinen in unserer Kultur noch zu stark und nachhaltig zu sein. Und das auch von Rogers offerierte Weltbild ist offenbar aus einem solchen klassischen Alltagsverständnis heraus so fremd, dass über das „Fundament des Personzentrierten Ansatzes“ erschreckend viel „Merkwürdiges“ zu lesen ist. Missverständnisse wurden im deutschen Sprachraum auch schon dadurch gefördert, dass fragwürdige Buchtitel-Übersetzungen, wie „A way of being“ mit „Der neue Mensch“ oder „On personal power – inner strength and its revolutionary impact“ mit „Die Kraft des Guten: ein Appell zur Selbstverwirklichung“, Rogers in den terminologischen Kontext seichten New-Age-Jargons stellen.

Daher widmet sich dieses Heft schwerpunktmäßig dem Verhältnis von Personzentriertem Ansatz (PZA) und Systemtheorien, wobei gleich der erste Beitrag von *Tom Levoid* deutlich macht, warum „Systemtheorien“ im Plural steht: Levoid liefert eine Übersicht über gängige Diskurse und Ansätze, die gegenwärtig mit dem Begriff „Systemtheorie“ verbunden sind. Dabei zeigt sich, dass mit diesem Begriff ein erstaunlich weites Spektrum im Einzelnen doch recht

unterschiedlicher Vorstellungen verbunden ist. Diese Übersicht soll die Orientierung in den folgenden Beiträgen erleichtern.

Dem folgt ein Beitrag von *Jürgen Kriz* zur „Personzentrierten Systemtheorie“ – einer Konzeption, die zwar dem Ansatz des PZA voll verpflichtet ist, aber auch die neueren Entwicklungen aus der systemischen Psychotherapie und der interdisziplinären Systemtheorie mehr als zwei Jahrzehnte nach Rogers' Tod mit aufnimmt und ausdifferenziert. Kriz verzichtet in diesem Beitrag fast völlig auf die Bezüge zu den Naturwissenschaften und stellt statt dessen Stabilisierung und Veränderung von Sinn- und Bedeutungsstrukturen ins Zentrum der Darstellung seines Ansatzes.

Wie bereits Levoid zeigte, sind aber von der Psychotherapie nicht nur die Systemkonzeption der Gestalttheorie von Rogers und der entsprechenden interdisziplinären Systemtheorie aufgegriffen worden, sondern auch die Autopoiese-Konzeptionen (von Maturana und Varela bzw. von Luhmann). Diese zeichnen sich insbesondere durch operationale Geschlossenheit und Erklärungsdefizite hinsichtlich Veränderung und System-Umwelt-Einflüssen aus. Hier setzt die Kritik von *Hermann Spielhofer* an, der zeigt, wie wenig eine solche Sichtweise gerade die zentralen Anliegen erhellen kann, mit denen sich Personzentrierte Psychotherapeuten beschäftigen. Spielhofer wirft dabei auch die Frage auf, ob der „Personzentrierten Systemtheorie“ nicht mit denselben Vorbehalten zu begegnen ist, wie dem Autopoiese-Konzept.

Die Fachbeiträge zum Schwerpunkt schließen mit einem Beitrag von *Peter Schmid* über Personzentrierte Aufstellungsarbeit. Darin wird gezeigt, wie diese aus dem Psychodrama stammende und in vielfältiger Weise besonders in der Systemischen Psychotherapie verbreitete Art sichtbarer Symbolisierung von intra- und interpersonellen Vorgängen, Konstellationen und Konflikte auch im Rahmen des PZA fruchtbar in die Arbeit integriert werden kann. Doch werden dabei auch die PZA-spezifischen Unterschiede in Haltung und Arbeitsweise des Therapeuten im Vergleich zur Systemischen Therapie deutlich.

Da, wie gesagt, die systemtheoretische Perspektive des PZA speziell im Konzept der Aktualisierungstendenz ihren Ausdruck findet, haben die Herausgeber dieses Heftes von acht namhaften Vertretern des PZA jeweils ein kurzes Positionspapier zu der Frage eingewoben, was ihnen heute die Aktualisierungstendenz theoretisch und/oder praktisch bedeutet. *Eva-Maria Biermann-Ratjen*, *Jef Cornelius-White*, *Michael Gutberlet*, *Diether Höger*, *Sylvia Keil*, *Brian Levitt*, *Peter Schmid* und *Keith Tudor* (alfabetische Reihenfolge) waren bereit,

ihre Sicht auf die Aktualisierungstendenz mit den Lesern zu teilen – synoptisch eingeleitet von *Gerhard Stumm*.

Der bereits angekündigte Nachruf auf Ute Binder (von *Lore Korbei* und *Wolfgang W. Keil*) sowie vier Rezensionen und der obligate Veranstaltungskalender runden das Heft ab.

Auf der Ebene der Herausgeberorganisationen gibt es sowohl Be- trübliches als auch Erfreuliches zu berichten: Da die Mitgliederversammlung der „Deutschen Psychologischen Gesellschaft für Gesprächspsychotherapie (DPGG)“ Ende April 2010 die Auflösung der DPGG mit Ende 2010 beschlossen hat, ist das vorliegende Heft das letzte, bei dem die DPGG Mitherausgeberin der Zeitschrift ist. Diether Höger, bislang von der DPGG in das Redaktionsteam entsendet, wird aber auf ausdrücklichen Wunsch des Redakti- onsteams erfreulicherweise weiterhin in der Redaktion mitarbeiten. Hauptgrund für die Auflösung der DPGG ist, dass das deklarierte Ziel

der sozialrechtlichen Verankerung der Gesprächspsychotherapie in Deutschland nicht erreicht werden konnte.

Seit dem Frühjahr 2010 zählt hingegen eine weitere Organisa- tion zum Kreis der Herausgeber: Das „Institut für Gesprächspsy- chotherapie und Personzentrierte Beratung Stuttgart (IGB)“. Wir dürfen in diesem Zusammenhang Dagmar Hölldampf als neues Re- daktionsmitglied begrüßen.

Die Redaktion verstärken wird außerdem Christiane Bahr (ÖGwG). Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit.

Aus der Redaktion ausgeschieden ist Judith Reimitz (ÖGwG). Wir danken für ihre Mitarbeit, speziell beim Themenheft „Person- zentrierte Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie“ (2/2006) bzw. beim Schwerpunktheft „Personzentrierte Arbeit mit Kindern und Jugendlichen“ (1/2010).

Jürgen Kriz und Gerhard Stumm

Tom Levold

Systemtheorie und Konstruktivismus. Ein Daumenkino für Psychotherapeuten

Zusammenfassung: *In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts haben sich unterschiedliche Spielarten systemtheoretischen und konstruktivistischen Denkens entwickelt, die nicht nur für die Entwicklung und Ausdifferenzierung der systemischen Therapie von Bedeutung waren, sondern zunehmend auch für andere psychotherapeutische Ansätze attraktiv werden. Der Beitrag erläutert zunächst einige für alle vorgestellten Theoriemodelle wesentliche Begriffe (Komplexität, Selbstorganisation, Kontextsensitivität, Prozessorientierung sowie Mustergenerierung und -erfassung) und präsentiert anschließend grundlegende Ideen der wichtigsten Modelle. Dabei handelt es sich um die Konzepte der Kybernetik 1. Ordnung, die Theorie autopoietischer Systeme, die Theorie sozialer Systeme nach Niklas, die Theorie problemdeterminierter Systeme, den Sozialen Konstruktivismus, die Theorie selbstorganisierter Systeme (Synergetik) sowie die Personzentrierte Systemtheorie.*

Schlüsselwörter: *Systemtheorie, Konstruktivismus, Sozialer Konstruktivismus, Synergetik, soziale Systeme, Autopoiese, Kybernetik, problem-determinierte Systeme, Personzentrierte Systemtheorie*

Abstract: *Systems theory and constructivism. A flip-book for psychotherapists. In the second half of the last century different variations of systemic and constructivist thinking have emerged which not only have been important for the development and differentiation of systemic therapy but are increasingly getting attractive for other psychotherapeutic approaches. This article explains some essential notions of all presented theoretical models (complexness, self-organization, context sensitivity, process orientation as well as pattern generation and detection). Subsequently basic ideas of the following theory models will be presented: first order cybernetics, theory of autopoietic systems, theory of social systems (N. Luhmann), theory of problem determined systems, social constructionism, theory of self-organized systems (synergetics) and person-centered systems theory.*

Keywords: *systems theory, constructivism, social constructionism, synergetics, social systems, autopoiesis, cybernetics, problem determined systems, person-centered systems theory*

Einführende Bemerkungen

In den vergangenen gut 30 Jahren hat sich systemische Theorie und Praxis im gesamten deutschsprachigen Raum auf erstaunliche Weise einen festen Platz in den unterschiedlichsten psychosozialen Feldern der Therapie, Beratung, Erziehung, Begleitung oder Betreuung erobert. Dieser Erfolg ist deshalb erstaunlich, weil er nicht nur so gut wie ohne Unterstützung bereits etablierter Psychotherapieschulen und ohne eine entsprechende akademische und institutionelle Basis, sondern lange Zeit auch gegen deren offenen und verdeckten Widerstand zustande gekommen ist. Immerhin ist mit der Anerkennung der systemischen Therapie als wissenschaftlich begründetes Psychotherapieverfahren in Deutschland ein weiterer Meilenstein dieser Erfolgsgeschichte erreicht, auch wenn die Konsequenzen dieser neuen Entwicklung für das Selbstverständnis und die Zukunft der systemischen Bewegung noch nicht ganz absehbar sind.

Als Begleiterscheinung dieses Prozesses lässt sich auch ein kontinuierlicher Import systemischen Denkens und Handelns in andere therapeutische Schulen feststellen, nachdem die ideologischen Barrieren, die den therapeutischen Diskurs vor 30 Jahren noch sehr stark geprägt haben, weitgehend abgebaut sind. Offenbar hat der Systembegriff eine Ausstrahlung, die weit über den Handlungsbe- reich der systemischen Bewegung hinaus wirksam ist. Einer Bemerkung Karl-Otto Hondrichs zufolge werden nur Begriffe mit einer „Erlösungskomponente“ wirklich populär und damit verallgemeinerungsfähig (Hondrich, 1998). Sie müssen für unterschiedliche theoretische und praktische Bedürfnisse anschlussfähig sein und gleichzeitig die Möglichkeit eines grundlegenden Wandels und neuer Sinnstiftung verheißen, um allgemein wirksam werden zu können. Wenn man das semantische Feld um die Begriffe systemischen Denkens und Handelns genauer betrachtet, kommt man nicht umhin, auch hier eine solche Erlösungskomponente wahrzunehmen.

Ein Nachteil dieser Begriffs Karriere liegt sicherlich darin, dass der Begriff „systemisch“ in dem Maße an Aussagekraft und Trennschärfe verliert, in dem er als Etikett für alle möglichen Konzepte, Methoden und Techniken herhalten muss. Um etwas als „systemisch“ ausweisen zu können, scheint mittlerweile für manche Zeitgenossen auszureichen, dass von Lösungen oder Ressourcen die Rede ist, ohne sich allzu sehr auf komplizierte oder komplexe Erwägungen einzulassen. Dieser Eindruck wird auch dadurch verstärkt, dass auf dem Publikationsmarkt eine zunehmende Fülle von Methoden- und Tool-Literatur im Angebot ist, die sich nicht gerade durch besondere theoretische Reflexionstiefe auszeichnen.

Systemisches Denken und Handeln erschöpft sich aber keineswegs in der Anwendung eines mittlerweile riesigen „systemischen“ Methodenrepertoires. Überhaupt ist die Methodenvielfalt, die sich der enormen Kreativität des systemischen Feldes in den vergangenen Jahrzehnten verdankt, wohl nicht der Kern systemischer Identität – denn gerade die systemische Sichtweise erlaubt die Integration unterschiedlichster, auch „theoriefremder“ Vorgehensweisen, da ihr Kernbestand eher in ihrer (meta-)theoretischen Fundierung und einer daraus resultierenden Haltung gegenüber biologischen, psychischen und sozialen Systemen zu finden ist.

Die Komplexität wird auch dadurch erhöht, dass wir ebenso wenig von Systemtheorie im Singular sprechen können wie von der Systemischen Therapie. Stattdessen haben wir es eher mit einem Sammelbegriff zu tun, der unterschiedliche Spielarten systemischen und konstruktivistischen Denkens umfasst. Auch wenn der Begriff „systemisch“ Einheitlichkeit suggeriert, lassen sich die unterschiedlichen damit verknüpften Theoriemodelle keineswegs ineinander überführen oder vereinheitlichen und nehmen nur mehr oder weniger (gelegentlich auch gar nicht) aufeinander Bezug. Ein Grund dafür liegt darin, dass sie in unterschiedlichen Disziplinen und historischen Entstehungskontexten wurzeln.

Es bietet sich daher an, hier in Anknüpfung an Ludwig Wittgenstein von einer „Familienähnlichkeit“¹ unterschiedlicher Systemtheorien zu sprechen, die in mancherlei Hinsicht untereinander Ähnlichkeiten aufweisen, sich in anderen Aspekten aber auch widersprechen bzw. an unterschiedliche Referenztheorien anschließen und daher nur bedingt vergleichbar sind. Dabei bezieht meine Darstellung nicht möglichst viele, sondern nur die im systemischen Diskurs prominentesten Ansätze ein.

Die Aufgabe dieses Beitrages liegt darin, einen kurzen Blick auf einige theoretische Grundlagen systemischer und konstruktivistischer Konzepte zu werfen, die nicht nur für die Entwicklung systemischer Therapie von Bedeutung waren und sind, sondern zunehmend auch von anderen psychotherapeutischen Schulen rezipiert werden.

Dabei muss der möglichen Erwartung, dass es sich hierbei um eine fundierte Einführung in die vorhandenen systemtheoretischen Varianten handeln könnte, schon vorab eine Absage erteilt werden. Anstatt mit einem auch nur halbwegs vollständigen Bild ist also allenfalls mit einem „Daumenkino“ zu rechnen. Nicht nur ist der Gegenstand der Systemtheorie selbst äußerst komplex, die unterschiedlichen Theorie-Anlagen sind es ebenfalls. Hinzu kommt, dass die relevante Literatur in den letzten Jahrzehnten eine solche Fülle angenommen hat, dass sie in einem einzelnen Aufsatz ohnehin nicht angemessen rezipiert werden kann.

Aus diesem Grund habe ich mich entschlossen, den Artikel eher als eine Einladung zum Spaziergang anzulegen, der nach einer kleinen Aufwärmübung an systemtheoretischen Grundbegriffen die unterschiedlichen historischen und disziplinären Konzepte von Systemtheorie abwandert, ohne den Blick für den praktischen Nutzen allzu sehr zu verlieren. Auf ausführliche Literaturangaben habe ich daher verzichtet und werde im Text nur auf einige wenige Titel verweisen, die als vertiefende Lektüre auch für Einsteiger² in Frage kommen. Wie für alle Spaziergänge gilt auch hier, dass das Gelände nur sehr selektiv in Augenschein genommen werden kann – und dass auch ganz andere Wege denkbar sind: der weitere Verlauf dieses Textes ist also „pfadabhängig“.

Systemische Grundbegriffe

Alle Systemtheorien haben im Zuge ihrer Entfaltung komplexe Vokabularien entwickelt, die sich teilweise voneinander unterscheiden, teilweise überschneiden. Bevor die einzelnen Ansätze vorgestellt werden, möchte ich einige wenige zentrale Begriffe präsentieren, die nicht nur für jede systemische Theorie, sondern auch für eine systemisch inspirierte Psychotherapie von zentraler Bedeutung sind. Neben dem Begriff des Systems handelt es sich dabei um die Begriffe Komplexität, Selbstorganisation, Kontextsensitivität, Prozessorientierung sowie Mustergenerierung und -erfassung.

System

Grob gesagt lassen sich abstrakt alle Phänomene als System bezeichnen, die sich von einer Umwelt abgrenzen lassen und denen ein gemeinsamer Funktionszusammenhang zugeschrieben werden kann. Die Dynamik von Systemen (bzw. ihr Verhalten im Verlauf der Zeit) unterscheidet sich bei den verschiedenen Systemtypen und führt bei mechanischen (z. B. Planetensystemen) oder technischen Systemen (etwa einem Motor oder einem Computer) zu anderen Beschreibungen als bei biologischen (Organismen), psychischen (Bewusstsein) oder sozialen Systemen (Beziehungen, Familien,

1 Familienähnlichkeit konstatierte Wittgenstein in seinen Philosophischen Untersuchungen (1953/1982) für Ausprägungen von Begriffen, die mit einer klassifikatorischen Taxonomie nicht hinreichend erfasst werden können. Aufgrund ihrer unscharfen Grenzen lassen sich diese Begriffe nicht eindeutig definieren, auch wenn es möglich ist, beispielhafte – also familienähnliche – Prototypen anzugeben.

2 Zur besseren Lesbarkeit wird auf eine geschlechtsneutrale oder für beide Geschlechter explizite Formulierung verzichtet.

Organisationen etc.). Für Psychotherapeuten sind natürlich eher die Letzteren von Interesse.

Komplexität

Bei dem Versuch, theoretische Modelle von Systemen zu entwickeln, wird man schnell mit ihrer Komplexität konfrontiert, die sowohl der theoretischen Modellierbarkeit als auch der Voraussagemöglichkeit von Systemverhalten Grenzen setzt. Der berühmte Kybernetiker und Philosoph Heinz von Foerster hat auf den Unterschied zwischen trivialen und nicht-trivialen Maschinen aufmerksam gemacht. Bei ersteren folgen die Systemoperationen bestimmten feststellbaren Regeln und Gesetzen, was zu eindeutigen Input-Output-Relationen führt und die Systeme vorhersagbar macht (so lassen sich die zukünftigen Positionen einer Kugel auf einer schiefen Ebene sehr genau berechnen). Nicht-triviale Systeme sind Systeme, die das Ergebnis ihrer Operationen als Input für die Veränderung ihrer Operationsweise nutzen können, deren Verhalten also rückbezüglich auf seinen Ausgangspunkt zurückwirkt.

Nicht-triviale Systeme können lernen, sich anpassen, kreativ werden, Strukturveränderungen vornehmen – kurz: Sie sind nicht durch definierte Inputs strikt in ihrem Verhalten festgelegt und daher in ihren Operationen nur bedingt voraussagbar.

Psychotherapeuten haben es nicht nur mit nicht-trivialen Systemen zu tun, Psychotherapie ist selbst ein nicht-triviales, äußerst komplexes System, in dem fortwährend ein Überschuss an Möglichkeiten erzeugt wird (Beobachtungsmöglichkeiten, Fragestellungen, Handlungsoptionen etc.), von denen jeweils nur ein kleiner Teil in der therapeutischen Beziehung aktualisiert und realisiert werden kann. Die Art und Weise, in der solche Selektionen und die entsprechenden Anschlussoperationen zustande kommen, ist weder vorhersagbar noch einseitig kontrollierbar, sondern kontingent, d. h. die Prozesse sind nicht notwendig festgelegt, sondern könnten jeweils auch anders ablaufen.

Dies wirft natürlich Fragen auf, welche Ergebnisse überhaupt von einer Psychotherapieforschung erwartet werden können, die ihren Gegenstand wie ein nicht-triviales System geringer Komplexität modelliert, in dem definierte Inputs spezifische und messbare Outputs bewirken, und damit Psychotherapie als linearkausale Technologie behandelt.

Selbstorganisation (Kausalität)

Nicht-triviale Systeme lassen sich auch als selbstorganisierte Systeme beschreiben. Das verändert die Wahrnehmung und Zuschreibung von Ursachen und ihren Wirkungen, was für die Beschäftigung mit Veränderungsprozessen – und darum geht es ja in der Psychotherapie – von wesentlicher Bedeutung ist. Wenn Systeme auf äußere oder innere Reize autonom, d. h. mit durch die eigene Dynamik bedingten Strukturveränderungen reagieren, ist ihr Verhalten

nicht nur nicht voraussagbar, sondern auch nicht kausal von außen determinierbar. Psychotherapeutische Interventionen lassen sich daher nicht als „instruktive Interaktion“ beschreiben, als Ursache für eine bestimmte spezifische Wirkung, sondern nur als Anregung bzw. Rahmen für eine Strukturveränderung im Kontext der Selbstorganisation des Systems, wobei die Veränderungen wiederum als Eingangsgröße für erneute Veränderungen auf das System zurückwirken. In diesem Zusammenhang spricht man auch von Zirkularität und Rekursivität (Rückbezüglichkeit) als Merkmal komplexer Systemdynamiken.

Kontextsensitivität

Systemprozesse sind immer kontextsensitiv. Die grundlegende Unterscheidung von System und Umwelt dient nicht der Isolierung eines Gegenstandes der Beobachtung (gewissermaßen als unabhängige Variable), sondern hat die Interaktion des beobachteten Systems mit seiner Umwelt im Visier. Systeme und ihre jeweiligen Umwelten stehen immer in einem wechselseitigen Wirkverhältnis, unabhängig davon, ob es sich um materielle, energetische oder informationelle Ebenen der Wechselwirkung handelt. Kontexte lassen sich als Rahmen für die Realisierung von Möglichkeiten verstehen, innerhalb dessen Systeme operieren können. Die Beobachtung von Systemen ohne Berücksichtigung der relevanten Kontexte kann man daher als „unsystemisch“ bezeichnen.

Für Psychotherapie bedeutet dies z. B., dass sie sich auf die sozialen und gesellschaftlichen Kontexte sowie die konkreten Lebensbedingungen einstellen muss, in denen sich ein Klientensystem befindet. Auch die Rahmenbedingungen des therapeutischen Kontaktes sind bedeutsame Kontextvariablen. Besondere Bedeutung kommt daher der Klärung des Überweisungskontextes und des Zeitpunktes der Therapieanfrage (warum gerade jetzt?) zu, aber auch dem institutionellen und organisatorischen Kontext des therapeutischen Systems. So stellen z. B. freie Praxen, öffentliche Beratungsstellen, Klinikambulanzen o. Ä. mit ihren jeweils eigenen Strukturaspekten jeweils spezifische Umwelten mit spezifischen Anforderungen für die therapeutische Begegnung dar.

Auch spezifische Elemente therapeutischer Praxis (Diagnostik, Hypothesenbildung, Interventionen etc.) verdanken sich spezifischen Kontexten, die starke rahmende Wirkungen auf Psychotherapie als soziales System ausüben, ohne dass diese Kontextabhängigkeit immer angemessen reflektiert wird.

Prozessorientierung

Während die alteuropäische Begriffstradition Systembildung eher als Gewinnung und Stabilisierung von Strukturen verstand (wie beispielsweise noch der Begriff der Systematik nahelegt), sind die gegenwärtigen Ansätze der Systemtheorie vor allem an Prozessen orientiert. Komplexe Systeme sind dynamisch und verändern ihre

Strukturen fortlaufend im Zusammenhang mit ihren Wechselwirkungen mit der Umwelt. Unter diesem Gesichtspunkt hat sich das Untersuchungsinteresse von der Frage, wie man eigentlich Veränderung erklären kann, hin zur Frage verschoben, wie es angesichts komplexer Dynamiken überhaupt zur Herausbildung von Ordnungszuständen kommen kann.

Für Psychotherapeuten sind dabei zwei Aspekte von besonderem theoretischem und praktischem Interesse. Der erste Aspekt betrifft ein Grundmerkmal aller nicht-trivialen Systeme, nämlich die permanente Regulierung von physiologischen, psychischen und sozialen Systemzuständen und Umweltbeziehungen. Psychotherapie ließe sich abstrakt als ein Beitrag zu einer bekömmlicheren Systemregulierung bezeichnen. Der zweite Aspekt betrifft die Zeitlichkeit von Systemen, die eine zwangsläufige Konsequenz von Prozessabhängigkeit darstellt. Wie gehen Systeme mit ihrer eigenen Zeitlichkeit um? Welche Rolle spielen vergangene Ereignisse für die Gegenwart, wie nutzen Systeme ihre Repräsentationen von Zeitlichkeit (Gedächtnis, Erinnerungen, Zukunftserwartungen) und welche Rolle spielen diese Repräsentationen für die Regulierung aktueller intrapsychischer und interpersonaler Systemzustände?

Mustergenerierung und -erfassung

Lebende Systeme können ebenso wie psychische oder soziale Systeme nur dann für eine gewisse Dauer existieren, wenn sie ihre Strukturen durch beständige Regulierung innerer Zustände sowie durch kontinuierliche Interaktionen mit den relevanten Umwelten stabilisieren können. Die genannten Systeme durchlaufen in einem permanenten Prozess (selbstähnliche) physiologische, affektiv-kognitive oder kommunikative Aktivitätsschleifen, deren beständige Wiederholungen zu einer charakteristischen Vermusterung der Systemaktivität führen und auf diese Weise strukturbildend wirken. Solche Muster lassen sich in unterschiedlichen zeitlichen Größenordnungen identifizieren, d. h. sowohl auf der Makroebene (z. B. Fortpflanzungszyklen, Identitätsvorstellungen, soziale Rituale usw.) als auch auf der Mikroebene (neurophysiologische Erregung, Gesten, Kontaktabahnung etc.). Systemische Prozesse sind nicht nur stark vermustert, auch die Fähigkeit zur Musteridentifizierung (in der relevanten Umwelt) hat sich schon früh in der Evolution als überlebenswichtige Eigenschaft lebender Systeme herausgebildet.

Durch ihre Musterbildung sind Systeme in hohem Maße von ihrer Geschichte abhängig. Wirken keine größeren Ereignisse oder Umweltveränderungen als Musterunterbrecher auf das System ein, folgen die Systemaktivitäten den historisch entwickelten Mustern.

Für die Psychotherapie liegen die Folgen dieser Erkenntnis auf der Hand. Die Vergangenheit des Systems (körperliche Entwicklung, Kindheit, Familientraditionen) ist von Bedeutung, aber weniger im Sinne einer linearen Kausalbeziehung eines früheren Ereignisses auf ein gegenwärtiges Systemverhalten, als vielmehr durch die kontinuierliche (Re-)Stabilisierung früher bzw. früh erworbener

Regulationsmuster. Vor diesem Hintergrund lassen sich therapeutische Veränderungen in erster Linie als Musterveränderungen beschreiben. Sie benötigen ein Repertoire von Techniken der Musterunterbrechung und der Einübung und Stabilisierung neuer Muster, um das als problematisch erlebte, bisherige Verhalten des Klientensystems dauerhaft aufgeben zu können.

Spielarten der Systemtheorie und des Konstruktivismus

Nach diesem kurzen Überblick über einige zentrale Begriffe sollen im Folgenden sieben systemtheoretische Modelle vorgestellt werden, die im psychotherapeutischen Diskurs eine mehr oder weniger große Rolle spielen. Es handelt sich dabei um die klassische kybernetische Systemtheorie (Kybernetik 1. Ordnung), die Theorie autopoietischer Systeme (Kybernetik 2. Ordnung), die Theorie sozialer Systeme nach Niklas Luhmann, die Theorie problemdeterminierter Systeme, den Sozialen Konstruktivismus, die synergetische Systemtheorie und die Personenzentrierte Systemtheorie.

Die Verwendung dieser Theorien im Psychotherapiekontext ist dabei in erster Linie praxeologischer Natur, d. h. sie werden meist relativ selektiv als Referenzrahmen für klinische Konzeptbildung in Anspruch genommen. Eine systematische oder gar kritisch vergleichende Rezeption von Systemtheorie(n) findet auch in der systemtherapeutischen Literatur eher selten statt. Die Reihenfolge der Vorstellung folgt keiner zwingenden historischen oder logischen Systematik. Dennoch soll mit dem am frühesten entwickelten Ansatz begonnen werden.

Regelkreise und die Kybernetik 1. Ordnung

Systemische Theoriebildung hat in den 80er Jahren einen bedeutenden Paradigmenwechsel durchlaufen, den man als einen Siegeszug der sogenannten „Kybernetik 2. Ordnung“ bezeichnen kann. Dadurch wurden Systemkonzepte der „Kybernetik 1. Ordnung“ abgelöst, die im Laufe des 20. Jahrhunderts vor allem in der Biologie und Technik entwickelt und dann auf soziale Systeme übertragen wurden. Entscheidend für die Karriere dieser Theorien waren Fragen der Steuerung (Kybernetes: griech. für Steuermann) komplexer technischer und sozialer Systeme, die zum Ende und nach dem zweiten Weltkrieg zunehmende Bedeutung erlangten. Systeme werden aus der Perspektive der Kybernetik 1. Ordnung als ontologisch reale Einheiten betrachtet, die aus miteinander agierenden Teilen (Systemelementen) bestehen. Der wichtigste Bezugspunkt dieser Theorieposition ist die Erklärung der Bestandserhaltung von Systemen und ihren Subsystemen. Für die Bestandserhaltung sind die Grenzen zwischen System und Umwelt einerseits, zwischen den Teilen des Systems andererseits von entscheidender Bedeutung, die weder zu starr noch zu durchlässig sein dürfen, damit einerseits

Austauschprozesse mit der Umgebung gewährleistet werden, ohne dass sich andererseits das System auflöst. Die innere Gliederung von Systemen wird als hierarchischer Zusammenhang von Teilen (Subsystemen) und Ganzes betrachtet, deren Interaktionsmuster als Regelkreise verstanden werden können. Regelkreise steuern die Bestandserhaltung dadurch, dass in ihnen fortlaufend „Ist-Werte“ aus dem System mit einem „Soll-Wert“ abgeglichen werden und interne Zustandsregulierungen für Wiederherstellung des benötigten oder gewünschten Gleichgewichtszustandes (Homöostase) sorgen. Es handelt sich dabei praktisch um ein Modell der Minimierung von Abweichungen durch negative Rückkopplungen (Feedback-Schleifen), dessen vielzitierte Leitmetapher der thermostatgesteuerte Heizungskreislauf darstellt. Aus dieser Perspektive sind auch komplexe Systeme grundsätzlich als triviale Maschinen verstehbar und daher instruierbar, das heißt durch äußere Eingriffe und Interventionen, besonders durch Verstellen des Reglers, in ihren Zustand determinierbar.

Freilich ist die Übertragung auf psychische und soziale Systeme vor allem wegen ihrer normativen Implikationen problematisch. Die Entwicklung der systemischen Familientherapie wurde in den Jahren von 1950 bis Ende der 70er Jahre stark von diesen Konzepten beeinflusst. Familien wurden als Systeme betrachtet, die aus Subsystemen (Eltern, Kinder etc.) bestehen, und deren Kommunikations- und Verhaltensmuster als Regelkreise bestimmte Sollwerte zu stabilisieren trachten. Zu starke Abweichungen vom Sollwert oder übermäßig stark oder schwach ausgeprägte Grenzen z. B. zwischen Eltern und Kindern wurden als pathogen angesehen, Symptome als (freilich problematischer) Feedbackmechanismus verstanden, mit dessen Hilfe das Gleichgewicht in der Familie wiederhergestellt werden sollte.

Die wichtigste Errungenschaft dieser Phase war die Einsicht, dass (Sub-)Systeme, also Individuen ebenso wie Familien und andere soziale Einheiten nie isoliert betrachtet werden können, sondern nur im Kontext ihrer Interaktionen und Wechselwirkungen mit anderen (Sub-)Systemen existieren. Das Verhalten von und in Systemen wurde in seiner Funktionalität für die Bestandserhaltung übergeordneter Systemebenen untersuchbar. Entsprechend war diese Periode durch die Entwicklung zahlreicher Interventionskonzepte zur Behebung „dysfunktionaler“ Verhaltensmuster gekennzeichnet.

Die Schwachpunkte dieser Modelle liegen vor allem in ihrem Strukturkonservativismus, der die Erhaltung und Stabilität sozialer Systeme durch Feedbackprozesse zuungunsten der Dynamik von Entwicklungs- und Veränderungsprozessen betont, sowie in ihrer normativen Ausrichtung, die eine Festlegung bestimmter Regelgrößen als „gesunde“ Sollwerte (von Nähe und Distanz, Grenzsetzung, Hierarchie etc.) nahelegt und dazu neigt, Abweichungen zu pathologisieren. Theoretisch unbeantwortet bleibt nämlich die Frage nach der Regelung des Reglers, die ja selbst eines äußeren Organisations bedarf. Auch wenn die Gefahr einer interventionistischen

„Trivialisierung“ komplexer Systeme nicht von der Hand zu weisen ist, sind auch heute noch Konzepte der Kybernetik 1. Ordnung (oft eher implizit) im praxeologischen Inventar systemischer Therapie zu finden und klinisch durchaus nutzbringend anzuwenden, wenn man ihre Konstruktivität in hinreichendem Maße mitreflektiert.

Theorie autopoietischer Systeme und Kybernetik 2. Ordnung

Auf dem internationalen Familientherapie-Kongress 1981 in Zürich wurde das (zunächst verstörte) Publikum erstmals – durch einen Vortrag von Paul Dell – mit einem völlig neuen systemtheoretischen Konzept konfrontiert, das in der Folge maßgeblich die Entwicklung einer eigenständigen „Systemischen Therapie“ geprägt hat. Die Theorie autopoietischer Systeme ist vor allem durch die Arbeiten der chilenischen Biologen Humberto Maturana und Francisco Varela (Maturana und Varela, 1992) sowie des Physikers und Philosophen Heinz von Foerster bekannt geworden und wird häufig auch dem Umkreis der Theorie des „Radikalen Konstruktivismus“ zugerechnet (auch wenn Maturana und Varela dieses Etikett für sich abgelehnt haben).

Die Kernaussage dieser Theorie besagt, dass alle lebenden Systeme (Zellen und – mit gewissen Einschränkungen – Organismen) zwar in einem materiellen und energetischen Austausch mit ihrer Umwelt stehen, aber operational strikt geschlossene Systeme sind. Das bedeutet, dass alle Operationen des Systems (etwa die Produktion der Zellbestandteile, Übertragung von Nervenimpulsen etc.) ausschließlich durch die eigene Struktur und damit implizit durch die Systemgeschichte (als Geschichte aller vergangenen Systemoperationen) festgelegt werden (Autopoiese: griech. für „Selbsterschaffung“). Lebende Systeme sind also in einem strikten Sinne autonom. Sie werden durch materielle und energetische Einwirkungen aus der Umwelt zwar „verstört“ und zur Strukturveränderung angeregt, aber in ihren Zuständen nicht determiniert. Allenfalls können sie von außen zerstört werden.

Die Konsequenz dieser Idee für die kognitive Entwicklung lebender Systeme (die von Maturana sehr weit gefasst wird und auch Affekte und Emotionen einschließt) liegt darin, dass die Wahrnehmungsfunktion von Organismen aufgrund deren operationaler Geschlossenheit keine objektiven Aussagen über eine äußere Realität gestattet. Die Wahrnehmung der Außenwelt ist durch die Struktur des beobachtenden Systems determiniert. Es gelangt keine Information über die Umwelt „in das System hinein“, vielmehr werden Informationen im System auf systemspezifische Weise (als elektrische Impulse oder molekulare Veränderungen) erzeugt und weiterverarbeitet. Jede angenommene Wirklichkeit ist also eine subjektive Konstruktion von Beobachtern: „Alles, was gesagt wird, wird von einem Beobachter gesagt“ (Maturana). Diese Theorie ist insofern rückbezüglich, weil auch sie selbst nur von einem Beobachter postuliert werden kann und insofern selbst eine Konstruktion ist. Ein subjektunabhängiger Bezugspunkt kann nicht mehr

eingenommen werden, daher muss jede Theorie ihre eigene Bedeutung mitreflektieren.

Die Steuerungsidee der Kybernetik 1. Ordnung wird damit hinfällig, da lebende Systeme nach einem Begriff von Heinz von Foerster „nicht-triviale Maschinen“ und daher nicht instruierbar sind. Von Foerster hat auch den Begriff der Kybernetik 2. Ordnung geprägt, mit dem dieser Paradigmenwechsel heute allgemein bezeichnet wird und der zum Leitmotiv gegenwärtiger systemischer Therapie avanciert ist.

In den 80er und 90er Jahren ist die Theorie autopoietischer Systeme geradezu euphorisch rezipiert und in Verbindung mit dem Konzept des Radikalen Konstruktivismus Ernst von Glasersfelds teilweise radikal überdehnt worden. Die Konstruktivität von Erkenntnis und die damit verbundene Individualisierung von Wirklichkeit konnte einerseits als Argument für die Berechtigung, gleichermaßen aber auch als Kritik beliebiger Positionen herangezogen werden. Mittlerweile hat sich das Spektrum konstruktivistischer Theoriebildung auf einer Skala zwischen „konstruktivem Realismus“ und „radikalem Konstruktivismus“ ausdifferenziert.

Für Psychotherapie hat die Aufgabe einer Position instruktiver Interaktion nachhaltige konzeptuelle Konsequenzen, die sich auch über den Bereich systemischer Therapie hinaus in andere psychotherapeutische Felder verbreitet haben:

1. Die These der Struktur determiniertheit lebender Systeme führt zumindest theoretisch zur Aufgabe von normativen Konzepten und damit zu einer Entpathologisierung von Symptomen und Verhaltensweisen.
2. Die Anerkennung der Konstruktion unauflösbar subjektiver Wirklichkeiten erlaubt eine Fokusverschiebung von der Korrektur „falscher“ Wahrnehmungen und Verhaltensweisen hin zur Reflexion ihrer sozialen Anschlussfähigkeit.
3. Therapeuten können aus dieser Perspektive nicht mehr instruierend behandeln oder heilen, sondern nur noch zu Strukturveränderungen anregen. Die Eigenverantwortung der Klientensysteme für Veränderungsprozesse wird gestärkt.
4. Die Akzeptanz der Strukturabhängigkeit von Systemverhalten führt zur Aufgabe der Defizitorientierung und zur Hinwendung zu einer konsequenten Ressourcenorientierung, d. h. der Nutzung von im System bereits verfügbaren Möglichkeiten zur Veränderung.

Theorie sozialer Systeme (Luhmann)

Seit Mitte der 80er Jahre ist die soziologische Systemtheorie Niklas Luhmanns (als Einführung siehe Luhmann, 2004) – vor allem durch Arbeiten von Ludwig Reiter, Kurt Ludewig (1992) und Fritz B. Simon (z. B. 2009) – zu einer zentralen Referenztheorie systemischer Therapie geworden.

Entscheidend für die Bestimmung von Systemen ist für Luhmann die Differenz zwischen System und Umwelt. Um eine begrifflich widerspruchsfreie Theorie der Gesellschaft konzipieren zu können,

unterscheidet Luhmann biologische, psychische und soziale Systeme, denen er den Status operational geschlossener, autopoietischer Systeme zuschreibt (eine Ausdehnung des Autopoiesekonzeptes, die von Maturana übrigens abgelehnt wird). Luhmann zufolge bringen sich nicht nur biologische, sondern auch psychische und soziale Systeme vermittels ihrer eigenen Operationen (Gedanken/Bewusstsein, Kommunikation) selbst hervor – füreinander sind sie Umwelt und aufgrund ihrer unterschiedlichen Operationsmodi nicht unmittelbar zugänglich. Da jedoch sowohl Bewusstsein als auch Kommunikation auf Sinn³ Bezug nehmen, sind psychische und soziale Systeme über das Medium Sinn strukturell gekoppelt, sie „interpenetrieren“. Psychische Systeme entziehen sich im Unterschied zu sozialen Systemen aber grundsätzlich einer empirischen Untersuchung, weil nur Kommunikationen beobachtet werden können – sie haben also den Status einer „black box“.

Luhmann radikalisiert die Verwendung der Begriffe Beobachtung und Kommunikation als Basisoperationen von Systemen, um auf „alteuropäische“ Kategorien wie Mensch, Akteur oder Subjekt als Träger von Systembildung verzichten zu können. Damit verschafft er seiner Theorie erhebliche Abstraktionsgewinne, mit denen sie sehr unterschiedliche soziale Phänomene auf der Mikro- wie Makroebene beschreiben kann. Sie wird dadurch aber nicht gerade leichter verständlich, zumal der Verzicht auf Akteure im Kontext unserer subjektorientierten Sprache zu begrifflichen Problemen führt, etwa wenn nur noch die Beobachtung beobachtet oder die Kommunikation kommuniziert – semantisch übernimmt dann die Kommunikation selbst die Akteursposition.

Kommunikation als Basisoperation sozialer Systembildung ist für Luhmann immer dann gegeben, wenn es zur Einheit von Information, Mitteilung und Verstehen kommt. Sie ist dabei immer kontingent in dem Sinne, dass sie Ergebnis einer Auswahl bzw. Selektion ist und daher auch anders ausfallen könnte. Diese Kontingenz kommunikativen Verhaltens führt daher prinzipiell zu einer nicht aufhebbaren Ungewissheit bei einem Partner in der sozialen Begegnung über den Fortgang der Kommunikation. Da dies für beide Seiten gleichermaßen gilt, ist für jede Kommunikation das Problem *doppelter Kontingenz* kennzeichnend. Wenn sich die Kommunikationsteilnehmer (deren psychische Systeme füreinander ja black boxes sind) wechselseitig die Kontingenz von Kommunikation in Rechnung stellen müssen, kann das grundsätzlich zu paradoxen und selbstrückbezüglichen Schleifen führen („ich erwarte, dass Du weißt, dass ich weiß, dass Du mich liebst“ etc.), die durch Authentizitätsprüfungen nicht aufhebbar sind (da auch diese den Bedingungen doppelter Kontingenz unterliegen).

Jede Kommunikation lässt sich anhand sachlicher (Inhalt), sozialer (Teilnehmer) und zeitlicher (Anschluss an frühere oder

3 Sinn ist bei Luhmann nicht als inhaltliche Größe ausgewiesen, etwa im Unterschied zu „Unsinn“, sondern steht für den umfassenden Verweisungszusammenhang für die möglichen Operationen psychischer und sozialer Systeme.

zukünftige Kommunikationen) Sinn Dimensionen beschreiben. Dies gilt für diese Beschreibungen natürlich im gleichen Maße.

Soziale Systeme sind daher zwangsläufig komplex und selbstreferenziell. Da sie aus Ereignissen (Kommunikationen) bestehen, muss ein kommunikatives Anschlusshandeln gesichert sein, damit das System über eine gewisse Zeit fortbestehen kann. Luhmann postuliert sogenannte symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien (Liebe, Geld, Macht, Wahrheit usw.), die diese Funktion übernehmen und Systeme stabilisieren.

Für Psychotherapeuten ist das Werk Luhmanns vor allem deshalb von Interesse, weil es Konzepte zur Verfügung stellt, mit denen einerseits die (problematische) Kommunikation in und von Klientensystemen beschrieben werden, andererseits aber auch Psychotherapie selbst als soziales System untersucht und in einen größeren gesellschaftlichen Kontext (als eigenes Funktionssystem der Gesellschaft) gestellt werden kann.

Es stellt sich allerdings die Frage, ob eine solche Perspektive als Theorierahmen für eine klinische Epistemologie ausreicht. Die Konzeption von sozialen und psychischen Systemen, Sinn, Kommunikation usw. sind bei Luhmann (dessen wissenschaftliches Interesse in erster Linie einer „Theorie der Gesellschaft“ galt) in hohem Maße an Sprache gebunden. Körperliche und affektive Prozesse, die in Psychotherapie eine wesentliche Rolle spielen, tauchen bei ihm allenfalls als „Adressen“ bzw. Anlässe für Kommunikation auf. Psychotherapie nimmt aber nicht nur in Problemerkählungen, sondern vor allem auch im Problemerleben von Klienten ihren Ausgangspunkt.

Theorie problemdeterminierter Systeme

Ebenfalls in den 80er Jahren entstand das Konzept „problemdeterminierter Systeme“ (einfacher: „Problemsysteme“), das unmittelbar aus der klinischen Praxis entstanden und von Harold Goolishian und Harlene Anderson (vgl. 1997) am Galveston Institute in Houston, Texas, entwickelt worden ist. Demnach haben nicht etwa definierte soziale Systeme (z. B. Paare oder Familien) aufgrund ihrer strukturellen oder dynamischen Konflikte ein „Problem“. Vielmehr stellen Probleme gewissermaßen Kristallisationskerne dar, um die herum sich „problemdeterminierte Systeme“ bilden. In solchen sprachlich strukturierten, Bedeutung schaffenden Systemen werden Probleme dadurch hervorgebracht, aufrechterhalten und aufgelöst, dass über sie sprachlich kommuniziert wird.

Auf diese Weise verlagern Goolishian und Anderson den „Ort“ von Problemen aus dem individuellen Erleben in den Bereich der intersubjektiven, sprachlichen Verständigung. Problemsysteme werden so lange aufrechterhalten bzw. verändert, wie die Kommunikation über das jeweilige Problem anhält. Sie lösen sich auf, wenn die Kommunikation über das Problem beendet wird (und nicht etwa, wenn sich „die Wahrheit“ durchgesetzt hat).

Auch wenn die Autoren ihr Konzept allgemein auf „menschliche Systeme“ beziehen, haben sie als Psychotherapeuten zweifellos

eine Face-to-Face-Beziehung einer begrenzten Anzahl von Akteuren im Blick, wenn sie von Problemsystemen sprechen. Psychotherapie lässt sich gut als sprachlich organisiertes System verstehen, in dem Probleme durch den kommunikativen Austausch der beteiligten Akteure – Therapeuten wie Klienten – definiert (konstruiert), modifiziert und aufgelöst (dekonstruiert) werden können, was schließlich zu einer Beendigung des konkreten therapeutischen Systems führt, da der Anlass zur Systembildung verschwunden ist.

Entscheidendes Moment dieses Konzeptes ist eine theoretische Enthierarchisierung der Systeme. Zumindest im therapeutischen Bereich wird die Asymmetrie zwischen Therapeuten und Klienten theoretisch aufgehoben, denn beide sind an dem Prozess der Konstruktion und Dekonstruktion von Problemen gleichermaßen beteiligt. Therapeuten können keinen Expertenstatus mehr in Anspruch nehmen, da ihren sprachlichen Äußerungen aufgrund der Aufgabe des Wahrheitskriteriums keine Überlegenheit mehr gegenüber anderen Beschreibungen zukommt. Im Zuge einer postmodernen Ethik ist diese Enthierarchisierung erwünscht. Die Akteure im Problemsystem befinden sich aus diesem Blickwinkel in einer symmetrischen Position zueinander. Die „Problemlösung“ liegt in der kommunikativen Vermittlung zwischen den unterschiedlichen Beschreibungen, die jeweils für sich keinen höheren Geltungsrang in Anspruch nehmen können als die anderen. Die Therapeuten werden folgerichtig von Goolishian und Anderson nur noch als Experten für die Aufrechterhaltung des therapeutischen Gesprächs bezeichnet, die gewissermaßen für die „Anschlussfähigkeit“ der eingebrachten Beschreibungen sorgen sollen, und nehmen eine (oftmals missverständene) „Haltung des Nicht-Wissens“ ein.

Das Konzept des Problemsystems lässt sich besonders gut bei Hilfeprozessen nutzen, an denen eine Vielzahl von Akteuren, also Klienten, professionelle Helfer und andere relevante Personen, beteiligt sind. Hier ist es sinnvoll, therapeutische Interventionen auf das Problemsystem in seiner Gesamtheit und nicht nur auf die Klienten als vermeintliche Problemträger abzustimmen (z. B. in Helferkonferenzen usw.).

In gewisser Weise ist dieses Konzept auch anschlussfähig an die Systemtheorie von Niklas Luhmann, wengleich seine Reichweite durch die Beschränkung auf eine konkrete Gruppe von Akteuren wesentlich geringer ist. Kritisch anzumerken ist, dass auch hier der Problembegriff ausschließlich auf die sprachliche Dimension der Problemerkählung fokussiert ist. Darüber hinaus erscheint es mehr als fraglich, ob Begriffe wie Hierarchie, Macht und Kontrolle wirklich aufgegeben werden können, wenn man Probleme als kommunikativ hergestellte und kommunikativ auflösbare Phänomene betrachtet.

Sozialer Konstruktivismus

Die Konzentration auf die Bedeutung der Sprache als zentrales Medium sozialer Koordination und der gemeinsamen Produktion sozialer Wirklichkeiten hat dazu geführt, dass in den 90er Jahren

verstärkt Ideen des Sozialen Konstruktivismus im Kontext systemischer Therapie Beachtung gefunden haben, deren historische Wurzeln in der klassischen wissenssoziologischen Arbeit von Peter Berger und Thomas Luckmann (1969) einerseits und den Arbeiten des Psychologen Kenneth J. Gergen andererseits liegen.

Auch wenn diese Konzepte kaum noch auf systemtheoretische Modelle im strengeren Sinne Bezug nehmen, seien sie hier genannt, weil sie in verschiedener Hinsicht an die Konstruktivismus-Debatte der 80er Jahre anschließen und im gegenwärtigen systemischen Diskurs einen besonderen Platz einnehmen. Unter dem Signum „Sozialkonstruktivismus“ firmieren eine Reihe von Autoren und Ansätzen, die sich unterscheiden, denen aber ebenfalls so etwas wie „Familienähnlichkeit“ zugebilligt werden kann. Im Feld systemischer Therapeuten spielt Harlene Anderson auch hier eine wichtige Rolle, im deutschsprachigen Raum wird der Ansatz vor allem von einer Gruppe um Klaus G. Deissler vertreten.

Eines der wichtigsten für Psychotherapie relevanten Motive des Sozialen Konstruktivismus ist die Dekonstruktion der klassischen Individuumzentrierung und die Betonung der Soziogenese psychischer Phänomene (vgl. Zielke, 2007). Anstelle des Individuums als motiviert und selbstbestimmt handelnden Akteurs mit einem kohärenten Selbst tritt die Untersuchung der Eigendynamik sozialer Diskurse und Praktiken ins Zentrum der Aufmerksamkeit, die erst die Vorstellung eines Selbst oder eines Individuums hervorbringen. Im Unterschied zum radikalen Konstruktivismus wird daher Wirklichkeit als eine gemeinsam hergestellte, also soziale und nicht als individuelle Konstruktion betrachtet. Zur Erforschung dieser Konstruktionen kommen beispielsweise diskursanalytische Zugänge in Frage.

Während etwa soziologisch orientierte diskursanalytische Konzepte z. B. in der Foucault'schen Tradition eher Makrophänomene untersuchen und daher stark mit der Rekonstruktion gesellschaftlicher Machtverhältnisse beschäftigt sind, lassen sich die psychologischen Varianten des Sozialkonstruktivismus eher als interaktionistisch, partikular und lokal ausgerichtet beschreiben.

Die Ausrichtung auf sozialkonstruktivistische Konzepte ermöglichte eine Einbindung verschiedener narrativer Ansätze in den systemtherapeutischen Diskurs. Während es hier, wie bereits beschrieben, anfänglich vor allem um die Identifikation von Verhaltensmustern und Systemfunktionen ging, wurde nun den Geschichten der Klienten ein größerer Platz eingeräumt. Die Beschäftigung mit der Rolle von Sprache für die Konstruktion von Problemen oder Lösungen machte deutlich, dass dabei nicht nur die subjektiven Erfahrungen von Bedeutung sind, sondern vor allem auch die Art und Weise, wie Erfahrungen sprachlich in Geschichten gefasst werden. Kriterien für „gute“ Geschichten oder Narrative im Sinne ihrer Nützlichkeit für die Bewältigung von Entwicklungsübergängen und schwierigen Lebenssituationen sind z. B. Kohärenz, Geschlossenheit und die Anschlussfähigkeit der Erzählungen für die relevanten sozialen Kontexte. Therapie wird unter diesem

Aspekt zunehmend zum Ort der Entwicklung neuer, passender Geschichten über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Klienten. Die Kunst des Therapeuten besteht in erster Linie in der Fähigkeit, durch gutes Zuhören und Fragen einen dialogischen Raum zu eröffnen, in dem bislang unterdrückte und vernachlässigte Stimmen vernommen werden und schlechte Geschichten zu einem guten Ende geführt werden können – etwa nach dem Motto „Es ist nie zu spät, eine glückliche Kindheit zu haben“ (Ben Furman).

Theorie selbstorganisierter Systeme („Synergetik“)

Neben den bislang vorgestellten Konzepten, die sich stark auf biologische einerseits, sozialwissenschaftliche Grundlagen andererseits beziehen, hat sich die Synergetik als disziplinübergreifende Theorie selbstorganisierender Prozesse einen eigenen Platz im Kanon systemischer Theoriebildung sichern können. Vor allem die Arbeiten im Umfeld von Hermann Haken, Jürgen Kriz (1997) und Günter Schiepek haben hierzu maßgeblich beigetragen.

Der von Hermann Haken geprägte Begriff „Synergetik“ („Lehre vom Zusammenwirken“) verweist auf die Entstehung und Veränderung von Strukturen aufgrund von dynamischen, nichtlinearen Wechselwirkungen untergeordneter Systemelemente. Es zeigt sich, dass die Festlegung spezifischer Randbedingungen – bei einer ursprünglich chaotischen (im Sinne einer hochkomplexen und ungeordneten) Ausgangslage – zu spontaner Ordnungsbildung (Selbstorganisation) führt, wenn sich die beteiligten Elemente in hinreichender Wechselwirkung miteinander befinden. Aus Physik (Laserstrahlung, Klimaforschung) und Biologie (Schwarmverhalten, neuronale Netzwerke) sind zahlreiche Beispiele für solche Ordnungsbildungen bei ungeordneten Ausgangszuständen bekannt, allerdings lassen sich mit diesem Ansatz ebenso soziale und psychische Phänomene beschreiben und empirisch untersuchen (vgl. Strunk & Schiepek, 2006).

In der Sprache der Synergetik werden in der Interaktion von Elementen (Affekte, sprachliche Äußerungen, soziale Handlungen etc.) spezifische Muster hervorgebracht, die als „Attraktoren“ oder „Ordner“ wiederum die Dynamik der Elemente „versklaven“, d. h. ihren Operationsradius entsprechend begrenzen. Solange die Gesamtsituation energetisch, motivational oder kommunikativ stabil ist, befindet sich die Interaktion der Elemente um den Attraktor herum in einem relativen Gleichgewichtszustand. Durch Einwirkungen von außen oder andere Veränderungen der Kontrollparameter kommt es aber zu sogenannten „Phasenübergängen“, kritischen Zonen des Übergangs von einem Ordnungszustand zum anderen. Oft finden solche Übergänge eher sprunghaft statt, da Veränderungen in dynamischen Systemen selten kontinuierlich verlaufen. Aufgrund der Nicht-Linearität dieser Prozesse sind die Ergebnisse solcher Phasenübergänge daher meist nicht oder nur mit gewissen Wahrscheinlichkeitswerten vorauszusagen.

Für Psychotherapeuten ist die Synergetik von Interesse, weil klinisch relevante Wahrnehmungs- und Verhaltensmuster (Symptome) als problematische Ordnungszustände beschrieben werden können, die den Freiheitsgrad des Verhaltens massiv beeinträchtigen können. Der Psychotherapie als Veränderungsprogramm käme dann die Aufgabe zu, gezielt Phasenübergänge anzuregen, um die Rigidität fixierter Ordnungsmuster aufzulösen oder zu lockern. Da diese Übergänge aber eher einen diskontinuierlichen Charakter aufweisen, lässt sich therapeutische Veränderung aus dieser Perspektive nicht als ein allmähliches Schritt-für-Schritt-Umbau-Programm verstehen. Vielmehr dürfte es in erfolgreichen therapeutischen Prozessen besondere kritische Zeitpunkte spezifischer Interaktions- und Motivationsverdichtungen geben, die einen Attraktorenwechsel ermöglichen. In komplexen Zeitreihenanalysen von Therapieverläufen konnten solche Phasenübergänge nachgewiesen werden (Schiepek et al., 2005). Da therapeutisches Handeln allerdings nicht in der Veränderung der materiellen, beruflichen, sozialen oder ähnlicher äußerer Rahmenbedingungen für eine Reorganisation von Verhaltensmustern (bzw. der „Kontrollparameter“) bestehen kann, geht es vielmehr darum, gemeinsam mit den Klienten eine hinreichend dichte Interaktionserfahrung herzustellen, die als Rahmen für selbstorganisierte Phasenübergänge in Frage kommt. Dies stellt erhebliche Anforderungen an die Fähigkeit von Therapeuten, sich auf die regulativen Muster von Klientensystemen (auf Mikro- wie auf Makro-Ebene) einzustellen. Darüber hinaus bleibt die therapeutische Arbeit nicht bei der Herbeiführung eines veränderten Ordnungszustandes stehen, sondern trägt durch kleinschrittige Festigung und Stärkung neuer Verhaltensmuster zur Restabilisierung des Systems bei.

Trotz ihrer Praxisrelevanz und ihren zahlreichen hochwertigen Beiträgen zur Psychotherapieforschung ist die Rezeption synergetischer Konzepte im psychotherapeutischen Feld immer noch recht

begrenzt, wozu sicherlich ihr hoher Grad an mathematisch-formaler Modellierung beiträgt.

Personzentrierte Systemtheorie

Abschließend sei noch auf die „Personzentrierte Systemtheorie“ verwiesen, die vor allem von Jürgen Kriz vertreten (und in diesem Heft von ihm selbst ausführlicher behandelt) wird. Sein Ansatz speist sich aus der Verbindung systemtheoretischer Ansätze mit Konzepten der Gestalttheorie und der Humanistischen Psychologie. Ein zentraler Bezugspunkt dabei ist die bereits beschriebene Theorie selbstorganisierender Systeme (Synergetik), mit deren Hilfe dynamische Wechselwirkungen auf körperlicher, psychischer, sozialer und kultureller Ebene beschrieben und untersucht werden können. Im Unterschied zur Zerlegung des menschlichen Erfahrungshorizontes in operativ voneinander getrennte psychische und soziale Systeme (wie bei Luhmann) geht es Kriz um die Integration der verschiedenen Systemebenen zu einem (psychologischen) Verständnis von Person als „Sinnattraktor“, der biografische, affektive, kognitive und soziale Erfahrungen zu einem unverwechselbaren individuellen Sinnkomplex verdichtet und zur Selbst- bzw. Identitäts-Entwicklung beiträgt (vgl. von Schlippe und Kriz, 2004). Eine solche Person kann dabei immer nur als Person-in-Beziehung gedacht und verstanden werden.

Angesichts der Betonung der Vielfalt und Einzigartigkeit menschlichen Erlebens und menschlicher Praxis wird die Wertschätzung für Unterschiede zu einer zentralen ethischen Prämisse dieses Ansatzes. Eine Konsequenz dieser Sichtweise liegt auch in der Anerkennung der Notwendigkeit einer entsprechenden psychotherapeutischen Vielfalt und der Ablehnung reduktionistischer Konzepte oder schulenspezifischer Dogmatismen.

Literatur

- Berger, P. L. & Luckmann, Th. (1969). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Goolishian, H. A. & Anderson, H. (1997). Menschliche Systeme. In L. Reiter, E. J. Brunner & S. Reiter-Theil (Hrsg.), *Von der Familientherapie zur systemischen Perspektive*. 2. Aufl. (S. 253–287). Berlin: Springer.
- Hondrich, K. O. (1998). Zur Dialektik von Individualisierung und Rückbindung am Beispiel der Paarbeziehung. In *Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“*, 53, 3–8.
- Kriz, J. (1997). *Systemtheorie. Eine Einführung für Psychotherapeuten, Psychologen und Mediziner*. Wien: Facultas Universitätsverlag.
- Ludewig, K. (1992). *Systemische Therapie. Grundlagen klinischer Theorie und Praxis*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Luhmann, N. (2004). *Einführung in die Systemtheorie*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Maturana, H. R. & Varela, F. J. (1992). *Der Baum der Erkenntnis. Wie wir die Welt durch unsere Wahrnehmung erschaffen – die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*. München: Goldmann.
- Schiepek, G., Eckert, H. & Weihrauch, S. (2005). Prozessmonitoring dynamischer Systeme. *Systeme*, 19, 2, 177–209.
- Schlippe, A. von & Kriz, W. C. (Hrsg.) (2004). *Personzentrierung und Systemtheorie. Perspektiven für psychotherapeutisches Handeln*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Simon, F. B. (2009). *Einführung in Systemtheorie und Konstruktivismus*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Strunk, G. & Schiepek, G. (2006). *Systemische Psychologie*. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.
- Wittgenstein, L. (1953/1982). *Philosophische Untersuchungen*. 3. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Zielke, B. (2007). *Sozialer Konstruktivismus*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Autor:

Tom Levold, geb. 1953, Lehrtherapeut, Lehrender Supervisor und Lehrender Coach (SG), seit über 20 Jahren freiberuflich als Paartherapeut, Supervisor, Coach und Organisationsberater in Köln tätig; zahlreiche Veröffentlichungen zur Systemischen Theorie und Praxis, Mitherausgeber von „Kontext“ und Gründer und Herausgeber von „systemmagazin – Online Journal für systemische Entwicklungen“; verheiratet und Vater von vier Kindern.

Korrespondenzadresse:

Tom Levold
Institut für psychoanalytisch-systemische Praxis
51107 Köln, Eiler Straße 18
E-Mail: tom@levold.de
Web: www.levold.de

Jürgen Kriz

Personzentrierte Systemtheorie

Zusammenfassung: Gegenstand dieses Beitrags ist eine Darstellung der „Personzentrierten Systemtheorie“, wobei der Fokus weniger auf die Korrespondenz zu Modellen der interdisziplinären Systemtheorie gelegt wird, sondern eine an Erfahrungen orientierte Perspektive auf zentrale Prinzipien zum Verständnis klinischer und therapeutischer Prozesse gewählt wird. Das Interesse richtet sich dabei insbesondere auf Prozesse der Generierung und Veränderung von Sinn und Bedeutung sowie deren Verflechtung auf unterschiedlichen Systemebenen – Interdependenzen zwischen körperlichen, psychischen, interaktiven und gesellschaftlich-kulturellen Prozessen. Sinn ist eine Reduktion kognitiver Komplexität, wie auch Interaktionsmuster chaotisch große Handlungsräume ordnen. Die Selbstorganisation solcher dynamischer Ordnungen ergibt sich aus der Unterstützung bei der Realisation inhärenter Möglichkeiten. Dies steht im Gegensatz zur typischen Alltagsvorstellung, dass Ordnung stets fremd-organisiert von außen geschaffen werden muss. Sie entspricht aber genau dem, was im Personzentrierten Ansatz von Rogers als Aktualisierung bzw. Selbst-Aktualisierung thematisiert wird. Es wird gezeigt, dass die Aktualisierungstendenz keine Frage des Glaubens ist oder es sich um eine Annahme in Rogers Theorie handelt, sondern schlicht um eine Beschreibung der Konsequenzen die sich ergeben, wenn man Vernetzung und Beziehung in Prozessen ernst nimmt.

Schlüsselwörter: Personzentrierte Systemtheorie, Aktualisierungstendenz, Sinn, Bedeutung, Organismus, Selbst, Interaktion, Kultur

Abstract: Person-Centered Systems-Theory. The objective of this paper is to detail the “Person-Centered Systems-Theory” without using a focus on models of interdisciplinary systems theory, instead it takes an experience oriented perspective with a focus on core principles that enables an understanding of clinical and psychotherapeutic processes. Particular interest is paid to the emergence and transition of sense and meaning and to the interactions between different system levels – namely, bodily, psychic, interactive, and societal-cultural processes. Meaning reduces cognitive complexity just as patterns of interaction order the huge, chaotic space of possible actions. Such self-organized dynamic order emerges by facilitating the realization of inherent possibilities. This contrasts everyday understanding of order, imposed only by external organization. But this corresponds well with the concept of actualization or self-actualization in Rogers’ Person-centered Approach. It is argued, that the actualizing tendency is neither a belief nor an assumption in Rogers’ theory, but a simple description of the consequences of seriously taking interconnectedness and relationships in processes into account.

Key words: Person-centered Systems Theory, actualizing tendency, sense, meaning, organism, self, interaction, culture

1. Vorbemerkungen

Grundzüge und aufgabenspezifische Ausformulierungen der „Personzentrierten Systemtheorie“ (PZS) wurden bereits an vielen anderen Stellen publiziert (u. a. Kriz, 2004a; bzw. 1985; 1991; 1997; 1999; 2008a; 2008b), auch wenn bisher leider noch keine Gesamtdarstellung vorgelegt wurde. Meist wurden dort – zur Förderung einer präziseren Begrifflichkeit und Argumentation – einige für die PZS zentrale Prinzipien zunächst vorgestellt und erläutert. Es sind Prinzipien, die gerade humanistischen Psychotherapeuten¹ vertraut sind und eine wesentliche (wenn auch keineswegs die

einzige) Grundlage ihres Handelns darstellen – allerdings meist in impliziter Weise. In den expliziten Beschreibungen hingegen lassen sich die Gemeinsamkeiten mit Konzepten nicht übersehen, wie sie inzwischen auch im Rahmen interdisziplinärer Systemtheorie diskutiert werden und sogar für viele naturwissenschaftliche Phänomene gelten. Diese eher unerwartete Korrespondenz zwischen ganz unterschiedlichen Gegenstandsbereichen beeindruckte auch Rogers: Schon kurz nachdem Ilya Prigogine 1977 für seine Konzeption von Selbstorganisation (sog. *Dissipative Strukturen*) den Chemie Nobelpreis erhalten hatte, betonte Rogers in dem zentralen Beitrag „The Foundations of a Person-Centered Approach“:

„Daher kommen aus der theoretischen Physik und der Chemie Bestätigungen für die Gültigkeit von Erfahrungen, welche unbeschreiblich und unerwartet sind sowie transzendente und transformatorische

¹ Zur besseren Lesbarkeit wird auf eine geschlechtsneutrale oder für beide Geschlechter explizite Formulierung verzichtet

Wirkungen haben – eben jene Art von Phänomenen, die ich und meine Kollegen beobachtet haben und als zentrale Begleiterscheinungen des Personenzentrierten Ansatzes betrachten.“ (Rogers, 1980, p. 132, übers. J. K.).

Trotzdem handelt es sich natürlich nicht um „physikalische“ oder „chemische“ Prinzipien (oder allgemeiner: um „naturwissenschaftliche“) – zumal wesentliche Aspekte davon wiederum bereits mindestens 50 Jahre zuvor im Rahmen der Gestaltpsychologie der Berliner Schule (Wertheimer, Koffka, Köhler) thematisiert und untersucht wurden. Auch folgt aus einer vergleichenden Analyse von *Verstehensprinzipien* therapeutischer Prozesse mit systemwissenschaftlichen *Verstehensprinzipien* von Naturvorgängen keineswegs, dass die zu beschreibenden *Gegenstandsbereiche* als „gleich“ angesehen werden.

Auf Missverständnisse solcher Gleichsetzung wird im letzten Abschnitt noch eingegangen werden. Um aber zu vermeiden, dass systemtheoretische Beschreibungen vorschnell als „aus den Naturwissenschaften stammende Konzepte“ missverstanden werden, welche für den Bereich der Psychotherapie einfach „übernommen“ werden, wird im Kontext dieses Heftes von PERSON ein anderer Weg gegangen: Wichtige Aspekte der PZS werden möglichst lange, vor allem in den Abschnitten 3–5, weitgehend anhand von unmittelbaren Erfahrungen, Erste-Person-Perspektive und Phänomenen im Bereich menschlicher Begegnungen herausgearbeitet (wobei dann, konsequenterweise, auch ungewöhnlich oft im Text das Wort „ich“ auftaucht).

2. Zum Kontext der PZS: Warum eigentlich Systemtheorie?

Ursprung und Anliegen der PZS lassen sich einfach beschreiben: Ich bin als Mensch zutiefst von der Begegnungshaltung überzeugt, die Carl Rogers' Personenzentriertem Ansatz (PZA) zugrunde liegt. Als Psychotherapeut und Ausbilder in Personenzentrierter Psychotherapie (bzw. „Gesprächspsychotherapie“, wie es in der BRD leider heißt) bin ich durch eigene Erfahrungen und wissenschaftlich erbrachte Befunde beeindruckt von der Wirksamkeit dieses Ansatzes sowohl in Psychotherapie als auch in Beratung. Und als Wissenschaftler bin ich befriedigt durch die umfangreiche Forschung, die bestätigt, was Rogers schon vor 50 Jahren auf den Punkt brachte: „The facts are friendly“ (Rogers, 1961, p. 25).

Allerdings waren die „Kollegen“ – universitär und therapeutisch – deutlich weniger „friendly“: Es war nicht nur praktisch, angesichts schon immer knapper Ressourcen im Gesundheitsbereich wie auch an akademischen Stellen, den PZA einfach als „unwissenschaftlich“ zu erklären und damit Konkurrenz auszuschalten. Sondern viele glaubten dies auch wirklich, weil ihnen die Wirkungsweise des PZA höchst suspekt erscheinen musste: Entsprechend den bekannten Annahmen über Wirkprinzipien, konnte die

Wirkungsweise von operanter und klassischer Konditionierung im Rahmen der Lerntheorien fraglos als wissenschaftlich fundiert angesehen werden. Ebenso stimmte die Ersetzung „irrationaler Glaubenssätze“ durch rationalere Sichtweisen in einen sokratischen Dialog im Rahmen der „Rational Emotiven Therapie“ (RET) (Ellis, 1977) mit den Vorstellungen von „Veränderung“ plausibel überein. Der PZA aber hatte nur so etwas wie die „Aktualisierungstendenz“ zu bieten. Sofern nicht ohnedies schamhaft verschwiegen, wurde darüber in deutschsprachigen Lehrbüchern meist mit dem Hinweis referiert: Rogers *glaube* daran. Keine sehr gute Basis für einen wissenschaftlichen oder akademischen Diskurs!

Zum Glück konnte der PZA allerdings auf zahlreiche, für damalige (50er bis 70er Jahre) Verhältnisse qualitativ hochwertige Wirksamkeitsstudien verweisen. Entsprechend wurden auch die „Basisvariablen“ mit Skalen vermessen und mit dem Outcome korreliert, was deren *Wirksamkeit* belegte. Doch die *Wirkungsweise* blieb in den Lehrbüchern, Darstellungen und Diskursen weiter obskur. In Rogers' Schriften selbst gewann zwar das Konzept der Aktualisierungstendenz ab den 60er Jahren zunehmend an Bedeutung. Etliche seiner Adepten aber reagierten in zwei Extremen: Die einen gaben dem Konzept eine fast mystisch-esoterische Deutung, indem alles zum Guten gewendet werde, die anderen verschwiegen dessen Erwähnung besser. Noch Ende der 80er Jahre schrieb mir der Nestor der „Gesprächspsychotherapie“ in Deutschland in einem Brief, er könne mit etwas so „Unwissenschaftlichem“ wie der Aktualisierungstendenz nichts anfangen – und für die „Gesprächspsychotherapie“ sei dieses Konzept zudem irrelevant. Dies geschah rund ein Jahrzehnt, nachdem Ilya Prigogine für eine ähnliche Konzeption von Selbstorganisation 1977 den Chemie Nobelpreis erhalten hatte.

Doch wird weder Verherrlichung noch Ausblendung der Aktualisierungstendenz der fundamentalen Bedeutung gerecht, die durch dieses Konzept als Erklärungsprinzip im Kontrast zu dem klassischen und alltäglichen Verständnis von Entwicklungs- und Veränderungsprinzipien eröffnet wird. Es sind Prinzipien, die bereits vor 8-9 Jahrzehnten in der Gestalttheorie der Berliner Schule entwickelt wurden und mit dem Gestaltkonzept sowie der „Selbstaktualisierung“ (K. Goldstein) einen begrifflichen Fokus fanden, die auch Rogers konzeptionelle Entwicklung des PZA stark beeinflussten. Seit rund vier Jahrzehnten spielen diese Konzepte nun auch im Rahmen interdisziplinärer Systemtheorie eine zunehmende Rolle.

Allerdings wird mit der Beachtung eines so übergreifendes Konzepts das Hauptanliegen von Rogers noch deutlicher: Es ging ihm nämlich nicht so sehr darum, eine eigene Therapieschule zu gründen – gar noch in Abgrenzung zu anderen – sondern schlicht darum, Lebens- und Entwicklungsprozesse des Menschen sowie deren Förderungsmöglichkeiten im Rahmen von Counseling und Therapie zu verstehen. Entsprechend sieht sich die PZS ebenfalls keiner „Schulrichtung“ verpflichtet, sondern es geht um das Verständnis eben dieser Prozesse – unter Einbeziehung von Erkenntnissen und Diskursen, die dann nach Rogers' Tod besonders im

Bereich der systemischen Psychotherapie diese Sicht weiter ausdifferenziert haben.

Schon das Ernstnehmen von Phänomenen, die wir mit Begriffen wie „Entwicklung“, „(zwischen-) menschliche Beziehung“, „Persönlichkeit“, „Therapie“ etc. zu fassen versuchen, führt radikal weg von einem Verständnis der Welt, wie es durch vier Jahrhunderte mechanistischer Anschauung in unserer Kultur (17.–20. Jhdt.) entstand und tief in das Alltagsverständnis eingedrungen ist. Wie anderswo detailliert ausgeführt (u. a. Kriz, 2004b; 2008a; 2008b), sind einfache Ursache-Wirkung-Prinzipien von Veränderung dann brauchbar, wenn man einen Stuhl im Zimmer verrückt, eine Maschine repariert oder eine Blechbüchse ausbeult: Man wirkt „ursächlich“ so ein, dass genau das als Wirkung herauskommt, was man designhaft geplant hat: Aus dem Wachs eines Kerzenstummels kann man einen Osterhasen oder anderes formen. Und auch die oben erwähnte klassische oder operante Konditionierung, Drill, Dressur usw. folgen im Wesentlichen diesem Wirkmodell. Auch die Technikentwicklung ist stets bemüht, Benutzeroberflächen so zu konstruieren, dass diese Prinzipien selbst dann „passen“, wenn die dahinterliegenden Systeme deutlich komplexer sind und eigentlich anders funktionieren: Die Verbrennungsvorgänge in einem Automotor sind komplex und nicht-linear. Doch „schneller fahren“ bedeutet, grob gesagt, „mehr Gas geben.“ Man betätigt Hebel, Einschaltknöpfe, Regler etc., die uns suggerieren, einfache Ursache-Wirkung-Beziehungen für allgemein gültige Wirkprinzipien zu halten. Ein gutes Beispiel liefert das gegenwärtige Kult-Gerät „iPad“ (ähnlich iPod und iPhone) von Apple: Am „Touchpad“ werden Dateien mit dem Finger „verschoben“, man „blättert“ und in der „richtigen“ Geschwindigkeit laufen die Anzeigen mit. Man kann diese Bewegungen sogar wie ein Schwungrad beschleunigen, wonach sie dann „abbremsen“. All dies entspricht intuitiv den mechanistischen Alltagsprinzipien – in Wirklichkeit aber sind es komplizierte Programme, die dem Benutzer solche Ursache-Wirkung-Zusammenhänge lediglich vorgaukeln.

Obwohl ich öfter den Einwand höre, dass heute kaum noch jemand solche mechanistischen Ursache-Wirkungs-Prinzipien unterstellt, bin ich gerade in den letzten Jahren² zunehmend überzeugt davon, dass wir die Macht dieses klassischen Modells von Wirkung mit den entsprechenden Metaphern und Prinzipien im Alltag und auch im Bereich von Psychotherapie eher noch unterschätzen. Zwar ist explizit jedem klar, dass der Umgang mit nicht technisch regulierten Prozessen oft andere Prinzipien erfordert, als mechanistische: Eine Kerzenflamme reagiert zwar auf leichtes Blasen, aber zu einem Osterhasen lässt sie sich kaum formen. Und niemand würde versuchen, die quirlige Struktur der Wasserkaskaden eines Wasserfalls analog zur Blechbüchse mit dem Hammer auszubeulen. Doch selbst etliche „humanistische“ Therapeuten, welche die Aktualisierungstendenz nicht angemessen rezipiert haben, greifen

mangels besserer Erklärungsprinzipien ungewollt zu der Metaphorik dieser mechanistischen Denkweise – etwa wenn sie davon sprechen (und schreiben), dass die Entwicklung des Patienten „blockiert“ oder „stecken geblieben“ sei, obwohl sie sehr wohl wissen, dass sie weder über eine Autobremse oder einen Damm reden wollen, noch über einen Schlüssel, der im Schloss steckt. Dies belegt aber, dass wir kaum etwas erklären können, ohne auf Modelle, Metaphern und Prinzipien zurückzugreifen und dass in unserer Kultur eben mechanistische Modelle „naheliegend“ sind.

Wenn man darauf verzichtet, den Menschen mit klassisch-mechanistischen Modellen und Prinzipien zu (er-)fassen – und die dabei zwangsläufig ins Auge springenden Abweichungen als „Sonderheiten“, „Fehler“ oder noch zu beseitigende „Schwächen“ zu erklären – bedarf es anderer Beschreibungs- und Erklärungs-Prinzipien. Diese müssen der Tatsache Rechnung tragen, dass Entwicklungsverläufe im Bereich lebender Systeme – und stärker noch beim Menschen – oft durch nicht-lineare, qualitative Sprünge gekennzeichnet sind. So ist beim Menschen typisch, dass auf Einflussnahmen durchaus lange Zeit fast nichts geschieht, dann aber, im weiteren Verlauf, plötzlich eine sprunghafte Veränderung oder Entwicklung einsetzt. Beispielsweise wird eine bestimmte Bewegung geübt und gelingt lange nur mäßig – doch plötzlich, mit wenigen weiteren Übungen, kann diese Bewegung weitgehend richtig und wiederholbar ausgeführt werden. Oder – im mentalen Bereich – wird ein komplexer Sachverhalt lange und mit immer weiteren Beispielen erläutert – man versteht fast nichts; doch plötzlich, als „Aha-Erlebnis“, ordnet sich das Chaos im Kopf und man durchschaut den Zusammenhang. Zudem zeigen solche Entwicklungen oft eine Eigendynamik, die nicht beliebig plan- und steuerbar ist, sondern nur – relativ unspezifisch – gefördert oder behindert werden kann.

Diese Phänomene, Vorgänge und Aspekte in einen Zusammenhang zu bringen, der ein ganzheitliches Verstehen des Zusammenwirkens unterschiedlicher Einflüsse ermöglicht, ist das Anliegen der PZS. Ich wüsste keinen anderen Weg, die (Er-)Lebensprozesse auch nur annähernd in einem solchen Zusammenhang erfassen zu können, wenn dabei nicht auf die *Prozesshaftigkeit* allen relevanten Geschehens fokussiert wird. Damit stellt sich aber notwendig die Frage, wie denn in einem solchen Prozessgeschehen so etwas Adaptiv-Plastisches, aber gleichzeitig durchaus hinreichend Stabiles, wie „Selbst“, Persönlichkeit“, „Plan“, „Handlungsmuster“, „Partnerbeziehung“ usw. (um nur wenige recht unterschiedliche Betrachtungsgegenstände zu nennen), verortet und beschrieben werden kann; ebenso die Frage danach, wie die mit diesen Wörtern bezeichneten Erfahrungsentitäten miteinander zusammenhängen, sich stabilisieren und verändern können. Und dies wiederum ist mir ohne das Konzept „System“ nicht möglich – weil damit, wie schon in der Gestalttheorie, genau die Beziehung zwischen Teilaspekten und Ganzheiten („Gestalten“) und deren wechselseitige Beziehungen etc. thematisierbar werden.

2 Hierzu gehört u. a. die Analyse von Ursachen für Forschungsartefakte (Kriz, 2003) oder die Mitarbeit im „Wissenschaftlichen Beirat Psychotherapie“ in der BRD.

Es geht also letztlich um die Frage: Wie können wir die sinnhaft strukturierte Ordnung unserer Lebenswelt, die Veränderbarkeit, aber auch Stabilität und Überstabilität (Symptome, Probleme) im chaotischen Meer von Einzelmomenten (und einer noch chaotischeren Komplexität von physikalisch beschreibbaren Stimuli) verstehen? Dazu werden – entsprechend den Vorbemerkungen – zunächst in den folgenden drei Abschnitten (3–5), eng an reinen Phänomenen und Erfahrungen orientiert, einige wichtige systemische Aspekte erörtert, die für die Grundlage der PZS zentral sind.³

Wie bereits betont unterbleiben viele Hinweise auf gleichartige (aber natürlich nicht die *gleichen*!) Phänomene in den Naturwissenschaften. Aber es wird jeweils ein Beispiel für einfaches Hör-Erleben – markiert mit (a) – dem psychotherapeutischen Erleben – markiert mit (b) – vorangestellt. „Hören“ lässt sich nämlich zunächst reduzierter beschreiben und diskutieren als die Vorgänge im Rahmen einer Psychotherapie.

3. Ganzheitlichkeit, Gestalt, System

3a) Ich spiele auf einer billigen Kinderorgel einige Töne – z. B.: c–c–d–h–c–d e–e–f–e–d–c – und *höre* eine „Melodie“. Wie bei jeder anderen einfachen Melodie, etwa einer, die ein Kind vor sich hinsummt, ist dies für mich nicht nur einfach eine Abfolge von Tönen, sondern ich höre musikalisch-sinnvolle Zusammenhänge. Ich erinnere mich ggf., diese Melodie schon mal gehört zu haben. Selbst dann, wenn jeder Ton ein anderer war – z. B. auf der Orgel g–g–a–fis–g–a h–h–c–h–a–g. Es geht hier eben nicht um die physikalische Beschaffenheit der einzelnen Töne (c=264 Hertz, d=297 Hertz, h=248 Hertz usw.). Vielmehr geht es um etwas sinnhaft ganzheitlich Wahrgenommenes. Dies ist typisch für das, was Gestaltpsychologen „Gestalt“ nennen (ein Konzept, das auch für Rogers' PZA zentral ist). Eine Melodie behält ihre Gestalt, auch wenn die Töne transponiert werden (wie im 2. Beispiel); und auch, wenn sie statt auf der Kinderorgel von einer Violine, Oboe oder Trompete gespielt werden.

3b) Ich sitze einem Klienten gegenüber, der einige Wörter äußert – z. B. „gestern“ – „Abend“ – „kamen“ – „mir“ – „im“ – „Konzert“ – „plötzlich“ – „Tränen“. Wie bei fast allen geäußerten Worten meiner Mitmenschen höre ich nicht einfach Worte, sondern sinnvolle Sätze. Ich erinnere mich ggf., die „gleiche“ Aussage schon mal gehört zu haben. Selbst dann, wenn jedes Wort ein anderes war – z. B. „Freitag“ – „machte“ – mich“ – „ein“ – „Stück“ – „im“ – „Radio“ – „ganz“ – traurig“. Es geht weder um die physikalischen Schwingungen der

Luft, noch um die im Thesaurus nachschlagbare Hauptbedeutung der je einzelnen Wörter. Vielmehr geht es um eine ganzheitlich, sinnvoll wahrgenommene Äußerung. Obwohl unüblich, könnte man hier von einer (Sinn-)Gestalt sprechen. Das Wesentliche, der Sinn einer Äußerung, lässt sich auf vielerlei Weise mit unterschiedlichen Wörtern ausdrücken (allerdings kommen hier Mimik, Gestik, Tonfall, Körperhaltung etc. hinzu – und es gibt, wie noch diskutiert wird, erhebliche Probleme und Einschränkungen).

Um diese Beziehung zwischen Einzelphänomenen thematisieren zu können, welche eine ganzheitliche, aber strukturierte Ordnung bilden, wird interdisziplinär nicht der Begriff „Gestalt“ sondern „System“ verwendet.⁴

4. Bottom-up und Top-down

4a) Im Gegensatz zu der Vorstellung, dass die Töne einfach irgendwie in der Gestalt „Melodie“ aufgehen (wie Tropfen im Teich), betonte schon die klassische Gestaltpsychologie eine sehr komplexe Bottom-up- und Top-down-Dynamik: Die Töne bilden zwar, wie in (3a) ausgeführt eine Melodie; gleichzeitig erhalten die Töne aber *durch die Melodie* Eigenschaften, die sie ohne diese nicht hätten: Das „h“ im ersten Beispiel ist zwar *physikalisch* identisch mit dem „h“ im zweiten Beispiel, nämlich 248 Hertz. Mein *Hörerlebnis* ist aber völlig unterschiedlich: Im ersten Beispiel wirkt das „h“ als „Dominante“ (oder „Leitton“) – erlebensemäßig „drängt es auf das c“; im zweiten Beispiel ist „h“ die Terz der Tonika – der Ton wird ruhend erlebt. (Musikalisch unbedarfte Leser sollten dies auf der Blockflöte oder einem Tasteninstrument spielen (lassen): Das Erleben beider „h = 248 Hertz“ ist gravierend unterschiedlich). Eine Melodie setzt sich somit aus Tönen zusammen (bottom-up), doch die Töne erhalten durch die Melodie, in die sie eingebettet sind, erst bestimmte Eigenschaften und Charakteristika (top-down). Der Kontext der Töne spielt somit eine erhebliche Rolle.

Eine allgemeine systemtheoretische Formulierung ist: Die Teile eines Systems bilden die Gesamtstruktur (bottom-up); doch wird die Dynamik der Teile durch diese Struktur bestimmt (top-down). (Das Wissen darum bzw. der Hinweis darauf, dass dies für sehr viele Systeme *auch* in den Naturwissenschaften typisch ist, „entmenschlicht“ m. E. nicht meine Erfahrung beim Hören einer Melodie).

Der „Kontext“ lässt sich natürlich auch weiter fassen – und gilt dann etwa auch für das Hörerlebnis der Melodie in Bezug auf andere Hörerfahrungen und -gewohnheiten: So ist die Abfolge der Töne in

3 Es sei darauf hingewiesen, dass es mehrere unterschiedliche Systemtheorien gibt (siehe den Beitrag von Levold in diesem Heft). Die PZS steht, wie anderswo ausführlich dargestellt (Kriz, 1999; 2004a), in deutlichem Kontrast zur Autopoiese-Konzeption und in enger Korrespondenz zum interdisziplinären Programm der Synergetik von H. Haken (1984).

4 Dies entspricht allerdings auch der typisch unterschiedlichen Perspektive der Naturwissenschaften: „Gestalt“ bezieht sich genau genommen nur auf die Organisation der Phänomene im menschlichen Wahrnehmungsprozess (auch wenn Wolfgang Köhler die Frage aufwarf: „Gibt es physische Gestalten?“). Während die Naturwissenschaften eben auch (oder gar primär) solche „physischen Gestalten“, also Systeme, im Blick haben, bei der sich physische Entitäten objektiv ordnen (und nicht nur subjektiv geordnet wahrgenommen werden).

beiden Beispielen oben zwar, erlebensmäßig, „dieselbe Melodie“ – egal auf welchem Instrument man sie spielt. Aber für die Wirkung dieser Melodie auf mich bzw. für die Bedeutung der Melodie, welche die Melodie für mich bekommt, keineswegs gleich, ob sie auf einer Violine, Oboe oder Trompete erklingt, ob ich sie an einem Sommerabend mit Partner im Arm, als Hintergrund im Supermarkt oder als Analysebeispiel in einer Musikprüfung höre. Eine Situation – und damit der Gesamtkontext – ist also viel umfassender, d. h. weit mehr Einzelphänomene tragen bottom-up zu einer Gesamtsituation bei, die dann top-down meinen Höreindruck bestimmt).

4b) Jedes Wort, das mein Klient in (3b) sagt, trägt zum Sinn bei, die ich dem gehörten Satz gebe (bottom-up). Gleichzeitig bekommt jedes Wort in meinem sinnvollen Verstehensprozess dieses Satzes eine spezifische Bedeutung (top-down). Die Vielfalt möglicher Bedeutungen jedes einzelnen Wortes wird dabei erheblich reduziert. D. h. die Polysemantik (jedes Wortes, besonders der Alltagssprache) wird dabei begrenzt. Der Kontext, in dem die Wörter eines Satzes stehen, spielt für deren Verständnis somit eine bedeutsame Rolle. Das gilt auch für den Kontext des ganzen Satzes: Es ist nicht gleich, mit welchem Tonfall, welcher Mimik und Gestik etc. er geäußert wird. Und es ist nicht gleich, in welchen weiteren Sinnbezügen er steht. Das Wort „frisch“ erhält eine andere Bedeutung, je nachdem ob es eine innere Befindlichkeit, den Zustand von Obst oder den Wind beschreibt. Und der Satz „Frischer Wind aus dem Osten“ bedeutet im Wetterbericht etwas anderes als in einem politischen Kommentar.

Natürlich ist auch der Begegnungskontext, in dem ein Satz gesagt und gehört (und verstanden) wird, sehr viel umfassender: Im PZA spielt sogar mein Menschenbild und mein PZA-Verständnis von einer hilfreichen therapeutischen Beziehung neben den bisherigen Sitzungen mit dem Klienten eine Rolle. Ich konzentriere daher meinen Verstehensprozess nicht so sehr auf Wörter („ach, gestern war das“); auch nicht auf den Sachinhalt („müssen Sie öfter in Konzerten weinen?“); nicht auf das, was man „tun“ könnte („hatten Sie wenigstens ein Taschentuch dabei?“ oder: „gut durchatmen hilft da manchmal“); auch nicht, wie in Anfänger-Übungen, auf das „Verbalisieren von emotionalen Erlebnisinhalten“, die *gestern* (!) da waren („Sie wurden da von Traurigkeit schier überwältigt“). Sondern der Kontext-Fokus ist der innere Bezugsrahmen des Klienten im Hier-und-Jetzt – unter Einbeziehung des Gesamtausdrucks. Das könnte (z. B. !) zu dem Verständnis führen, dass sich der Klient *jetzt* gerade dafür schämt, zu bekennen, öffentlich so emotional reagiert zu haben („Ist es Ihnen [jetzt, mir gegenüber] peinlich, wenn Sie daran denken, Ihre Gefühle so deutlich in der Öffentlichkeit gezeigt zu haben [?]“ – wäre dann eine angemessene therapeutische Äußerung – vgl. Eckert & Kriz, 2005, S. 337).

5. Komplettierungsdynamik

5a) Mit dem Begriff „Erkennen“ der Töne als Melodie im Sinne von (3a) und (3b) ist gemeint, dass ich nach einigen Tönen mehr oder weniger weiß, „wie es weiter geht“. Bricht die Melodie irgendwo ab, so würde ich nach allerspätestens 9 der 12 Töne die nächsten 3 innerlich weiter singen. Da ich diese Melodie sogar als „Anfang der britischen Nationalhymne“ erkenne (selbst übrigens, wenn die Töne „unrichtig“ alle mit derselben Zeitdauer erklingen), ergänze ich noch weitere Teile dieser Melodie. Das wird anderen, die diese Melodie nicht kennen oder nicht erkennen, nicht genau so gehen. Aber: Der Möglichkeitsraum an weiteren Tönen ist auch dann extrem eingeschränkt. Das kann jeder mit Kindern oder anderen Personen, die diese Melodie nicht kennen, selbst erfahren. Bittet man, einige Töne, die einem gerade in den Sinn kommen, weiter zu singen, so werden dies z. B. keine Töne einer anderen Tonart sein – z. B. dis-b-cis wird kaum auftauchen. Stattdessen wird die Melodie „sinngemäß“ fortgesetzt (in der Regel in derselben Tonart, mit weiteren typischen Charakteristika der Anfangsmelodie usw.).

Es sei beachtet, dass „Erkennen“ etwas sehr Praktisches ist, denn ich kann meine Aufmerksamkeit nun verringern, da ich ja weiß, wie es weitergeht. Meist wird dies sogar leicht entspannend erlebt: „Ach ja – das ist es!“ Aber dieses „Wissen“ ist andererseits auch gefährlich: Vielleicht wollte mir jemand eine Melodie vorspielen, die nur zufällig so anfängt wie die „britische Nationalhymne“, aber ganz anders und neu weiter geht. Doch ich merke den Unterschied vielleicht nicht mehr, weil ich gar nicht mehr so genau hinhöre.

Die allgemeine systemtheoretische Formulierung dazu lautet: Weist ein Teil eines Systems bottom-up eine bestimmte Ordnung auf, so wird diese top-down den weiteren Verlauf im Sinne dieser Ordnung beeinflussen. Es sei aber nochmals darauf hingewiesen, dass die Tatsache, dass diese Formulierung z. B. auch für physikalische und chemische Systeme gilt, weder aus meiner Musik-Erfahrung noch aus der oben gegebenen Beschreibung dieser Erfahrung etwas „Physikalisches“ macht.

5b) „Verstehen“, was mein Klient sagt, oder „Erkennen“, was er meint – gar aus dem inneren Bezugsrahmen heraus – bedeutet, die Wörter (und Gesten etc.) nicht nur in einen sinnvollen Satz bzw. Kontext zu stellen, sondern vieles zu „komplettieren“. Das ist bei Informationsaustausch, oder im typischen Alltagsgespräch, praktisch und entlastend: „Ach ja, ich weiß, was er sagen will“, „ich kenne das“, „ich weiß, wie es – in etwa – weiter geht“ sind typische (explizit oder implizit begleitende Gedanken). Es wäre auch sehr aufwendig und unpraktisch, müsste mein Gegenüber bei jedem Wort, bei jedem Satz, die gesamten unausgesprochenen Kontexte mit erläutern.

Noch mehr als beim „Erkennen von Melodien“ (5a) führen Komplettierungsdynamiken beim gegenseitigen Verstehen allerdings häufig zu Problemen: „Du hörst mir ja gar nicht richtig zu!“ sagt

nicht nur *meine* Partnerin in Situationen, wo ich tatsächlich mit meinen Gedanken abschweife, weil ich glaube, eh zu wissen, was sie sagen will – oder gar, was scheinbar (wieder) „angesagt“ ist. Wohl jeder kennt das. Für Paartherapien ist dies sogar fast die Standard-Situation: Der Therapeut fragt den einen: „Haben Sie gehört, was Ihr Partner gerade gesagt hat?“ und hört allzu oft: „äh, nein, ... nicht so genau, aber wie er anfang / mich ansah / wusste ich schon, was er sagen wollte“. Das Vertraute und Bekannte, das solche Komplettierungsdynamik schafft, ist hier zur Rigidität, zum nicht-mehr-wirklich Hinsehen und Hinhören gesteigert. Äußerungen des anderen werden quasi als Trigger für die „inneren Filme“ genommen. Es findet eine Komplettierung zunehmend ohne Realitätscheck statt (Kriz, 2004a; 2008a).

Es sei hier schon darauf hingewiesen, dass solche komplettierende Ordnungsbildung vor allem über eine symbolisierende und kategorisierende Abstraktion von unmittelbarer Erfahrung läuft. Das ist „mein Partner“, der in „solchen Situationen“ „immer wieder“ „dies und jenes“ tut/sagt/meint. Eine Hilfe, aus der Rigidität einer Beziehung zu kommen, wäre daher, darauf zu achten, dass sich die Partner gegenseitig *sinnlich erfahren* statt einander in (inneren, allgemeinen) *Kategorien zu beschreiben*. Dies kann z. B. durch wortloses längeres Ansehen der Partner, kleinmaschiges Hinhören und Rückmelden des Gehörten etc. gefördert werden.

Allerdings wird damit auch die Gratwanderung deutlich, der ich mich mit meinem therapeutischen Verstehen ausgesetzt sehe: Ich will nicht nur isolierte Wörter hören oder einzelne Sätze, sondern deren Bedeutung für die Erlebenswelt des Klienten verstehen. Das aber bedeutet, Kontexte über das unmittelbar Geäußerte hinaus zu komplettieren. Tue ich das aber zu sehr und zu weitgehend, so laufe ich Gefahr, auch hier zu sehr meinen eigenen inneren Filmen zu folgen, zu glauben, ich wüsste schon, „wie es weiter geht“ oder „was wieder gemeint“ ist. Dies wird durch Kategorien aller Art (z. B. diagnostische) eher verstärkt. Dieser Gefahr entgegenwirkend bedarf es eben, von der „Sinnlichkeit“ im Hier-und-Jetzt Gebrauch zu machen: genau hinsehen, genau hinhören, sorgfältig fühlen, „engmaschige“ Rückkoppelung als Realitätscheck des Geäußerten usw.

6. Komplexitätsreduktion, Konstruktion, Sinnattraktor

Bereits aus den Abschnitten 3–5 sollte deutlich geworden sein, dass unser Alltagsbewusstsein davon, in einer hinreichend geordneten, sinnvollen, von Regeln durchzogenen Welt zu leben, eine beachtliche Konstruktionsleistung ist. Wie anderswo detailliert ausgeführt (Kriz, 1998), können Sinn und Bedeutung nur dadurch erkaufte werden, dass die ungeheure Komplexität der Weltvorgänge extrem selektiert, reduziert und geordnet wird. Denn unsere Lebenswelt ist eben nicht die von Physikern thematisierbare Welt ungeheurer „Reizströme“, sondern eine Welt, die in Figur(en) und Grund

geordnet ist. Unsere Lebenswelt besteht auch nicht aus Myriaden fragmentierter Einzelmomente, sondern aus vergleichsweise wenigen, zusammenhängenden Geschichten. Meine Sinne erfahren nur Tropfen und kühles Strömen auf der Haut, Rauschen und Tosen, Helligkeits- und Farbunterschiede etc. – aber in meiner Lebenswelt ist dies ein „Fluss“, dessen gehörten Namen ich zudem ggf. erinnere und in den ich mehrfach steigen kann. Auch wenn mir der schöne und wichtige Satz von Heraklit „man kann nicht zweimal in denselben Fluss steigen“ in den Sinn kommen mag. Die wirkliche und wörtliche Einmaligkeit von Erfahrung ist höchst selten und untypisch Bestandteil der Lebenswelt.

Nehmen wir beispielsweise das „Sehen“ in Relation zur „visuellen Reizaufnahme“. Letztere besteht bekanntlich (aus der objektiven Außenperspektive beschrieben) in einer sprunghaften Folge diskreter Fixationen von 0,1–0,3 sec. Dauer – unterbrochen von diversen Augenbewegungen (u. a. den Macrosaccaden). Was wir aber *sehen* – und mehr noch: unser *inneres Bild* vom Nachbar, den wir jeden Morgen für, sagen wir, zehn Minuten auf einen kleinen Plausch beim Gang zum Bus treffen – „besteht“ für uns keineswegs aus einer sequenziellen Abfolge von ca. $4 \times 60 = 240$ Fixationsbildern pro Minute bzw. 2400 Bildern pro Morgen oder 876 000 Bildern pro Jahr, sondern aus einer stabilen, schematischen Figur. Diese ist im Sommer vielleicht „braungebrannt“, im Winter „eher bleich“, manchmal „salopp“, manchmal „elegant“ gekleidet. Über deren Erscheinungen während des letzten Jahres könnten wir noch einiges mehr sagen. Aber dies ist ganz sicher nicht einfach eine Sequenz von Detailsindrücken, die den 876 000 Einzelbildern auf der Netzhaut entspricht. Ebenso ergibt sich für uns aus den – „objektiv“ betrachtet – Myriaden von Einzeläußerungen des Nachbarn, von denen jede wieder aus vielen Wörtern bzw. Phonemen besteht und diese wiederum aus komplexen und vielfältigen Frequenzverläufen, so etwas wie ein Teil seiner Lebensgeschichte. Und darin wiederum mag ein vages, aber zusammenhängendes Bild über seinen Sohn, der in Amerika lebt, oder über seinen ehemaligen Beruf in einer anderen Stadt, seinen Ärger über seine unzuverlässigen Freunde etc. bedeutsam sein.

Die auf uns objektiv einströmende Welt der Reize wird also „bottom-up“ zu Sinnvollem strukturiert, das sich um (vergleichsweise wenige) Sinnkerne herum ordnet. Und dieses sortiert und formiert quasi wiederum „top-down“ die Reizaufnahme („Ach, jetzt erzählt der Nachbar grad' von seinem Sohn“). Solche Sinnkerne werden in der PZS „Sinnattraktoren“ genannt. (Attraktoren sind in der Systemtheorie Ordnungen, auf die ein Prozess selbstorganisiert zustrebt und die ihn ihrerseits ordnen).

Nun leben zwar auch Tiere, selbst einfache Organismen, nicht in einer Welt chaotisch komplexer Reizströme. Sondern auch sie reduzieren diese Komplexität ebenfalls durch Strukturierungsvorgänge. Doch deren Prinzipien sind weitestgehend im Laufe der Evolution erworben (man könnte von evolutionären Attraktoren sprechen). Vom Vogelweibchen wird der „Gesang“ eines Vogelmännchen

derselben Art „erkannt“ und mit ebenfalls strukturiertem Verhalten „beantwortet“; „Wurm“ und „Zweig“ werden unterschieden und der kunstvolle Bau eines Nestes ist ebenfalls ein Ordnungsprozess. Und auch der Mensch ist zunächst einmal ein biologisches Wesen, das evolutionär Strukturierungsprinzipien erworben hat: Figur-Grund-Unterscheidung, die Zerlegung von Sprachlauten in Phoneme zum Aufbau einer Grammatik oder die Herausbildung von inneren Erwartungsstrukturen als „working models“ im Rahmen von Bindungserfahrung (Bowlby, 1988).

Wesentlich (im Sinne der Existenzphilosophie) für den Menschen ist allerdings, dass seine organismische Aktualisierung die biologisch-neuronale Grundlage dafür legt, ein Bewusstsein von sich selbst entwickeln zu können (und unter üblichen biologischen und sozialen Gegebenheiten: auch zu müssen). Wie immer Theoretiker die Details genau beschreiben mögen: Bedeutsam ist, von den zunächst angeborenen Affektäußerungen und Gesten im Laufe der ersten Lebensjahre zunehmend eine Vorstellung derart zu entwickeln, dass der Mensch auf sich selbst aus der Position eines anderen zurückblicken kann (Mead, 1968). Das Kleinkind, das mit dem Teddy „Mutter und Kind“ spielt, dabei selbst die Rolle der Mutter übernimmt und dem Teddy die Rolle des Kindes (also: *seine*) zuweist, hat eine Vorstellung davon entwickelt, was sein „Jammern“ für andere bedeutet (bzw. bedeuten kann), wenn es auf das „Jammern des Teddys“ tröstend reagiert – das sogenannte *role-taking*.

Zu diesem Wesentlichen des Menschen gehört auch, sich vor dem Hintergrund einer als sinnhaft verstandenen Biographie hier und jetzt auf eine sinnhaft konstruierte Zukunft hin zu entwerfen und auszurichten. Auch wenn jemand von „Sinnlosigkeit“ in Vergangenheit und/oder Zukunft spricht, zeigt allein deren Thematisierung das Ringen um Sinn (ggf. die Verzweiflung am (noch) nicht Gelingen). Neben Carl Rogers oder Viktor Frankl gibt es kaum einen Therapeuten, der sich mit diesem Ringen nicht auseinandergesetzt hätte. Denn es ist notwendig für den Menschen, seine Lebenswelt sinnhaft zu strukturieren.

Diese sinnhafte Ordnung ist allerdings nicht individuell beliebig. Vielmehr betritt der Mensch immer schon eine Lebensbühne, auf der seit zahllosen Generationen soziale Rollen (siehe oben: *role-taking*) gespielt werden und materielle und kulturelle Symbolsysteme als Kulissen längst formiert sind. Sozialisation bedeutet, vom allerersten Tag an in diese Rollen und deren Sinnstrukturen eingeführt und an sie angepasst zu werden. Sinnattraktoren entstehen also nicht losgelöst von den Sinnstrukturen der Sozialgemeinschaft, sondern, umgekehrt, werden durch diese angeregt oder gar stark beeinflusst bis kontrolliert. Dennoch sind sie nicht einfach „implantierbar“: Denn so sehr das soziale Umfeld eines Menschen auch vermittelt, was sinnvoll ist und was nicht: Ob etwas für ihn *Sinn hat*, muss *erfahren* werden – ist also wesentlich ein Aspekt der *Erste-Person-Perspektive*. Das „hier stehe ich, ich kann nicht anders!“ eines Martin Luther finden wir durchaus in vielen Zusammenhängen, wo der Mensch eben *nicht* den Sinn der Sozialgemeinschaft

teilt. Andersherum ist es meist sehr entlastend, wenn Symptome beispielsweise im Laufe einer Psychotherapie eine sinnhafte Deutung bekommen und der Mensch erfährt, dass er selbst und (manch) andere dieses Geschehen verstehen können.

Der überaus zentrale Aspekt des „positive regard“ im PZA sowohl für die Entwicklungstheorie und Störungslehre (Biermann-Ratjen, 2007) als auch für die Therapie (Rogers, 1961) steht ebenfalls in diesem Zusammenhang: Der Mensch kann nur zu jenen Aspekten und Anteilen seines (organismischen) Erlebens und Ausdrucks eine Beziehung „aus der Position eines anderen“ – also als Momente der Selbststruktur – angemessen aufnehmen, welche ihm in der Entwicklung (oder in der Therapie) als sinnvoll verstehbar zurückgemeldet werden. Werden Äußerungen nicht verstanden, so werden diese meist eingestellt. Denn scheinbar Unverstehbares, Sinnloses zu äußern ist – zumindest für den jungen, sich entwickelnden Menschen – überaus furchtbar und frustrierend. Die Erfahrungen, die diesem „Sinnlosen“ zugrunde liegen, werden ausgeblendet oder umgedeutet – oder es werden Situationen, in denen solche Erfahrungen auftreten könnten, ganz gemieden.

7. Weisen in der Welt zu sein – oder: relevante Systemebenen menschlicher Beziehungen zur Welt

In den vorangegangenen Abschnitten ging es darum, wie die unfassbar hyperkomplexen Reizströme zu fassbaren Sinnattraktoren reduziert werden. In diesem Abschnitt werden Teilprozesse charakterisiert, welche in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung diese Ordnung der Lebenswelt gestalten. Diese Differenzierung in einzelne Aspekte ist ebenfalls eine Reduktion (des Autors), um Ordnung und Sinn in die Betrachtung und Erklärung der Phänomene zu bringen. Die eine, ganzheitliche, Weise eines Menschen, in der Welt zu sein, wird also künstlich in „Weisen“ aufgebrochen und die folgenden Systemebenen „gibt“ es somit nicht einfach. Sondern es sind Konstruktionen, um ein sinnvolles Verstehen dafür zu fördern, welche Ordnungsprozesse für den Menschen in seiner Beziehung zur Welt, zu anderen Menschen und zu sich selbst relevant sind.

Unter diesen Vorbehalten macht es aus Sicht der PZS Sinn (!), zwischen folgenden Systemebenen der „Weise in der Welt zu sein“ zu unterscheiden:

a) *Beziehung: Organismus – Welt*: Hiermit sind jene Prozesse gemeint, welche den Organismus als biologische Entität in seiner Umwelt entfalten, aufrecht erhalten oder an deren Veränderungen adaptieren. Im PZA ist der Organismus die Basis der Erfahrungen (allerdings auch für Handlungen). Relevant sind natürlich die Sinnesorgane – aber besonders Gendlin hat darauf hingewiesen, dass auch jenseits der Sinnesorgane der Körper einfach durch seine Aktualisierung in der Welt Aspekte dieser Beziehung repräsentiert. Das ist leicht bei einem Baum zu verstehen: Dieser verfügt ja

nicht über menschliche Sinnesorgane; aber in der Art, wie er in die Landschaft und die Ereignisse hineingewachsen ist (viel Sonne von Süden, Stürme von Osten, einige zu trockene Jahre, ein Blitzeinschlag etc.), „verkörpert“ er diese „Erfahrungen“. Und ein Baumkenner könnte an der Art und Form der Jahresringe einiges über die Erfahrungen des Baumes und die vermutlichen Ereignisse aussagen. Es ist dies ein Aspekt, der z. B. für das Focusing (Wiltschko, 2008; siehe auch Punkt (d)) bedeutsam ist, in vielen Therapien aber kaum beachtet wird.

Es sei darauf hingewiesen, dass man noch eine Systemebene „tiefer“ gehen kann, auf der dann auch die innerorganismischen Beziehungen zwischen Teilen des Körpers expliziter Betrachtungsgegenstand werden – etwa zwischen Muskelverhärtungen und Atmung. Solche wichtigen Beziehungsgeflechte zwischen innerorganismischen Prozessen werden in der PZS (bisher) aber nur mit dem Fokus auf die Verarbeitungsstrukturen von Erfahrungen thematisiert und in diesem Beitrag ganz zurückgestellt.

b) *Beziehung: kognitiv-emotive Bewertungen – Welt:* Obwohl es sich hier um einen Teilaspekt von (a) handelt, macht es Sinn (!) ihn gesondert hervorzuheben, weil es hier um jene Prozesse geht, die sowohl im Alltagsverständnis als auch in der psychologischen Forschung besonders beachtet werden. Es geht um Denken und Fühlen (die „Bewertungsfunktionen“ nach C. G. Jung), inklusive Phänomene wie Erkennen, Lernen, Erinnern, Verhaltenssteuerung etc. Wobei die jahrzehntelang primär auf reine Denkvorgänge ausgerichteten Diskurse inzwischen zumindest die große Bedeutung auch von Gefühlen bei Lernvorgängen beachten. Es sei aber betont, dass wir diese Prozesse (auf Ebene (b) noch in hohem Ausmaß mit den Tieren teilen: Auch eine Taube unterscheidet Körner vom Untergrund, lernt eher schmackhaftes Futter statt unschmackhaftem zu wählen und sich entsprechend zu erinnern, kann klassisch und operant konditioniert werden etc.

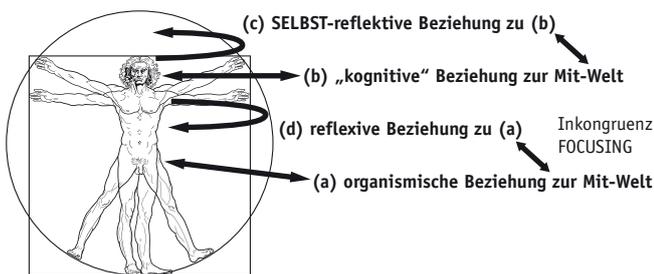


Abb. 1.: Weisen in der Welt zu sein

c) *Beziehung: Bewusstsein – (b):* Wesentlich für den Menschen ist, wie bereits betont wurde, die Prozesse von (b) selbst zum Gegenstand seiner Denk- und Fühlvorgänge machen zu können. Ebene (c) fokussiert also auf jene Prozesse, die wir (reflexives) Bewusstsein nennen und deren Struktur das „Selbst“ im PZA ist. Mit Prozessen auf Ebene (c) verbunden sind also: sich seiner Erfahrungen

(einschließlich des Verhaltens) bewusst zu werden, ihnen und der eigenen Existenz einen Sinn zu geben (s. Abschn. 4), vom reinen Verhalten (a + b) zum intentionalen Handeln zu kommen, ein Selbstbild zu entwickeln etc. So wichtig (c) auch ist: es sollte nicht überschätzt werden, da sich der Mensch auch mit (b) ins Alltagsgeschehen „einklinkt“. Jedenfalls hat Julian Jaynes (1993) sehr detailliert argumentiert und gezeigt, dass Menschen durchaus zu beachtlichen Kulturleistungen auch ohne reflexives Bewusstsein fähig sind.

Mit dem Konzept der *Inkongruenz* weist der PZA darauf hin, dass die organismischen Erfahrungen von (a) und (b) keineswegs adäquat im Selbst repräsentierbar bzw. symbolisierbar sein müssen – das wäre nur bei der „fully functioning person“ der Fall, die es aber real nicht gibt. Da aber Sinn, Symbolisierung, Zuwendung von anderen („positive regard“) in hohem Maße von den sozialen Prozessen in der Umgebung des Menschen mitbestimmt werden (wenn auch keineswegs determiniert – siehe Abschnitt 6 und 8), können sich die Selbstorganisationsprozesse (*Selbstaktualisierung* – siehe unten) ggf. eher an *diese* Bedingungen anpassen (also an das „conditional regard“) als an die Bedingungen und Bedürfnisse des Organismus. Diese Aspekte sind von Rogers und anderen im Rahmen des PZA an vielen Stellen detailliert ausgeführt. Sie sind zentral für das Verständnis von „Störungen“ – d. h. für die Gründe, warum Menschen überhaupt therapeutische Hilfe aufsuchen.

d) *Beziehung: Bewusstsein – (a):* Es ist einer der zentralen Beiträge Gendlins, mit dem Focusing auf ein spezifisches In-Beziehung-Treten hingewiesen zu haben: Der Mensch kann nämlich nicht nur zu seinen Gedanken, Gefühlen und Handlungen reflexiv in Beziehung treten (c), sondern auch zu Bereichen der im Körper repräsentierten Erfahrung, die zu (a) gehört. Der Unterschied zwischen (d) zu (c) (und auch zwischen (b) zu (a)) wird beispielsweise daran deutlich, dass man zwar in bewusster Reflexion über die Gedanken und den Sinn einer bestimmten Situation oder Entscheidung zu einem Urteil kommen kann, das logisch einwandfrei und rational begründbar ist und sogar mit expliziten Überzeugungen und Werten sinnvoll übereinstimmt – und dennoch ggf. *spüren* kann, dass dies nicht „stimmig“ ist. Oder der typische Fall sog. „neurotischer Symptome“, wo sich der Mensch zwar selbst (reflexiv) über sein Verhalten in bestimmten Situationen wundert, aber die eigentlichen inneren Zusammenhänge nicht versteht und (noch) keinen Zugang dazu hat, was ihn sich so verhalten lässt. Prozesse auf Ebene (d) richten sich somit nicht so sehr nach dem *social sense* – dem in die Sozialgemeinschaft eingewobenen Sinn, der ggf. über ein *conditional regard* im Selbst stabilisiert wurde – sondern nach dem *felt sense*, der vor-sprachlichen und vor-symbolisierten Erfahrungs- und Bedürfnisstruktur des Organismus. Therapie allgemein und Focusing im Besonderen zeigen, wie untypisch und schwierig es für den Alltagsmenschen ist, mit diesen Aspekten seines (Er-)Lebens in Beziehung zu treten. Dies wird nicht gelernt und kaum unterstützt, denn für

die Gesellschaft ist wichtiger, dass sich die Menschen angesichts der Reiz- und Aktionsflut unserer Kultur vor allem möglichst reibungslos in die Prozesse des *social sense* einzuklinken vermögen (*positive regard* wird daher auch selten *unconditional*, sondern häufig nur *conditional* gegeben: Zuwendung hat eben allzu oft ihren Preis).

8. Selbstorganisation und Aktualisierung: Erklärungsprinzipien für die Ordnung der Lebensprozesse

Die in Abschnitt 7 (zunächst) benannten Prozesse, mit denen der Mensch „in der Welt ist“, schaffen jene Ordnung, mit der wir uns in der Welt zurechtfinden, d. h. sie laufen nicht willkürlich, chaotisch oder rhapsodisch ab. Besonders für die Prozesse auf Ebene (b) und (c), die für das soziale Miteinander, gemeinsame Weltgestaltung, Kultur etc. hoch relevant sind, steht deren Ordnung im Zentrum der Betrachtung und ist Gegenstand ständiger Beobachtung und Interventionen. Sozialisation und ihre Institutionen (z. B. Elternhaus, Schulen) stellen sicher, dass die Sinnstrukturen hinreichend weitergegeben werden. Dort, wo die Ordnung in Wahrnehmung, Denken, Fühlen und Verhalten, beim Individuum, bei Paaren, in Familien oder Organisationen deutlich jenseits von Toleranzgrenzen „verrückt“ ist, setzen Therapie, Beratung, Coaching, Justizvollzug und dgl. ein. Damit stellt sich noch einmal die Frage (siehe Abschnitt 2), wie diese Ordnung entsteht, wie sie aufrecht erhalten werden kann und – etwa in den letztgenannten Fällen – aus leidvoller „Verrücktheit“ wieder befriedigend hergestellt werden kann.

Die immer noch vorherrschende ideologische Antwort in unserer (!) Kultur lautet: *Ordnung ergibt sich nur dadurch, dass jemand ordnet. Dies muss kontrolliert werden, sonst droht die Ordnung in Chaos bzw. Anarchie zu zerfallen.* Die damit verbundenen Vorstellungen von Veränderung durch einfache Ursache-Wirkung-Beziehungen und entsprechende Interventionen wurde oben schon erörtert. Für den Umgang mit toter Materie ist dies auch hinreichend angemessen, denn mein Schreibtisch räumt sich in der Tat nicht von selbst auf – ich muss Ordnung schaffen. Der Sinn ordnender Interventionen ist daher täglich erfahrbar und somit fast selbstverständlich.

Allzu oft und allzu sehr werden daher diese Prinzipien auch auf den Bereich des Menschen übertragen: Polizei und Militär schaffen Ordnung im Inland wie im Ausland; Erziehung und Ausbildung wurden lange primär als einfügende Anpassung in bestehende Ordnung (z. B. Werte und Normen) verstanden; auf der Ebene des Organismus (a + b) funktioniert nicht nur bei Tieren Dressur, Drill, klassische und operante Konditionierung beachtenswert gut. Und nicht selten kommen Klienten in die Therapie oder Beratung mit dem indirekten Erwartungsbild, Veränderung funktioniere genau so: Jemand gibt gute Ratschläge (auch wenn sie deren Erfolglosigkeit längst erlebt haben, sonst kämen sie nicht in Therapie), oder macht mit ihnen etwas in dem Sinne, dass auf der Basis einer „Fehleranalyse“ im

Wahrnehmen, Denken, Fühlen oder Handeln etwas vom Therapeuten „repariert“ wird.

Systemische und humanistische Therapeuten – also auch der PZA – betonen aber gemeinsam mit moderner naturwissenschaftlicher Systemtheorie (sowie diversen Weisheitslehren und manch anderen Ansätzen) die Erkenntnis, dass es auch ganz andere Prinzipien und Wege gibt, um zu Ordnung zu gelangen, als zu ordnen. Es lässt sich zeigen, dass dann, wenn die Prozesse in einem System nicht künstlich isoliert werden – also insbesondere den Rückkoppelungen und der Beziehung zur Umwelt Rechnung getragen wird – *selbstorganisiert* Ordnung entsteht. Der Fachbegriff hierfür ist *Emergenz*. Statt ordnend von außen einzugreifen (z. B. Vorschriften zu machen oder Ratschläge zu geben) genügt es, Selbstorganisation zu ermöglichen und ggf. zu fördern – allerdings muss man dann in Kauf nehmen, dass diese Ordnung vielleicht nicht genau dem entspricht, was der Ordner will und sich als *sein* Ziel vorstellte. Aber zumindest in Psychotherapie und Erziehung ist man sich heute weitgehend darin einig, dass es nicht darauf ankommt, dass Ratschläge genau befolgt werden, sondern dass eigene Lösungsmöglichkeiten gefunden werden.

Schon die in den Abschnitten 3–6 erörterten Phänomene und Beispiele belegen, dass nicht „von außen geordnet wird“. Niemand schreibt vor oder gibt auch nur den Rat: „Sie sollten die folgenden Töne zu einer Melodie verbinden“ (ergänzt um: „indem Sie ... machen“); oder: „die folgenden akustischen Reize, die Ihre Ohren erreichen, sind Wörter – diese beziehen sich auf den Sohn Ihres Nachbarn, bitte speichern Sie das Gehörte an der entsprechenden Stelle Ihres Gehirns ab“. Dies wäre nicht nur absurd, sondern würde so auch gar nicht funktionieren – denn es werden (wie sich zeigen lässt) gerade nicht Wörter in der entsprechenden Reihenfolge abgespeichert (wie ggf. auf einer Computer-Festplatte), sondern es werden selbstorganisiert bottom-up Ordnungs- und Strukturierungsprinzipien gebildet, welche top-down das Gehörte strukturieren, d. h. die komplexen, polysemantischen akustischen Reizströme zu einem sinnvollen inneren Bild vom Sohn des Nachbarn reduzierend ordnen.

Allerdings geht es in Psychotherapie und Beratung (und Coaching etc.) fast nie um Emergenz, d. h. um das selbstorganisierte Entstehen von Ordnung. Vielmehr suchen Menschen gerade deswegen professionelle Hilfe, weil sie unter (einigen Aspekten) der bereits *vorhandenen* Ordnung ihrer Lebenswelt leiden: Das, was „Symptome“, „Probleme“ „Störungen“ etc. genannt wird, sind ja bestimmte Ordnungen in den Prozessen ihres Lebens, d. h. wie sie „in der Welt sind“. Und Therapeuten sind sich weitgehend schulübergreifend darin einig, dass diese Ordnungen meist irgendeinmal recht sinnvoll waren: nämlich um unter ungünstigen Bedingungen das psychische oder gar das physische Überleben irgendwie zu sichern. Oder, etwas weniger dramatisch, den Selbstwert zu erhalten, Bedrohungen abzuwehren etc. Was Menschen also bei professioneller Hilfe somit suchen, ist die Ermöglichung eines Übergangs

von einer Ordnung (= Symptome, Probleme) in eine andere, weniger leidvolle, Ordnung. Ein solcher Ordnungs-Ordnungs-Übergang heißt in der Systemtheorie *Phasenübergang*.

Phasenübergänge sind in der Alltagswelt des Menschen ebenso typische wie normale Entwicklungsvorgänge und laufen meist recht undramatisch ab. Dabei geht es nicht um genetisch weitgehend determinierte Umordnungen – wie etwa die Metamorphose: Ei-Raupe-Puppe-Schmetterling –, sondern es geht um selbstorganisierte Umordnungen von Prozessstrukturen in Adaptation an Veränderungen in der Systemumwelt. Die sich ständig ändernden Anforderungen aus der Umwelt stellen quasi *Entwicklungsaufgaben* bereit, an welche sich ein System adaptiert, indem zunächst stabile Attraktoren instabil werden und in einem Phasenübergang einen neuen Attraktor aktualisieren. Beispielsweise markieren die Übergänge Kleinkind-Schulkind-Jugendlicher-Berufstätiger-Partner-Eltern-Rentner solche Anforderungsveränderungen, die typische Entwicklungsaufgaben konstellieren. An diese muss sich der Mensch in unserer Kultur mit seinen Prozessstrukturen (besonders (b) und (c) in Abb.1) adaptieren: Sein Verhalten, seine Kompetenzen, seine Wahrnehmung von „Wichtigem“ und von „Unwichtigem“, sein Bild von sich selbst etc. wird dabei jeweils deutlich andere Strukturen annehmen. Manche kulturell besonders wichtige Übergänge werden sogar mit Initiationsriten versehen, um die neuen Entwicklungsaufgaben und Anforderungsprofile „feierlich“ hervorzuheben – etwa die Einschulung, das Schulende, Konfirmation/Kommunion, Examen, Pensionierung etc.

Genau diese selbstorganisierte Herausbildung und Adaption von Prozessstrukturen bringt Rogers Konzept der „Aktualisierungstendenz“ (übernommen von Goldstein) auf den Begriff. Wobei Rogers besonders die Wichtigkeit einer angemessen symbolisierenden Korrespondenz zwischen Prozessen auf Ebene (a) und (b) einerseits und (c) und (d) andererseits (vgl. Abb. 1) für psychische Gesundheit bzw. „Störungen“ herausgearbeitet hat. So wie „Gravitation“ im Newtonschen Weltbild schlicht die Phänomene in einen Zusammenhang bringt, dass Äpfel in Erdnähe zu Boden fallen der Mond aber nicht (sondern um die Erde „kreist“), bringt „Aktualisierung“ schlicht die Phänomene in einen Zusammenhang, dass rückgekoppelte, vernetzte Prozesse selbstorganisiert Strukturen bilden.⁵ Diese Strukturen (oder: Muster, Ordnungen) sind den Systemen einerseits inhärent – es wird also keine Struktur von außen einfach aufgezwungen – sind aber andererseits stets als Adaptation an die Gesamtheit der Bedingungen zu verstehen. Eben das meint „Aktualisierung“.

„Aktualisierung“ ist also so wenig wie „Gravitation“ eine Frage des *Glaubens*, sondern eine bestimmte Art, Phänomene in einen Erklärungszusammenhang zu bringen (so gibt es für die Phänomene, die mit Gravitation beschrieben werden, seit Einstein auch andere

Beschreibungsmöglichkeiten). Dies wird allerdings im PZA keineswegs allgemein so verstanden, wie z. B. folgendes (eher typische) Zitat belegt:

Für einige ist z. B. der Glaube an die Kraft Aktualisierungstendenz (vgl. Kriz, in diesem Buch) der Eckpfeiler ihrer Vorstellung von Therapie, die daher die Annahme einschließt, dass Nicht-Direktivität den Kern ihrer Arbeitsmodelle darstellt. Im Gegensatz dazu wird von anderen ... stärker betont, dass die Aktualisierungstendenz ernsthaft beschädigt werden kann, dass solche Schädigungen manchmal irreparabel sind... Manchmal (sind) direktivere oder prozessleitendere Interventionsformen nötig (...), um den Prozess der Aktualisierung wieder in Gang zu setzen.“ (Lietaer, 2008, S. 29).

Aus Sicht der PZS muss dazu gesagt werden, dass eine *Tendenz* nicht „beschädigt“ werden kann; aber auch die Aktualisierung kann weder beschädigt noch wieder in Gang gesetzt werden – wie alle Erklärungsprinzipien, einschließlich Gravitation. Wenn gasgefüllte Ballons steigen, ist nicht die Gravitation beschädigt, sondern es muss bei diesem Phänomen auch die Schwere der Luft berücksichtigt werden, die bei fallenden Äpfeln, Gläsern etc. vernachlässigbar ist. Zu den Bedingungen, an die sich lebende Organismen adaptieren, gehört *auch* ihre Vergangenheit. Und daraus folgt, dass Aktualisierung *niemals* so stattfindet, als hätte es diese Vergangenheit nicht gegeben. Manchmal ist und bleibt diese für einen Menschen so bedeutsam, dass die Aktualisierung *darin* deutlich anders ist, als man es bei Menschen mit günstigeren Entwicklungsbedingungen beobachten kann (deshalb ist sie aber nicht „beschädigt“).

Dieser Aspekt einer stets *bedingten* Aktualisierung – die damit im Ergebnis oft recht begrenzt erscheint – soll durch folgendes (fiktive) Gleichnis für die „Aktualisierung“ auf der anschaulichen organismischen Ebene weiter erhellt werden: Ein 20-jähriger Mann, den man als 3-Jährigen in eine Holzkiste von 70 × 70 × 70 cm eingesperrt (aber regelmäßig mit Nahrung versorgt) hatte, wird entdeckt und befreit. Da dieser Mann überlebt hat, wird er seine menschliche Gestalt entsprechend den sehr einschränkenden Bedingungen aktualisiert haben. Dabei werden z. B. seine Arme und Beine wegen der extremen Enge eine ungewöhnliche Form entwickelt haben und deren Muskeln und Sehnen werden nahezu ungeübt sein. Der nun befreite Mensch wird daher zunächst nicht gehen können, sondern merkwürdig zusammengekauert, mit verbogenen Gliedmaßen, am Boden sitzen.

Was dürfen wir nun von der weiteren Entwicklung dieses Menschen erwarten? Selbst wenn dieser Mensch keine spezifische Therapie erhält, wird er seinen neu gewonnenen Freiraum zur weiteren Aktualisierung nutzen. So wird er zunehmend von seiner Fähigkeit als Mensch – im Gegensatz zu einem Baum – Gebrauch machen, sich räumlich fortzubewegen und Dinge seiner engeren und weiteren Umgebung zu „ergreifen“. Er wird dies zunächst irgendwie kriechend und un gelenk tun, aber er wird nach und nach eine gewisse Fertigkeit darin entwickeln. Besonders wenn er in seiner weiteren Entwicklung nun durch andere Menschen unterstützt wird, wird er

⁵ Dazu bedarf es, genaugenommen, noch einiger Randbedingungen – diese sind aber für lebende Systeme aufgrund ihrer Evolution meist erfüllt (vgl. Kriz, 1999).

vielleicht sogar einen Gang auf zwei Beinen und einen hinreichend effizienten Gebrauch seiner Arme entwickeln. Andererseits können wir kaum erwarten, dass selbst bei bester und jahrelanger Therapie die körperlichen Entwicklungsschäden voll reversibel verschwinden. Dieser Mensch wird sich z. B. als 40-Jähriger nicht so bewegen können, als sei er nie in einer Kiste eingesperrt gewesen: Einiges an seinem Gang und an seinen Bewegungen wird im Vergleich zu seinen Mitmenschen, die eine weitgehend unbehinderte Entwicklung durchlaufen konnten, „merkwürdig“ und „fremdartig“ bleiben. Jemand, der viel Erfahrung mit Menschen „aus Kisten“ hat, wird daher auch Jahrzehnte später sagen können: „Ach, das wird vermutlich jemand sein, den man in eine Kiste eingesperrt hat“ – und sich mit einer solchen Diagnose die Fremdartigkeit der Bewegungen erklären.

Dieses drastische Beispiel sollte einerseits die Möglichkeiten, andererseits die Grenzen dessen verdeutlichen, was wir mit Aktualisierungstendenz meinen. Die menschliche Anlage, Arme und Beine mit bestimmter Form und Länge zu entwickeln, wird zunächst selbst an die extrem beschränkenden Bedingungen der Holzkiste adaptiv aktualisiert. Verändern sich diese Bedingungen wesentlich, so adaptiert sich der Organismus entsprechend seiner Möglichkeiten an diese neuen Bedingungen – z. B. wird er sich, wenn möglich, mit Hilfe der Arme und Beine fortbewegen. Diese Neuadaptation geschieht allerdings nicht einfach plötzlich – so wie ein unter Druck verformter Gummiball ggf. in seine runde Form zurückspringt. Sondern dies geschieht ebenfalls im Rahmen der angelegten Entwicklungsmöglichkeiten: Knochen, Sehnen und Muskeln brauchen ihre Zeit, um sich umgestalten zu können. Und die Adaptation wird auch nicht so geschehen, als hätte es keine vergangene Entwicklung gegeben. Sondern die adaptive Weiterentwicklung geschieht natürlich immer vom Ausgangspunkt der jeweils veränderten Bedingungen.

Aktualisierung meint somit immer eine Adaptation an die Bedingungen im Rahmen der Möglichkeiten, und dazu gehört eben auch die bisherige Entwicklung. Verglichen mit einer Entwicklung unter guten Bedingungen wird somit eine „Schädigung“, als Adaptation an schlechte Bedingungen, oft nicht einfach völlig „reversibel“ sein – d. h. weitere Adaptationen so vornehmen, als hätte es diese nie gegeben. Schon die Anführungszeichen bei „reversibel“ machen aber deutlich, dass auch dies ein inadäquater Begriff ist. Denn es wird *niemals* eine „Fehlentwicklung“ wieder „rückgängig“ gemacht. Sondern eine bestimmte Entwicklung, die wir von außen und verglichen mit anderen Entwicklungen als „Fehlentwicklung“ bezeichnen, schreitet weiter voran. Und entsprechend den dann günstigeren Bedingungen beschreiben wir diese neue Entwicklungsrichtung als weniger „fehlgehend“. Ggf. bemerken wir sogar keinen Unterschied mehr zu einer „normalen“ Entwicklung – dann *sieht es so aus*, als sei dies „reversibel“.

In dieser Weise beschrieben, verliert die Aktualisierungstendenz jeden mystischen oder magischen Anstrich von einer „innewohnenden“ Kraft, welche aus sich heraus die Entwicklung von

Lebewesen zur Vervollkommnung treibt. Sie ist, nochmals, eine schlichte Beschreibung der Adaptation von Prozessstrukturen an die Gesamtheit der Bedingungen. Zur menschlichen Aktualisierung gehört aber nicht nur die physische Entwicklung sondern insbesondere auch die psychische Entwicklung hin zu einem Bewusstsein des Menschen von sich selbst. Und auch hier gibt es analog zu der Holzkiste beschränkende Bedingungen für eine Entwicklung, die wir bei anderen Personen als normal und üblich bezeichnen würden. Wobei mit den oben diskutierten Prozessebenen deutlich wurde, dass Teilprozesse trotz gegenseitiger Wechselwirkung dennoch unterschiedliche Eigendynamiken entfalten und sich an sich an unterschiedliche Teilbedingungen adaptieren können – wobei Teilprozesse auf einer bestimmten Ebene sowohl restringierende als auch fördernde Bedingungen für eine andere Prozessebene darstellen können. Beispielsweise könnte der Mann aus der Kiste nach dem Entfernen dieser Beschränkungen auch dann nicht von seinen Bewegungsmöglichkeiten Gebrauch machen, wenn seine psychischen Prozesse quasi neue Barrieren aufbauen – etwa indem er sich sagt: „Es hat sowieso alles keinen Zweck“, oder indem er fürchtet, für Fortbewegungsversuche bestraft zu werden. Hingegen könnte eine psychische Verfassung, die sich in dem Willen äußert, sich auf keinen Fall unterkriegen zu lassen, das Ausmaß des Übens der nun befreiten Glieder steigern und so die körperlichen Adaptationsprozesse fördern.

Wichtig ist allerdings auch, dass die (Er-)Lebensprozesse auf den in Kap. 7 charakterisierten Systemebenen keineswegs von einem *isolierten* Individuum (bzw. Organismus) vorgenommen werden – wie schon am Ende von Abschnitt 6 betont wurde. Die eben charakterisierten Eigendynamiken auf unterschiedliche Prozessebenen können z. B. auch auf (b) und (c) (siehe Abb.1) wirksam werden: So kann jemand in einer Situation körperlich mitbekommen, dass er angegriffen und entwertet wurde – er strukturiert auf Ebene (b) also die komplexen visuellen und akustischen Reize durchaus in einer Weise, dass sogar Außenstehende wahrnehmen können, wie erregt und ärgerlich er ist. Allerdings kann es in der Selbstwahrnehmung (Ebene (c)) seiner inneren Vorgänge durchaus so sein, dass dieser Ärger gar nicht bewusst als solcher symbolisiert wird, weil es dafür keine Prozessqualität in der Selbststruktur gibt: Sein Ärger wurde schon in der frühen Biographie nicht verstanden und angemessen beachtet (*positive regard*), sondern einfach ignoriert, lächerlich gemacht, oder negativ sanktioniert. Das Selbst, dem ja wesentlich die Sicht aus der Position von anderen zugrunde liegt, hat die aggressiven körperlichen Empfindungen nicht oder nur in umgedeuteter Form (z. B. als „Hungergefühl“) integrieren können. Und damit kommt in seiner Selbststruktur gar nicht als eine inhärente Möglichkeit vor, dass er auch aggressiv sein könnte. Dies wäre ein recht verkürztes, aber nicht untypisches Beispiel für „Inkongruenz“ gemäß PZA.

Damit wird nun deutlich, dass die „Weisen in der Welt zu sein“ – d. h. die relevanten Systemebenen menschlicher Beziehungen zur

Welt aus Abschnitt 7 – um die andere Seite der Begegnung ergänzt werden muss, wie im folgenden Kapitel gezeigt werden soll:

9. Wie die Welt uns begegnet – oder: relevante Systemebenen menschlicher Mitwelt

Entwicklungspsychologisch gesehen hat die Welt, der das Neugeborene begegnet, zunächst einmal die Erfüllung der basalen Bedürfnisse zu gewährleisten: Nahrung, Schutz, Nähe, Zuwendung, Verständnis für die Affekte, *positive regard* etc. Wenn dies hinreichend gelingt, können die grundlegenden Strukturierungsprinzipien seiner Lebenswelt eine Basis für weitere Entwicklung bieten – etwa Arbeitsmodelle (*working models*) über das, was von der Welt und anderen Menschen zu erwarten ist, wie sie im Rahmen der Bindungstheorie (Bowlby, 1988) in die Diskussion eingebracht wurden. Schemata, als ein anderer Aspekt von Strukturierungsprinzipien, im Sinne von Piaget (1976) können entstehen und die Welterfahrung assimilierend an diese anpassen oder (was als Phasenübergang zu verstehen ist) sich selbst akkommodierend adaptiv an die Welt anpassen, wo sie inadäquat werden (man sieht, wie stark Piagets Konzepte ebenfalls aus der Systemperspektive der Gestalttheorie stammen – einschließlich des Schema-Konzeptes, das er von Bartlett (1932) übernahm).

Auf der anderen Seite lassen Vernachlässigung, Schädigung durch Missbrauch oder Inkompetenz, oder auch nur Ignoranz oder Missverstehen der Affektäußerungen, nur noch „Notfall-Ordnungen“ aktualisieren, die dem Kind meist keine feste Grundlage bieten, weitere Strukturen seiner Lebenswelt in adaptiver Flexibilität auszudifferenzieren. Beispiele sind u. a. ungünstige Bindungsstile, oder das Borderline-Konzept von Rohde-Dachser, wonach die Spaltung der Objektbeziehungen in „gut“ und „böse“ als „urtümlicher Versuch des Menschen, seine widersprüchlichen Erfahrungen innerlich abzubilden und gleichzeitig zu ordnen, dem Chaos eine Struktur zu geben“, verstanden wird (Rohde-Dachser, 1986, S. 136).

Die Literatur in Klinischer und Entwicklungs-Psychologie sowie in Psychotherapie ist voll mit Konzepten und Beispielen für die notwendigen Förder- aber eben leider auch Schädigungsmöglichkeiten der Aktualisierung dieser grundlegenden Ordnungsprinzipien in früher Kindheit. Auch Rogers und der PZA haben sich sehr intensiv den notwendigen und hinreichenden Bedingungen gewidmet, die sowohl in der Beziehung Klient-Therapeut als auch in der frühen Entwicklung (besonders Kind-Mutter/Eltern) förderlich sind. Dies muss hier nicht weiter referiert werden. Jeder Personzentrierte Therapeut hat erlebt, wie mühsam, schmerzhaft, aber letztlich auch befreiend es sein kann, wenn unbekannte, abgelehnte oder entwertete Prozessanteile des Erlebens endlich dem Bewusstsein zugänglich und integraler Teil der Selbststruktur werden können. Da ein Phasenübergang stets zunächst die Destabilisierung von Strukturen voraussetzt – natürlich nur in manchen Aspekten, nämlich

den „symptomatischen“ bzw. „problematischen“, während andere stabil bleiben – entspricht dies dem „stirb und werde!“ aller großen Veränderungsprozesse, und entspricht auch dem „Wachstum“ in der Humanistischen Psychologie (die ja nicht ein „immer mehr“ meint, sondern, der Metapher des Laubbaumes folgend, das „Stirb“ der Blätter im Herbst, damit das „Werde“ im Frühjahr möglich wird).

Im Gegensatz zu diesen von Rogers und im PZA sehr detailliert und umfangreich dargestellten Prozessen in der Beziehung zwischen Klient und Therapeut bzw. zwischen Kind und Eltern sind andere Systemebenen in der Mitwelt⁶ des Menschen, welche die Prozesse (a)–(d) in Abb. 1 stabilisieren bzw. auch Phasenübergänge ermöglichen, überaus „unterbelichtet“. Denn die wenigen Ansätze zur Paar- und Familientherapie im PZA erscheinen als eine Verlängerung der dyadischen Beziehungsgestaltung in einen etwas größeren Personenkreis hinein. Selbst im „Encounter“, für den PZA fraglos bedeutsamer und viel diskutiert, kommen die folgenden Aspekte deutlich zu kurz:

Die Prozesse (b) und (c) Abb. 1 werden nämlich auch erheblich durch interpersonelle und kulturelle Strukturen stabilisiert. Dies ist vor allem von der systemischen Therapie herausgearbeitet worden – angefangen vom Konzept des Ko-Alkoholikers, über die malignen selbstorganisierten Interaktionsstrukturen in Paaren und Familien, wie sie bereits etwa von Watzlawick et al. (1967) beschrieben wurden, bis hin zu den Metaphern und Narrationen, die in einer Familie – oft über Generationen – Sinn und Verstehensprozesse bedeutsam beeinflussen. Diese wiederum sind eingebettet in die Metaphern und Narrationen größerer kultureller Einheiten, wobei noch die historische Situation hinzukommt: So ist kaum ein Mensch in Mitteleuropa zu finden, dessen Bilder und Geschichten, die er im Kreise seiner Eltern und Großeltern gehört, erinnert und als bedeutsame Anteile von Verstehensprinzipien aktualisiert hat, nicht in die historischen Abläufe von zwei Weltkriegen, Vertreibung, Täter-Opfer-Dynamiken des „Dritten Reiches“ etc. eingewoben sind. Eine „Zwangssymptomatik“ erhält beispielsweise eine ganz andere Bedeutung, wenn man erfährt, dass die Eltern und Großeltern dieses Menschen nicht nur aus der Heimat vertrieben wurden, sondern dabei miterlebt haben, wie viele ihrer Familienangehörigen umgekommen sind (vgl. Kriz, 2004b). Zwang und Kontrolle, um ein solches Chaos zu bannen, sind da fast natürliche Notfallreaktionen. Und selbst (oder gerade) wenn dies nicht explizit ständig zur Sprache kommt, reicht ein so unfassbar, bedrohliches, Gefährdungen aller Art vermeidendes Klima aus, dass sich die entwickelnden Sinnstrukturen des in die Welt hinein sich aktualisierenden jungen Menschen davon nicht unbeeinflusst bleiben. Auch aus der Arbeit mit Nachkommen von Holocaust-Überlebenden ist

⁶ Es wird bevorzugt, statt von „Umwelt“ von „Mitwelt“ zu sprechen, um die künstlich-analytische Trennung des Menschen von der Welt, die ihn umgibt und trägt und deren Teil er ist, zumindest begrifflich nicht einfach als Selbstverständlichkeit hinzustellen. Diese Sicht verdanke ich Meyer-Abich (1990).

bekannt, dass spezifische Symptomatiken überhaupt erst jetzt, in der dritten Generation, auftauchen und etwas „äußern“, was vorher unaussprechlich war.

So wichtig also auch die von Rogers zunächst herausgearbeiteten Aspekte einer förderlichen menschlichen Beziehung für die Entwicklung (einschließlich der Aktualisierung von „Symptomen“ als leidvolle Strukturierungen) und psychotherapeutische bzw. beraterische Veränderungsmöglichkeiten sind: Das „Selbst“ und andere Strukturen der (Er-)Lebensprozesse sind eben auch in die interpersonellen, kommunikativen und kulturellen Prozessstrukturen der Gesellschaft eingewoben. Diese tragen sowohl zur Stabilisierung personaler (Er-)Lebensprozesse bei als auch zu deren Veränderung – allein schon durch die o.a. thematisierten „Entwicklungsaufgaben“. Die PZS hat sich von Anfang an gegen eine Auflösung der „Person“ in einem Netz von Kommunikationsstrukturen gewendet, als eine solch einseitige Sicht in der Systemischen- und Familientherapie der 80er und 90 Jahre noch typisch war. Gegen die Fokussierung auf Kommunikationsstrukturen wurde argumentiert, dass jede Abfolge von Kommunikationen stets durch das Nadelöhr persönlicher Sinndeutungen gehen muss (Kriz, 1990). Genauso greift allerdings die zu starke Fokussierung im PZA allein auf Erlebens- und dyadische Eltern-Kind- oder Therapeut-Klient-Prozesse zu kurz, wenn die Sinn generierenden, stabilisierenden und verändernden sozialen, semiotischen und kulturellen Prozessstrukturen übersehen werden.

Die Lebensbühne, die der Mensch betritt, ist eben nicht leer oder durch einige persönliche Begleiter bestimmt. Vielmehr sind die Kulissen als Repräsentanten Jahrhunderte langer Arbeit an materiellen Sinnstrukturen (Werkzeuge, Gegenstände, Apparate) zu verstehen; die Rollen der zahlreichen Akteure sind über viele Generationen vorgefasst; und selbst die verwendete Sprache unterliegt mit ihren Verdinglichungen und anderen kulturellen Sinnattraktoren (Kriz, 2004b) erheblichen Prästrukturierungen. In den letzten Jahrzehnten spielen zudem mediale Prozesse bei diesen Strukturierungsprozessen von „Realität“ eine zunehmende Rolle.

Wenn Psychotherapie als Förderung von Ordnungs-Ordnungs-Übergängen verstanden wird, sollten *alle* Prozessebenen der Stabilisierung und Veränderung von Sinnstrukturen der Lebenswelt in Betracht gezogen werden. Auch PZA-Therapeuten sollten daher neben der Förderung von Erlebensprozessen, die eine Integration nicht symbolisierbarer Erfahrungen ins Selbst ermöglichen, auch die sozialen, semiotischen und kulturellen Prozesse beachten, die Symbolisierungsstrukturen überhaupt erst ermöglichen, stabilisieren oder verändern. Obwohl dies hier, in einem vergleichsweise kurzen Beitrag, nicht weiter entfaltet werden kann, ist vielleicht deutlich geworden, dass gerade die Betonung einer systemtheoretischen Perspektive die Vernetzung personaler und sozial-kultureller Prozesse konzeptionell gut beschreiben kann. Dies ist ein weiterer Grund, warum mithilfe der PZS fällige „Hausaufgaben“ des PZA – nämlich die bessere Berücksichtigung externer Systemstrukturen für den therapeutischen Prozess – angegangen werden können.

10. Nachwort: Zu Spielhofers Kritik an der Autopoiese

Da in diesem Heft auf Einladung der Herausgeber Hermann Spielhofer eine kritische Diskussion „der“ Systemtheorie veröffentlicht, in der er sich öfters auch auf die „Personenzentrierte Systemtheorie“ bezieht, bedarf es einiger Anmerkungen. Spielhofer hat nämlich in zwei zentralen Aspekten Recht: Der eine ist, dass es nicht „die“ Systemtheorie gibt, sondern mehrere Konzeptionen (siehe auch den Beitrag von Levold in diesem Heft). Der andere betrifft die Kritik an der *Autopoiese*-Konzeption sensu Maturana, Varela und Luhmann und ihrer Fragwürdigkeit für die Erhellung therapeutischer Prozesse.

In der Tat habe auch ich einmal für kurze Zeit in den 80er Jahren dem Autopoiese-Ansatz recht nahe gestanden. Wie es wohl vielen ging, empfand ich diese Konzeption als eine bedeutsame Alternative zu den mir bis dahin nur bekannten und vorherrschenden mechanistischen Auffassungen in den akademischen Diskursen – auch in der Klinischen Psychologie und Psychotherapie. Da war (und ist!) in der Tat die Autopoiese-Konzeption allemal besser, weil sie zumindest selbstorganisierte statt fremd-kontrollierte, nicht-lineare statt varianzanalytisch-lineare, selbstbestimmte statt fremdbestimmte Vorgänge zum Gegenstand hat. Man wird daher auch in den 80ern einige Beiträge von mir finden, wo ich zunächst in Ermangelung der Kenntnis besserer systemischer Ansätze mit der Autopoiese geliebäugelt habe.

Seit den 90er Jahren habe ich allerdings in mindestens einem Dutzend veröffentlichter Beiträge argumentiert, dass die Autopoiese-Konzeption für klinisch-therapeutische Fragen nicht geeignet ist – ungeachtet ihrer Bedeutung für erkenntnistheoretische Diskurse, für die Beschreibung der Abgrenzung lebender Zellen (Maturana & Varela) oder für die soziologische Theorie (Luhmann). Insbesondere die operationale Abgeschlossenheit, die Betonung von Stabilität und die Unklarheit dessen, was genau „strukturelle Koppelung“ bedeuten soll, sind zum Verständnis therapeutischer Prozesse problematisch. Stattdessen wären gerade Fragen nach den Verbindungen und Überlagerungen von unterschiedlichen Prozessebenen, nach der Veränderung (neben der Stabilität) sowie nach einer präzisen Beschreibung der fördernden (und behindernden) Einflussmöglichkeiten trotz selbstorganisierter Prozesse wichtig. Entsprechend stehen diese Fragen übrigens in der PZS im Zentrum.

Kurz: Ich kann Spielhofer in seinen zentralen Kritikpunkten nur zustimmen – gerade aus diesem Grunde aber wurde die PZS entwickelt und nicht das Autopoiese-Konzept verwendet, um therapeutische Prozesse in ihrer Verflochtenheit zwischen somatischen, psychischen, interpersonellen und kulturellen Prozessen zu verstehen. Und gerade deswegen spielt die Person in der PZS als Zentrum individueller Sinn-Erfahrung in „Erster-Person-Perspektive“ in einer Umgebung von kulturellen sozialen und semiotischen Sinnprozessen in der „Dritten-Person-Perspektive“ eine so zentrale Rolle.

Wenn Spielhofer betont: „Kernstück der Systemtheorie ist die Autopoiese“ und seine Kritik an der operationalen Geschlossenheit entfaltet, bezieht sich dies nicht auf die PZS. Oder andersherum: ich hoffe, der vorliegende Beitrag hat deutlich machen können, wie die auch von Spielhofer zu Recht eingeforderten Aspekte von Sinn und Bedeutung und deren Stabilisierung bzw. Veränderung im zwischenmenschlichen Prozess gerade von der PZS gut und fruchtbar thematisiert werden können.

Literatur

- Bartlett, F. C. (1932). *Remembering*. Cambridge: Cambridge Univ. Press
- Biermann-Ratjen, E.-M. (2007). Die Störungslehre des klientenzentrierten Konzepts. In J. Kriz, & T. Sluneko (Hrsg.), *Gesprächspsychotherapie. Die therapeutische Vielfalt des personenzentrierten Ansatzes* (S. 49–63). Wien: Facultas WUV/UTB.
- Bowlby, J. (1988). *A secure base. Clinical applications of attachment theory*. London: Routledge.
- Eckert, J. & Kriz, J. (2005). Humanistische Psychotherapieverfahren. In W. Senf & M. Broda (Hrsg.), *Praxis der Psychotherapie*. 3. Aufl. (S. 315–336). Stuttgart: Thieme.
- Ellis, A. (1977). *Die Rational-Emotive Therapie*. München: Pfeiffer.
- Haken, H. (1984). *Erfolgsgeheimnisse der Natur. Synergetik: Die Lehre vom Zusammenwirken*. Frankfurt/M.: Ullstein.
- Jaynes, J. (1993). *Der Ursprung des Bewusstseins*. Reinbek: rororo.
- Kriz, J. (1985). Epilog: Prolegomena zu einem Mehr-Ebenen-Konzept von Therapie. In J. Kriz, *Grundkonzepte der Psychotherapie* (S. 298–309). München: Urban & Schwarzenberg.
- Kriz, J. (1990). Pragmatik systemischer Therapie-Theorie. Teil II: Der Mensch als Bezugspunkt systemischer Perspektiven. *System Familie*, 3, 97–107.
- Kriz, J. (1991). **Mental Health: Its conception in Systems Theory. An outline of the Person-Centered System Approach**. In M. J. Pelaez (Ed.), *Comparative Sociology of Family, Health & Education*, XX, 6061–6083. Malaga, Espana.
- Kriz, J. (1997). *Chaos, Angst und Ordnung. Wie wir unsere Lebenswelt gestalten*. Göttingen/Zürich: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kriz, J. (1998). Die Effektivität des Menschlichen. Argumente aus einer systemischen Perspektive. *Gestalt Theory*, 20, 131–142.
- Kriz, J. (1999). *Systemtheorie für Psychotherapeuten, Psychologen und Mediziner. Eine Einführung*. 3. Aufl. Wien: UTB/Facultas.
- Kriz, J. (2003). Artefaktprobleme experimenteller Ökonomik. In M. Held, G. Kubon-Gilke & R. Sturn (Hrsg.), *Jahrbuch Ökonomik* (S. 269–292). Marburg: Metropolis.
- Kriz, J. (2004a). Personenzentrierte Systemtheorie. Grundfragen und Kernaspekte. In A. v. Schlippe & W. C. Kriz (Hrsg.), *Personenzentrierung und Systemtheorie. Perspektiven für psychotherapeutisches Handeln* (S. 13–67). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kriz, J. (2004b). *Lebenswelten im Umbruch. Zwischen Chaos und Ordnung*. Wien: Picus.
- Kriz, J. (2008a). *Self-Actualization. Person-Centred Approach and Systems Theory*. Ross-on-Wye, UK: PCCS-Books.
- Kriz, J. (2008b). Aktualisierungstendenz – die notwendige systemische Grundlage des personenzentrierten Ansatzes. In M. Tuczai, G. Stumm, D. Kimbacher & N. Nemeskeri (Hrsg.), *Offenheit und Vielfalt. Personenzentrierte Psychotherapie. Grundlagen, Ansätze und Anwendungen* (S. 135–154). Wien: Krammer.
- Kriz, J. (2010). Systemtheorie als eine Metatheorie zur Integration psychotherapeutischer Ansätze. *Psychotherapie im Dialog*, 11, 1, 28–34.
- Lietaer, G. (2008). Das klientenzentrierte/experienzielle Paradigma der Psychotherapie im 21. Jahrhundert: Offenheit, Vielfalt, Identität. In M. Tuczai, G. Stumm, D. Kimbacher & N. Nemeskeri (Hrsg.), *Offenheit und Vielfalt. Personenzentrierte Psychotherapie. Grundlagen, Ansätze und Anwendungen* (S. 17–43). Wien: Krammer.
- Mead, G. H. (1968). *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Meyer-Abich, K. (1990). *Aufstand für die Natur. Von der Umwelt zur Mitwelt*. München: Carl Hanser.
- Piaget, J. (1976). *Die Äquilibration der kognitiven Strukturen*. Stuttgart: Klett.
- Rohde-Dachser, C. (1986). *Das Borderline-Syndrom*. Bern-Stuttgart: Huber.
- Rogers, C. R. (1961). *On becoming a person. A therapist's view of psychotherapy*. Boston: Houghton Mifflin [dt.: (1973). *Entwicklung der Persönlichkeit. Psychotherapie aus der Sicht eines Therapeuten*. Stuttgart: Klett].
- Rogers, C. R. (1980). *A way of being. A therapist's view of psychotherapy*. Boston: Houghton Mifflin [dt.: (1981). *Der neue Mensch*. Stuttgart: Klett].
- Watzlawick, P., Beavin, J. H. & Jackson, D. D. (1967). *Pragmatics of human communication*. New York: Norton [dt.: (1969). *Menschliche Kommunikation*. Bern: Huber].
- Wiltshchko, J. (Hrsg.) (2008). *Focusing. Eugene T. Gendlin über die Praxis körperbezogenen Philosophierens*. Wien: Facultas

Autor:

Jürgen Kriz (*1944), Univ.-Prof. em. Dr. phil., Psychologischer Psychotherapeut und Ausbilder (GwG), Ehrenmitglied mehrerer psychotherapeutischer Fachgesellschaften, umfangreiche Lehr- und Seminar-tätigkeit in D, A, CH und anderen Ländern. 2004 „Viktor-Frankl-Preis“ der Stadt Wien für sein Lebenswerk in Humanistischer Psychotherapie.

Korrespondenzadresse:

Univ.-Prof. em. Dr. Jürgen KRIZ
 Universität Osnabrück * FB 8, Humanwissenschaften
 Institut für Psychologie
 Fach: Psychotherapie und Klinische Psychologie
 D – 49069 Osnabrück
 E-Mail: kriz@uos.de
 Homepage: www.jkriz.de

Hermann Spielhofer

Systemtheorie und Personzentrierter Ansatz: eine kritische Auseinandersetzung

Zusammenfassung: *Mit diesem Artikel soll versucht werden, einen kritischen Beitrag zur Diskussion über die Bedeutung der Systemtheorie für den Personzentrierten Ansatz zu leisten. So stellen die Konzepte der Systemtheorie auf der Ebene wissenschaftstheoretischer Modelle einen wichtigen Beitrag dar, indem sie das linear-kausale Denken durch zirkuläre Erklärungen und durch die Beachtung der Wechselbeziehungen ersetzt haben, was gerade für die Darstellung psychotherapeutischer Phänomene von Bedeutung ist. Andererseits können die systemtheoretischen Modellvorstellungen wenig zur Begründung der Persönlichkeitstheorie wie etwa zur Ausbildung des Selbst mit den darin repräsentierten Verhaltensnormen und Wertvorstellungen sowie zur Begründung von Selbsterfahrung und empathischem Verstehen beitragen, da es bei den systemtheoretischen Konzepten um Prozesse und Strukturen geht und nicht um Inhalte und Erlebnisqualitäten.*

Schlüsselwörter: *Aktualisierungstendenz, Autopoiese, Selbst, Selbstreferenz, Systemtheorie*

Abstract: Systems theory and the Person-Centered Approach: a critical discourse: *This article attempts to accomplish a critical contribution for the discussion concerning the significance of systems theory for the Person-Centred Approach. The concepts of systems theory at the level of the philosophy of science model portray an important contribution, having replaced the linear-causal thinking by circular explanations and through the consideration of the interrelations which is a matter of substance particularly for the representation of psychotherapeutic phenomena. On the other side, the model conceptions of systems theory can contribute little to the foundation of personality theory like the development of the self-representing behavioral standards and value concepts and to the foundation of self-experience and empathic understanding, since the concepts of systems theory deal with processes and structures and not with content and qualities of experience.*

Keywords: *actualizing tendency, autopoiesis, self, self-reference, systems theory*

Die Bedeutung einer Theorie für die Psychotherapie bemisst sich daran, wieweit sie zentrale Annahmen eines Ansatzes darstellen und begründen kann oder, wie Jürgen Kriz (2004, S. 13) betont, wieweit es gelingt, „für wesentliche Aspekte psychotherapeutischer und klinisch-psychologischer Prozesse angemessene Modellvorstellungen bereitzustellen“. Gegenstand psychotherapeutischen Handelns ist das menschliche Erleben und insbesondere die Entstehung psychischer Fehlanpassung sowie die Möglichkeiten ihrer Veränderung. Für Rogers ist es das empathische Verstehen, das es uns ermöglicht, das subjektive Erleben oder den inneren Bezugsrahmen des Klienten¹ zu erfassen. Die theoretische Grundlage dafür besteht in der phänomenologisch-hermeneutischen Erkenntnis-methode, bei der es darum geht, die individuelle Eigenart der Person mit ihrem subjektiven Erleben, den Bewertungen sowie dem Sinn- und Bedeutungsgefüge ganzheitlich zu erfassen.

Allerdings fand auch bei Rogers diese Grundhaltung, die er in seinen einfühlsamen Beschreibungen seiner praktischen therapeutischen Tätigkeit und in seinen theoretischen Schriften vertritt, keine Entsprechung in der von ihm begründeten empirischen Psychotherapieforschung. Es war ihm zwar bewusst, „dass der logische Positivismus [...] nicht notwendigerweise der Weisheit letzter Schluss darstellt. Vor allem nicht in einem Bereich, in dem das Phänomen der Subjektivität solch eine wichtige und zentrale Rolle spielt“ (Rogers, 1959a/1987, S. 76), er hoffte aber trotzdem auf eine wissenschaftliche Sichtweise, mit der sich beide Perspektiven vereinbaren lassen. Jedenfalls war es ihm wichtig, „die Werte des logischen Positivismus und den von ihm geförderten wissenschaftlichen Fortschritt“ zu bewahren (ebd.), auch um die Anerkennung in der *Scientific community* zu erlangen und im Rahmen der universitären Forschung finanzielle Unterstützung zu bekommen. In diesem Dilemma stecken die Forschungsbemühungen nicht nur unseres Ansatzes und nach wie vor besteht das Bestreben darin, durch „anerkannte“, d. h. naturwissenschaftlich-positivistische Verfahren, die

¹ Zur besseren Lesbarkeit wird auf eine geschlechtsneutrale oder für beide Geschlechter explizite Formulierung verzichtet.

wissenschaftliche und behördliche Zulassung und Anerkennung als psychotherapeutisches Verfahren zu erlangen.

So liegt es für Kriz (2004, S. 15) nahe, naturwissenschaftliche Konzepte und Metaphern einzubeziehen, denn „interdisziplinäre Diskurse und die Technisierung der Alltagswelt haben sowohl die Wissenschaften als auch die Praxis längst mit naturwissenschaftlichen Metaphern durchdrungen“, weshalb wir uns nicht davon ausnehmen können. Außerdem eröffnet sich damit „die Möglichkeit, von der größeren Präzision naturwissenschaftlicher Konzepte [...] zu profitieren“, zumindest insofern als durch veränderte Perspektiven auf klinische Prozesse ein neues Verständnis für die Grundlagenforschung möglich wird (ebd., S. 23). Diese zentralen Prinzipien, die nach Kriz eine Verbindung zwischen der systemtheoretischen und phänomenologischen Betrachtungsweise schaffen, sind nicht nur metaphorisch zu verstehen, „vielmehr lassen sich diese Zusammenhänge und Prinzipien präzise im experimentalpsychologischen Labor untersuchen“ (Kriz, 2004, S. 42).

Demgegenüber betonen Autoren wie Finke (2002), dass sich die Personzentrierte Therapie, sofern sie sich als Humanistische Psychologie versteht, in ihren zentralen Konzepten nicht auf naturalistische Positionen beziehen kann. Die Humanistische Psychologie sah sich gerade als Gegenbewegung gegen solche Richtungen, und wie im Gründungsmanifest zum Ausdruck gebracht wurde, wollte sie sich im Gegensatz zur Psychoanalyse und vor allem zum Behaviorismus mit dessen reduktionistischen Einengung des Forschungshorizontes an einer spezifisch menschlichen Thematik orientieren, wie dem Sinnbedürfnis, der Kreativität und der Selbstverwirklichung, basierend auf der Phänomenologie sowie der Existenzphilosophie. Auch Zurhorst (1981, S. 21) betont die phänomenologisch-existenzialistische Grundlegung unseres Ansatzes und den damit verbundenen Anspruch auf Selbstbestimmung und Autonomie, der uns von anderen Schulen unterscheidet und „ein starkes Subjektprinzip“ voraussetzt.

Um festzustellen, welchen Beitrag nun die Systemtheorie für unseren Ansatz leisten und wieweit sie einen neuen theoretischen Bezugsrahmen schaffen kann, erscheint es mir angezeigt, dieses Erklärungsmodell und die ihm zugrundeliegenden impliziten und expliziten Grundannahmen und Voraussetzungen aufzuzeigen, soweit sie für unseren Ansatz relevant sind.

Grundelemente der Systemtheorie

Die Bezeichnung „Systemtheorie“ verführt leicht zu der Annahme, dass es sich dabei um ein systematisches, in sich geschlossenes Theoriegebäude handelt. Eigentlich müsste man in der Mehrzahl von „Systemtheorien“ sprechen, da es unterschiedliche Entwicklungen und Ausformungen gibt. Die Entwicklung der Systemtheorie ist mit Begriffen wie Konstruktivismus, Kybernetik, Chaos- und Kommunikationstheorie, Synergetik, Selbststeuerungsprozessen usw. verbunden. Es ist daher nicht leicht, sich einen Überblick

darüber zu verschaffen. So schreiben von Schlippe und Schweitzer in ihrem *Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung* (2007, S. 50): „Nach über vier Jahrzehnten ihrer Entwicklung liegen von der ‚Systemtheorie‘ zahlreiche Varianten vor, die unterschiedliche Schwerpunkte setzen und jeweils ganz verschiedene Handlungskonsequenzen nahe legen.“

Da es dabei um die Beschreibung von Prozessen und den dabei wirksamen Strukturen geht und nicht von Gegenständen, ist die Systemtheorie auf verschiedene wissenschaftliche Disziplinen anwendbar, sie hat „transdisziplinären Charakter“. Systemtheoretisches Denken findet sich nicht nur in der Physik, Biologie oder Neurophysiologie, sondern auch in der Soziologie, Psychologie, Pädagogik und letztlich auch in der Psychotherapie.

Mit der Systemtheorie wurde das linear-kausale Denken und die Trennung von Subjekt und Objekt in der wissenschaftlichen Forschung, wie dies vor allem seit Descartes vorherrschend war, überwunden. An die Stelle isolierter linearer Beziehungen treten zirkuläre Erklärungen und Wechselbeziehungen. Auch wenn es nicht möglich ist, Ursache-Wirkungs-Beziehungen zu bestimmen, so können doch logische Verknüpfungen und Gesetzmäßigkeiten beschrieben werden; man spricht von „zirkulärer Kausalität“ (Simon, 2008, S. 16). Es geht dabei um Wechselbeziehungen in einem Netzwerk, um Strukturen und Funktionen von Elementen in einem Gefüge und um die Regeln ihrer Interaktionen und Kommunikation. Insofern leistet die Systemtheorie einen wichtigen Beitrag zum Wissenschaftsverständnis im Bereich der Sozial- und Humanwissenschaften, wo es um komplexe und vernetzte Prozesse geht, die nicht mittels linear-kausaler Beziehungen streng isolierter Variablen erfasst werden können. Seit man außerdem erkannt hatte, dass die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung nicht unabhängig sind von der Person und dem Erkenntnisinteresse des Beobachters, ließen sich die traditionellen Sichtweisen vor allem in den Sozialwissenschaften nicht mehr aufrechterhalten. Es war dadurch jedenfalls notwendig geworden, den Prozess der Forschung selbst sowie das Verhältnis von Beobachter und Beobachtungsgegenstand zum Objekt der Forschung zu machen. Eine Erkenntnis, die allerdings in der Psychotherapie so neu nicht ist, da man hier von Beginn an davon ausgegangen ist, dass sich die „psychische Realität“ im Rahmen von Interaktionsprozessen zwischen Therapeut und Klient konstituiert.

Kernstück der Systemtheorie ist das Konzept der *Autopoiesis*. Damit wird die Fähigkeit der Selbstreproduktion lebender Systeme bezeichnet, das heißt, dass sie in der Lage sind, die Elemente, aus denen sie bestehen, selbst zu produzieren und zu reproduzieren und dadurch ihre Einheit zu bestimmen (Maturana, 1982, S. 52). Dabei bestimmen die Beziehungen zwischen den Elementen ihre Struktur und damit die Eigenschaften des Systems. Beispielhaft dafür ist die lebende Zelle, die zwar die benötigten Substanzen und Energien aus der Umwelt aufnimmt, aber in eigene Elemente umwandelt. Wesentlich dabei ist auch die Tatsache, dass lebende Systeme eine Grenze bilden, eine Membran, durch die sie sich von außen abgrenzen. Die

Bildung dieser Grenze (Membran) ist integraler Bestandteil der Organisationsprozesse und Voraussetzung für die Entstehung einer abgegrenzten operationalen Einheit und die für die Systemtheorie wichtige binäre Struktur (von innen und außen). Es handelt sich also bei derartigen Systemen um geschlossene Systeme, die nur über „strukturelle Koppelungen“ mit der Umgebung verbunden sind, das heißt, dass kein unmittelbarer Austausch zwischen System und Umwelt stattfindet, sondern dass Substanzen und Energien in eigene Elemente umgewandelt werden; so wie etwa Sinneszellen Reize der Außenwelt in elektrochemische Prozesse umwandeln. Dieses Konzept hat bei der Anwendung der Systemtheorie sowohl für die Beschreibung sozialer Phänomene wie auch für psychotherapeutische Fragestellungen eine wesentliche Bedeutung.

Ging es in der Systemtheorie ursprünglich um die Stabilität und Aufrechterhaltung von bestehenden Strukturen oder Zuständen (der *Homöostase*), wie sie vor allem durch den Einfluss der Kybernetik konzipiert worden ist, so entdeckte man in der Chemie und Biologie, dass Systeme unter bestimmten Bedingungen auch von sich aus, „selbstorganisiert“ neue Strukturen entwickeln können. Der Fokus verschob sich mehr und mehr auf die innere, autonome Selbstorganisationslogik lebender Systeme, auf ihre operationale Abgeschlossenheit und damit auch auf die Grenzen externer Einflussnahme. Es ging nun darum, die interne, autonome Logik bei der Selbstorganisation lebender Systeme zu beschreiben. Damit werden nun auch Therapeuten nur in der Lage gesehen, das System anstoßen, anregen, verstören und in Eigenschwingungen versetzen zu können, denn welche Entwicklung eingeschlagen wird, bestimmt das System aus sich heraus. Die Idee, dass wir kontrollieren können, was im System passiert, wurde aufgegeben, vielmehr geht es, nach Kriz (2002, S. 41), darum, „den inhärenten Strukturen und Möglichkeiten des jeweiligen Menschen [...] Rechnung zu tragen und Entwicklungsräume zur Verfügung zu stellen“.

Es stellt sich nun die Frage, warum und auf welche Weise sich ein System an die Bedingungen und Veränderungen der Umgebung adaptiert. Die von Haken (1981) begründete *Synergetik* beschäftigt sich mit der Frage, wie sich das Verhalten eines Systems in Anpassung an die Umwelt qualitativ verändert. Nach Haken emergiert das System *Ordnungsparameter* aufgrund von Rückkoppelungsprozessen, wobei für ihn das Prinzip der „zirkulären Kausalität“ entscheidend ist: Einzelne Teile bestimmen das Verhalten eines Feldes oder Systems und das System wiederum das Verhalten der Teile. Ist ein Teil der Subsysteme oder sind Teile bereits geordnet, so generieren diese ein Feld (beschrieben durch sogenannte Ordnungsparameter), das den Rest des Systems ‚versklavt‘ (*enslaving*-Prinzip), das heißt die Ordnung komplettiert. Die Zusammenhänge zwischen der Veränderung der Umgebungsbedingungen und der des Systems sind nichtlinear und nicht bestimmbar. Haken illustriert dies anhand von Sprache und Moral als überdauernde Größen, die sich etwa bei sozialen Umwälzungen verändern können, die aber jedem Mitglied ihre Regeln aufzwingen.

Soziale Systeme

In der Systemtheorie von Luhmann (1984), der das Konzept der *Autopoiese* von Maturana übernommen hat, bestehen soziale Systeme aus Kommunikationsprozessen, die ähnlich ablaufen wie die Selbstreproduktion lebender Organismen. Dabei werden nur jene Informationen aufgenommen, die an die bestehende Kommunikation anschlussfähig sind, also dem vorherrschenden Thema entsprechen. Dadurch werden die Informationen der Umwelt entsprechend den eigenen Strukturen und Gesetzen wahrgenommen. Dies dient zur Reduktion der komplexen Umwelt mit ihrer Fülle an Ereignissen nach bestimmten Kriterien. Diese Selbstbezogenheit oder Selbstreferenzialität sozialer Systeme entspricht dem Phänomen der Autopoiesis in der Biologie. Luhmann stellt die sozialen Systeme (als Systeme aller Kommunikationen) den Systemen „Leben“ (als Gesamtheit aller biologischen Vorgänge) und „Bewusstsein“ (als Gesamtheit aller intrapsychischen Vorgänge) gegenüber. Alle drei Systeme sind nach Luhmann operational geschlossen und operieren unabhängig voneinander, sind also füreinander jeweils nur Umwelt im Sinne autopoietischer Systeme, das heißt ohne direkten Austausch. Das bedeutet, dass das Bewusstsein die Kommunikation nicht unmittelbar beeinflussen kann, da beide nur über *Interpenetration*, also analog der *strukturellen Koppelung* bei Maturana, in Beziehung treten.

Im Rahmen der Theorie sozialer Systeme zeigt sich allerdings auch, dass die Systemtheorie das in der abendländischen Philosophie wie auch in der Psychotherapie zentrale Element, das autonome, sich selbst bestimmende Subjekt, auflöst in operational geschlossene Systeme, die nur mittelbar über strukturelle Koppelungen mit ihrer Umgebung in Interaktion stehen. Anstelle der Welt- und Selbsterfahrung des Subjekts tritt die selbstreferenzielle Ordnung des Systems mit dem Ziel der Erhaltung und Erweiterung. Nun hat auch Maturana die Verwendung des Begriffs der „Autopoiese“ in Zusammenhang mit sozialen Systemen kritisiert. Man kann zum Beispiel eine Familie nicht allein auf die Elemente der Kommunikation reduzieren. „Für mich liegt Luhmanns größter Fehler darin, dass er die Menschen auslässt“ (Maturana, 1990; zit. nach Kriz, 1999, S. 87).

Auch Kriz selbst (ebd., S. 88) sieht eine Konzeption von Autopoiese, die die Interdependenzen zwischen den Systemen nur mit relativ vagen Konzepten wie „Interpenetration“ (Luhmann) oder „strukturelle Koppelung“ (Maturana & Varela) thematisieren, für eine humanwissenschaftliche Fragestellung wenig geeignet. Allerdings kann er auch selbst, wie noch zu zeigen sein wird, auf der Grundlage der Systemlogik kein Konzept für die Interaktion zwischen den Systemen anbieten, das für die Darstellung der zwischenmenschlichen Kommunikation und insbesondere für die Darstellung des therapeutischen Dialogs geeignet wäre oder mit dem er begründen könnte, „wie das Leben selbst seine autopoietische Schließung aufbrechen und sich ex-statisch auf seinen externen Anderen beziehen kann“ (Zizek, 2005, S. 166).

Im therapeutischen Bereich waren es vor allem Vertreter der Familientherapie, die zuerst erkannten, dass das „System Familie“ mehr ist als die Summe der Mitglieder und dass die Strukturen dieses Systems für die Ausprägung von Kommunikations- und Verhaltensmustern verantwortlich sind. Im klinischen Bereich gab es vor allem in der Schizophrenieforschung schon sehr früh Ansätze, die Entstehung von psychischen Erkrankungen in den Beziehungen zu suchen. Waren es vorerst die Merkmale von einzelnen Mitgliedern, die als Ursache für Erkrankungen festgemacht wurden, wie die „schizophrenogene“ Mutter (Fromm-Reichmann, 1948; Bateson et al., 1956), wurden später pathogene Kommunikationsmuster (Watzlawick et al., 1969; Satir, 1975) sowie die Familienstruktur als pathogener Faktor einbezogen. Da die systemtheoretischen Konzepte erst in den 70er Jahren entwickelt wurden, handelt es sich bei diesen ersten Ansätzen noch um Verallgemeinerungen von Erfahrungen aus der Arbeit mit Familien (Riskin & Faunce, 1972). Erst in der Folge wurde Familie als ein dynamisches System begriffen und das Augenmerk auf die beobachtbaren Aspekte kommunikativen Verhaltens gelegt. Soziale Subsysteme wie die Familie werden jedoch im Gegensatz zu den geschlossenen Systemen der Physik und Biologie als offene Systeme gesehen, die sich in ständigem Austausch mit der Umgebung befinden.

„Personzentrierte Systemtheorie“ – ein Paradigmenwechsel

Systemtheorie und der Personzentrierte Ansatz entsprechen an sich unterschiedlichen wissenschaftlichen Paradigmen. Aber auch Rogers hat immer wieder versucht, zwischen einer humanistischen und einer naturalistischen Position zu vermitteln, wie Finke (2002) nachweist, und das obwohl er sich als Vertreter der Humanistischen Psychologie von den mechanistischen Schulen der Verhaltenstherapie und der damaligen Psychoanalyse als „dritte Kraft“ abgrenzen wollte. Rogers (1961a/1976, S. 197) glaubte diesen Widerspruch zu lösen, indem er sich als Therapeut der phänomenologischen Sichtweise und als Forscher den empirisch-naturwissenschaftlichen Verfahren verbunden fühlte. Er hat dabei vernachlässigt, dass das szientistische Forschungsvorgehen eine implizite Anthropologie enthält, die dem humanistischen Menschenbild Rogers diametral entgegensteht.

Jürgen Kriz hat sich im Rahmen der von ihm entwickelten „Personzentrierten Systemtheorie“² ebenfalls um eine Vermittlung der naturwissenschaftlichen Sichtweise, wie sie der Systemtheorie zugrunde liegt, mit dem human- und sozialwissenschaftlichen Wissenschaftsverständnis bemüht. Dabei geht es um nicht weniger

als darum, für den Personzentrierten Ansatz mit dem Menschenbild Rogers' und der Betonung des einzigartigen Individuums mit seinem subjektiven Erleben einen neuen theoretischen Bezugsrahmen zu schaffen, denn nach Kriz (2004, S. 15) „befinden sich die Grundprinzipien gerade Humanistischer Psychologie in hervorragender Übereinstimmung mit Grundprinzipien moderner naturwissenschaftlicher Systemtheorie“. Nun klingt dies eher nach einem einheitswissenschaftlichen, deduktiv-nomothetischen Erklärungsmodell, hätte er sich nicht an anderer Stelle (Kriz, 1981; 1996; Kriz et al., 1990) mehrfach dagegen verwahrt. Höger (1993, S. 22) geht ebenfalls davon aus, dass autopoietische Systeme, die dem Prinzip der Selbstreferenzialität folgen, genau der klientenzentrierten Grundauffassung von Organismus entsprechen. Auch Biermann-Ratjen et al. (1995, S. 64) schreiben, dass „das Klientenzentrierte Konzept sowohl mit Modellvorstellungen der modernen Naturwissenschaften, insbesondere mit denen der Physik („Synergetik“) und denen der Neurobiologie („Autopoiese“), als auch mit systemtheoretischen Modellvorstellungen kompatibel (ist)“.

So sieht Kriz in der Aktualisierungstendenz ebenfalls das Kernstück unseres Ansatzes, die er, ähnlich wie auch Rogers, primär als biologische Entität begreift. Es geht für ihn um die natürlichen Entfaltungs- und Wachstumsprozesse des Menschen, was, so Kriz (2002, S. 41), „der Konzeption moderner (naturwissenschaftlich fundierter) System- und Selbstorganisationstheorien [entspricht]“. Diese Konzeption der Selbstorganisation leitet Kriz aus der Beobachtung physikalischer Phänomene ab, wie der „Béarnard-Instabilität“, derzufolge sich bei Erwärmung von Flüssigkeiten bestimmte Bewegungsmuster der Moleküle aus sich heraus entwickeln, und zwar aufgrund unspezifischer Randbedingungen (Temperaturdifferenz). Er sieht darin nicht nur eine Analogie zu den organismischen Prozessen beim Menschen, sondern auch zu selbstorganisierenden Mustern in der menschlichen Kommunikation; oder er verweist auf *iterative*, sich wiederholende, rückgekoppelte Prozesse in der fraktalen Geometrie und vergleicht die dabei auftretende „Kompletierungsdynamik“ mit den Selbstheilungskräften beim Menschen. Es geht ihm darum, die Ausbildung von Ordnungen oder Mustern (*Attraktoren*) darzustellen, die sowohl für physikalische und biologische als auch für soziale Phänomene maßgeblich sind. Auch die Sinnfindung und Sinndeutung des Menschen können als „attrahierende Prozesse“ im Sinne dynamischer Systeme verstanden werden, wobei es die Vielfalt und Komplexität zahlreicher Situationen erfordert, die Fülle der Außen- und Innenreize zu ordnen und zu vereinfachen und so „stimmig“ zu machen (Kriz, 2002, S. 36).

„Die Konzeption der Personzentrierten Systemtheorie“, so fasst Kriz (2004, S. 64) zusammen, mit ihren „Sinn-Attraktoren, Kompletierungsdynamiken, der spezifischen Prozessdynamik von afferenter, efferenter und selbstreferenter Kommunikation und deren Vernetzung (mit anderen Körperprozessen und mit sozialen Interaktionsstrukturen) sowie letztlich die Bedeutsamkeit von Feldwirkungen ermöglicht hier meines Erachtens eine wesentlich

2 Genau genommen geht es dabei eigentlich um einen Ansatz der Systemtheorie, da der Begriff „personzentriert“ als Attribut benutzt wird für die nähere Bestimmung einer von Kriz begründeten Systemtheorie.

differenziertere Betrachtungsweise“. Damit ist sie, so Kriz, unter anderem jedenfalls anschlussfähig an ähnliche Ausrichtungen, wie etwa Grawes Schema-Konzept im Rahmen der „Psychologischen Psychotherapie“, bei der es um allgemeine Therapiebausteine geht, deren Effizienz anhand empirisch psychologischer Outcome-Forschung erhoben worden ist, um damit seelische Probleme möglichst wirksam therapeutisch beeinflussen zu können.

Hier geht es jedenfalls um die Frage, wieweit diese naturwissenschaftlich begründete Theorie nun tatsächlich für wesentliche Aspekte unseres Ansatzes angemessene Modellvorstellungen bereitstellen kann, die über die Begründung organismischer Selbstorganisationsprozesse oder die Musterbildungen bei basalen Wahrnehmungsprozessen, wie sie von der Gestaltpsychologie untersucht worden sind, hinausgehen; also etwa für die Fragen der Entwicklung des Selbst und der damit verbundenen Inkongruenz, als Grundlage von psychischen Störungen oder für die Darstellung der Bedingungen empathischen Verstehens oder von Selbsterfahrung und Selbstreflexion. Es geht mir um eine kritische Auseinandersetzung, um die Möglichkeiten und Grenzen einer systemtheoretischen Begründung der Personzentrierten Psychotherapie entsprechend ihrer humanistischen Ausrichtung sowie ihrer phänomenologisch-existenzialistischen Grundlegung.

„Person“ als Netzwerk selbstreferenzieller Systeme?

So betonen von Schlippe & Schweitzer (2007, S. 74), dass Kriz die von Luhmann aus der Theorie hinausgeworfene „Person“ wieder eingeführt hat, wobei sie auf die individuellen Prozesse verweisen, die den beobachtbaren Regelmäßigkeiten in der Interaktion zugrunde liegen. Wie in diesem Strom kommunikativer Prozesse, die nur jeweils „einen kurzen Moment andauern“, sowie aus den diesen Prozessen zugrundeliegenden Strukturen die „Person“ im Sinne des Personzentrierten Ansatzes bestimmt werden kann, ist für mich schwer nachvollziehbar. „Denn was wir von der ‚Persönlichkeit‘ eines Menschen beobachten“, so Kriz (2004, S. 43), „sind offenbar ebenfalls Regelmäßigkeiten in der Abfolge seiner Äußerungen“ und diese Regelmäßigkeiten oder Muster „sind vor dem Hintergrund physikalischer, biologischer und sozialer Gesetzmäßigkeiten nur als selbstorganisiert zu verstehen“.

Nun ist Kriz zweifellos zuzustimmen, dass die Aktualisierungstendenz ein Kernstück unseres Ansatzes darstellt, sowohl für das Menschenbild als auch für eine Theorie der Persönlichkeit und ihrer Entwicklung. Allerdings ist dieses Konzept auch Grundlage von Missverständnissen und Widersprüchen, da es sowohl biologisch wie psychologisch gefasst ist; es ist laut Rogers unsere innerste Natur, die nicht nur organische Prozesse wie die Regulierung der Körpertemperatur beinhaltet, sondern auch intellektuelle Fähigkeiten, wie Selbstbestimmung und die Wahl von Lebenszielen.

Beide Bereiche, der somatische und der psychische, liegen auf unterschiedlichen ontologischen und epistemologischen Ebenen und können nicht unmittelbar aufeinander bezogen werden. Während sich die körperlichen Prozesse in den Kategorien von Raum und Zeit vollziehen sowie nach physiologischen und physikalischen Gesetzmäßigkeiten, sind die psychischen Phänomene unabhängig von Raum und Zeit oder den Naturgesetzen; ich kann mir vergangene Erlebnisse ver-gegenwärtigen oder künftige Ereignisse vorwegnehmen. Das Erleben ist außerdem verbunden mit subjektiven Bewertungen sowie eingebunden in Sinn- und Bedeutungsstrukturen.

Allerdings ist auch die Natur des Menschen nie bloße „Natur“, sondern bereits von Beginn an kulturell überformt. So etwa werden die Körperbedürfnisse des Säuglings eingebunden in die sensomotorischen Austauschprozesse im Rahmen der in der Mutter-Kind-Dyade und damit sowohl inhaltlich wie in ihren Manifestationen geformt. Gerade durch die Säuglingsforschung wurde die Bedeutung der frühen Interaktion für die Ausbildung des Selbst sowie unseres Erlebens anhand der Prozesse der Affektregulierung, der Mentalisierung und Symbolisierung aufgezeigt (Stern, 1992; Dornes, 2005; Spielhofer, 2001; Fonagy et al., 2004). Die Annahme eines unverfälschten authentischen Erlebens ist daher heute nicht mehr haltbar und geht auf die romantische Naturphilosophie und den Vitalismus zurück, von wo sie Rogers übernommen haben dürfte (Hutterer, 1998; Finke, 2002; Spielhofer, 2001). Jedenfalls ist für mich nicht nachvollziehbar, wie anhand systemtheoretischer Konstrukte, etwa den operational geschlossenen Einheiten, oder selbstreferenzieller Prozesse die „Person“ als autonomes, selbstbestimmtes Individuum mit dem jeweiligen subjektiven Erleben und seinen Lebensentwürfen begründet werden kann.

So betont Kriz in einer kürzlich erschienenen Kolumne (2010, S. 62) in Anlehnung an Ernst Cassirer, dass es sich beim Menschen um ein *Animal symbolicum* handelt, um „Lebewesen, die sich vor allem sinngebend in dieser Welt orientieren und mehr als in einem physisch-materiellen in einem symbolischen Universum leben, das von Kultur, Sprache und Bedeutungen durchzogen ist“. Offenbar ist sich Kriz der Problematik einer (systemtheoretischen) Begründung der „Person“ durchaus bewusst und fordert daher, sich „nicht auf eine fruchtlose ontische Debatte einzulassen, ob es eine solche Person ‚wirklich gibt‘ – denn das hieße diese Formulierung der Alltagssprache auf die erkenntnistheoretische Goldwaage legen“ (Kriz, 2002, S. 47). Phänomenologisch-existenzielle Aspekte und biografische Geschichtlichkeit sind daher als Wesensmomente des Menschen für die Personzentrierte Systemtheorie ebenso bedeutsam wie für die Personzentrierte Psychotherapie. Kriz (ebd.) betont zwar, dass wir auch aus der narrativen Perspektive, „die ich in der Tat für bedeutsam halte“, feststellen müssen, „dass jedenfalls in unserer Kultur die Vorstellung der ‚Person‘ als eines klar zurechenbaren Kerns einer hinreichend stabilen Identität, zumindest eine mächtige Narration ist“. Andererseits betont Kriz (1999, S. 132), dass entsprechend der Systemlogik für ein angemessenes

Verständnis der Welt die *Prozesshaftigkeit* in den Blickpunkt gerückt werden muss: Die Welt *ist* nicht, sondern *geschieht*.

Es entspricht offenbar unserem Zeitgeist, ontologische Fragen auszuklammern, das heißt Fragen nach dem, was *ist*, oder nach der Natur und dem Wesen des Menschen, da gemäß dem Konstruktivismus alles, was wir wahrnehmen, unsere Erfindung darstellt (Foerster, 1981). Eine Kernthese der Kognitionstheorie von Maturana & Varela (1987, S. 46) lautet, dass menschliches Erkennen ein biologisches Phänomen darstellt und nicht durch die Objekte der Außenwelt, sondern durch die Struktur des Organismus determiniert ist. „Jedes selbstreferenzielle System hat nur den Umweltkontakt, den es sich selbst ermöglicht, und keine Umwelt an sich“ (Luhmann, 1984, S. 146).

Nun wissen wir seit Kant, dass wir die Realität „an sich“ nicht erkennen können, aber das bedeutet nicht, dass es sinnlos ist von ihr zu sprechen. Immerhin sind die Gegenstände unserer Außenwelt zum einen die Bedingung unserer Erfahrung (ohne diese Gegenstände gäbe es keine Sinneseindrücke – sofern es sich nicht um Halluzinationen handelt), zum anderen sind sie das Erfahrungsfundament von Wissenschaft. Wir haben uns auf einen Realitätsbegriff in unserer alltäglichen Erfahrung und in der Wissenschaft geeinigt, um uns daran zu orientieren, und es ist auch ein regulatives Konzept, um entscheiden zu können, ob etwas „realitätsbezogen“ ist oder wahnhaft. Gerade durch die Phänomenologie wurde eröffnet, dass sich in den Erscheinungen und damit in den Qualitäten der sinnlichen Erfahrung die Wirklichkeit dem Subjekt erschließt. Nach Heidegger entbirgt sich die Wirklichkeit in unserer Erfahrung, wodurch das entsteht, was wir „Welt“ oder „Realität“ nennen. Strasser (2005, S. 58) betont, wer diesen Realitätsbegriff leugne, „zerstört den Realitätsbezug unserer Erfahrungen und damit die Möglichkeit, uns gegenüber der Realität wahrheitsorientiert zu verhalten“ und der lebensweltliche Begriff der Wirklichkeit steht für unsere gesamten sinnlichen Eindrücke.

Auch Kriz (2002, S. 47) räumt die Bedeutung des Konstrukts „Person“ ein, als einen klar zurechenbaren Kern einer hinreichend stabilen Identität: „Die ‚Person‘ – das ‚Ich‘ – bildet den Kern von Geschichten, in Form von Erklärungen, Episoden etc., mit denen wir anderen und uns selbst unser Handeln und Fühlen verstehbar machen und uns dabei in Beziehung zu anderen, zur ‚Welt‘ und zu unserer eigenen historischen Geschichte setzen.“ An anderer Stelle (1999, S. 129) fordert er von einer systemischen Konzeption, dass sie die Person ins Zentrum rücken sollte und zwar „vor allem aus der erkenntnistheoretischen Einsicht, dass hinter die phänomenologische Erfahrung des Einzel-Menschen nicht zurückgegangen werden kann“. Wie allerdings „phänomenologische Erfahrung“ oder Begriffe wie „Geschichtlichkeit“, „Erzählungen“, „Episoden“ in einem Paradigma zu verorten sind, das bestimmt ist von Strukturprinzipien, die aus physikalischen und biologischen Prozessen abgeleitet wurden, ist jedenfalls schwer nachvollziehbar.

Kriz (2008, S. 149) weist selbst auf einen (für ihn – scheinbaren) Widerspruch hin, der darin besteht, dass sich, entsprechend

der Systemtheorie, jedes System jeweils an die veränderten Bedingungen seiner Umgebung adaptiert. Wie kann es also zu Fehlanpassungen im Sinne von psychischen Störungen kommen? Er führt dies darauf zurück, dass sich die *Innensicht*, das *phänomenale Feld* bzw. die Selbstwahrnehmung nicht an die veränderten Bedingungen des Umfeldes adaptiert hat und es daher zur *Inkongruenz* von Selbstkonzept und Organismus kommt. Kriz muss dabei allerdings auf die Konzepte des Personzentrierten Ansatzes zurückgreifen, da er anhand der Systemtheorie nicht erklären kann, warum und unter welchen Bedingungen das System „Selbst“ sich entgegen dem Grundkonzept der Systemlogik nicht an veränderte Gegebenheiten des Umfeldes adaptiert. Aber auch das Bedürfnis nach positiver Beachtung, das wesentlich dafür zuständig ist, dass das Kleinkind die Werte und Verhaltensnormen der Bezugspersonen übernimmt und damit im Widerspruch zur Erfahrung steht, lässt sich anhand operational geschlossener, selbstreferenzieller Systeme nicht darstellen und begründen.

Da es Kriz um naturwissenschaftlich begründete, allgemeine Ordnungsprinzipien und Prozesse geht, ist es naturgemäß schwierig für ihn, die phänomenologisch-existenzialistischen Grundannahmen entsprechend zu berücksichtigen, auch wenn er sich zum humanistischen Ansatz Rogers bekennt. Im Gegensatz zum naturwissenschaftlichen Denken in der Systemtheorie geht es in unserem Ansatz, entsprechend dem phänomenologischen Erkenntnisverfahren, um eine ganzheitliche Sichtweise, um die Beschreibung der Phänomene, wie sie sich für die jeweilige Person darstellen, bei größtmöglicher Unvoreingenommenheit. Es geht, wie Rogers stets betont, um die „Realität“, wie sie vom Klienten wahrgenommen wird, und nicht um objektive Strukturen und Muster oder allgemeine Gesetzmäßigkeiten, bei denen die individuellen Merkmale, die Besonderheit der Einzelperson und ihre subjektiv erlebten Leidenszustände als zufällige Abweichung von allgemeinen Regeln unberücksichtigt bleiben oder als Störfaktoren ausgeklammert werden.

Empathisches Verstehen als „strukturelle Koppelung“?

Neben der Aktualisierungstendenz werden stets die von Rogers angeführten Beziehungsvariablen als zentrale Annahmen des Personzentrierten Ansatzes postuliert. Dabei bietet vor allem das empathische Verstehen Zugang zum Verständnis des Klienten. „Ein solches einführendes Verstehen heißt“, betont Rogers (1975e/1977, S. 20), „dass der Therapeut in der Welt des Klienten zu Hause ist. Es ist ein unmittelbares Gespür im Hier und Jetzt für die innere Welt des Klienten mit ihren ganz privaten personalen Bedeutungen, als ob es die Welt des Therapeuten selbst wäre ...“. An anderer Stelle (1975a/1980, S. 79) schreibt Rogers: „Empathie bedeutet [...] in jedem Augenblick ein Gespür zu haben für die sich ändernden gefühlten Bedeutungen in dieser anderen Person [...] Sie bedeutet schließlich, die Genauigkeit eigener Empfindungen häufig mit der

anderen Person zusammen zu überprüfen und sich von ihren Reaktionen leiten zu lassen.“ Dies entspricht auch ganz dem *Verstehen* im hermeneutischen Erkenntnisverfahren, wo es um die Bildung eines gemeinsamen Narrativs geht sowie um die gemeinsame Konstruktion von Bedeutungen.

Demgegenüber wird von Systemtheoretikern die innere autonome Systemorganisation betont, mit ihrer operationalen Geschlossenheit. „Autopoietische Systeme sind strukturell determiniert“, schreiben von Schlippe & Schweitzer (2007, S. 68). „Sie sind operationell geschlossen, das heißt sie können nur mit ihren Eigenzuständen operieren und nicht mit systemfremden Komponenten [...] Die Außenwelt wird nur soweit zur relevanten Umwelt (und von dort kommende Informationen werden nur soweit zu relevanten Informationen), wie sie im System Eigenzustände anstoßen und zu ‚verstören‘ vermag“. Jedenfalls reichen, nach Kriz (2008, S. 145), „recht unspezifische Veränderungen der Umgebungsbedingungen eines Systems aus, dass dieses *inhärente* Möglichkeiten zur Ordnungsbildung realisiert (sog. Emergenz) bzw. bereits bestehende Ordnungen wieder verlässt und sich mit neuer Ordnungsbildung an die veränderten Bedingungen adaptiert“. Von „struktureller Koppelung“ sprechen Maturana & Varela (1987, S. 85), wenn sich zwei oder mehrere autopoietische Einheiten so organisiert haben, dass ihre Interaktionen einen rekursiven, d. h. wechselseitig anstoßenden und stabilen Charakter erlangt haben.

Wie nun mittels dieser Systemlogik die psychischen Phänomene eingeholt werden können, wie empathisches Verstehen anhand solcher Koppelungen operationell geschlossener Systeme dargestellt und begründet werden soll oder wie das subjektive Erleben mit seinen Bedeutungs- und Sinnstrukturen damit erfasst werden kann, lässt sich nicht einfach daraus ableiten. Die von Kriz angeführten „Attraktoren“ oder Ordnungsmuster, die sich in Interaktionsprozessen ausbilden, sind nur ein Aspekt, wobei sich die Frage stellt, wieweit diese komplexitätsreduzierenden Ordnungsmuster, die die weiteren Prozesse festlegen, „versklaven“, ein für den therapeutischen Dialog angemessenes Konzept darstellen. Allerdings gesteht auch Kriz (1999, S. 118f.) zu, dass für die Erklärung von Veränderungsvorgängen in den Humanwissenschaften das Konzept der operationellen Geschlossenheit wenig geeignet ist und auf die „Eleganz der Begrifflichkeit“ dieser System-Konzeption verzichtet werden sollte zugunsten der Fragen, die im Rahmen der Psychotherapie zu lösen sind. Da die für das Verständnis notwendigen Bewusstseinsprozesse wie Gedächtnis, Bewertungen, Denkopoperationen nicht aus systemlogischen Ansätzen ableitbar sind, muss Kriz psychologische Kategorien ins Spiel bringen: So etwa, wenn es darum geht zu klären, wie die Person B die Bedeutungen von Mitteilungen der Person A im Rahmen des Spektrums möglicher Alternativen versteht. Um dies zu erklären, braucht es nach Kriz (1999, S. 119) „auch Wahrnehmungs- und Bewusstseinsprozesse, wie sie mit Begriffen wie ‚Abwehr‘, ‚Projektion‘, ‚Verzerrung‘, ‚Perseveration‘, ‚Denkstörung‘, ‚Schlussfolgern‘ etc. thematisiert werden“.

Wesentlich für das Verständnis des „inneren Bezugsrahmens“ sind jedenfalls die Botschaften der Klienten mit ihren subjektiven Bewertungen und Bedeutungen, die als solche erst im Rahmen eines hermeneutischen Verstehensprozesses zu entschlüsseln sind, und zwar aufgrund der Mitteilungen, die uns der Klient – oft nur „zwischen den Zeilen“ – berichtet und die sich vielfach am Rande der Gewährwerdung bewegen und den Betroffenen gar nicht bewusst sind (Finke, 1994; Keil, 1997; Spielhofer, 1999). Kriz muss jedenfalls zentrale System-Konzeptionen aufgeben oder wesentlich modifizieren, um Fragen, wie sie sich im Bereich des Personzentrierten Ansatzes stellen, überhaupt ins Blickfeld zu bekommen. Aus der Naturwissenschaft stammende Konzepte müssen dort versagen, wo es um Wirklichkeiten geht, die erst narrativ erzeugt werden und daher nicht unabhängig sind von ihrer Generierung, also dem therapeutischen Dialog. „Kategoriale Beobachtungsinstrumente für Interaktionen operieren deshalb mit Informationsverlusten, die sie selbst nicht einmal abschätzen können – sie wissen nicht, was sie nicht wissen“ (Buchholz, 1999, S. 49). Wie in selbstreferenziellen Systemen die für das Erleben wesentlichen lebensgeschichtlichen Erfahrungen abgespeichert und im aktuellen Erleben aktiviert werden, lässt sich anhand der Systemlogik jedenfalls schwer begründen.

Das Selbst-Konzept im Personzentrierten Ansatz und in der Systemtheorie

Des Weiteren stellt sich die Frage, wie sich die Ausbildung eines „Selbst“ darstellen und begründen lässt, in dem, nach Rogers, die Werte und Verhaltensnormen der primären Bezugspersonen und durch diese hindurch diejenigen der Gesellschaft repräsentiert sind oder wie sich der Erwerb der Kulturtechniken im Laufe der Sozialisation des Kleinkindes vollzieht, wenn das Bewusstsein oder das Selbst als ein autonomes, operational geschlossenes System bestimmt wird, das von außen nur angestoßen oder verstört werden kann, aber keine Inhalte oder Verhaltensanleitungen übernimmt. Wichtig ist, betont Kriz (2008, S. 146), dass „diese Muster bzw. Ordnungen eben nicht von außen vorgegeben werden müssen, sondern sich im Prozess durch die Rückkoppelung selbst ergeben“ und: „Im weiteren Verlauf allerdings dienen dann diese sich etablierenden Ordnungen als dynamische Ordner“.

Demgegenüber heißt es bei Rogers (1951a/1972, S. 431): In das Selbstbild, das durch die organismischen Bewertungen bestimmt wird, „tritt bald die Wertung des Selbst durch andere“ und diese „Wertungen seines Selbst und seines Verhaltens durch die Eltern und andere Leute bilden mit der Zeit einen großen und bedeutenden Teil des Wahrnehmungsfeldes des Kleinkindes“ und: „Auf diese Weise werden elterliche Einstellungen offenbar nicht nur introjiziert, sondern, was noch viel wichtiger ist, nicht als Einstellungen anderer, sondern in verzerrter Form *als anscheinend* auf eigenen Sinnes- und Körperwahrnehmungen beruhend erfahren“

(Hervorhebung im Original). Dadurch kommt es zu einer verzerrten Symbolisierung sowie zu einer Leugnung von organismischer Erfahrung vor dem Bewusstsein. Auch in der Säuglingsforschung konnte nachgewiesen werden, dass – wie bereits dargestellt wurde – sich das Bild der eigenen Person durch die Reaktionen der relevanten Bezugspersonen ausbildet. Wichtig für die Konstituierung des Selbst mit den darin repräsentierten Normen und Werten ist das Bedürfnis des Kindes nach positiver Beachtung, als Bedingung dafür, dass es die eigene organismische Bewertung zurückstellt zugunsten der Forderungen der Umwelt.

Diese Inkongruenz zwischen organismischer Erfahrung und einem Selbstkonzept, das aufgrund der internalisierten Werte jene Erfahrungen, die dazu im Widerspruch stehen, abwehren oder verzerren muss, ist anhand eines selbstreferenziellen Systems nicht darstellbar, das die Elemente, aus denen es besteht, selbst produziert, ebenso wenig wie die Entwicklung eines Selbstbildes anhand der Reaktionen der Umwelt. Bei jeder Veränderung greift das System auf diese vorhandenen Strukturen zurück. Oder wie Kriz (2008, S. 145) feststellt, „reichen recht unspezifische Veränderungen der Umgebungsbedingungen eines Systems aus, dass dieses *inhärente* Möglichkeiten zur Ordnungsbildung realisiert“. Systeme sind somit strukturdeterminiert, d. h. dass Prozesse nur nach Maßgabe der bestehenden Strukturen ablaufen können und dass sie bei Transformation von Strukturen auf solche Strukturen zurückgreifen, die im Eigenkontakt verfügbar sind.

Allerdings wird auch am Entwicklungskonzept Rogers' kritisiert, dass er vor allem in der Realisierung der in der menschlichen Natur angelegten Potenziale das Prinzip der Selbstverwirklichung des Menschen sieht, nämlich „das Selbst zu werden, das er in Wahrheit ist“. So kritisiert Zurhorst (1988, S. 183) dieses Modell der Selbstwerdung Rogers', und stellt die Frage, ob es „nicht bereits an der Tatsache der Gesellschaftlichkeit des Individuums vorbeigeht und ob nicht von vornherein Selbstwerdung als ein ‚kommunikatives Selbstwerden‘ gesehen werden muss“.

Auch in der Existenzphilosophie geht man davon aus, dass sich das Selbst erst im Austausch mit den Anderen konstituiert. So schreibt Sartre (1980, S. 148), dass wir uns in dem Maße bewusst werden, in dem wir von anderen wahrgenommen werden; erst durch den Blick des Anderen vermag sich ein Subjekt so weit auf sich selbst zu beziehen, dass es zu einem Bewusstsein von sich gelangt. Das Selbst-Konzept der Persönlichkeitstheorie im Personenzentrierten Ansatz oder das Subjekt im Sinne der abendländischen Philosophie kann auch deswegen nicht unmittelbar aus der Systemlogik abgeleitet werden, „weil es sich nicht zu dem ‚Ich‘ des apperzeptiven ‚Ich denke‘ verdichtet“, so Habermas (1985, S. 427) und „aus der Selbstbezüglichkeit der Systemleistungen geht kein Zentrum hervor, worin sich das System als ganzes für sich selbst präsent macht und von sich in der Form von Selbstbewusstsein weiß“ (ebd.).

Die Erkenntnislogik der Systemtheorie

Wenn wir davon ausgehen, dass Erkenntnis ebenfalls im Rahmen der Systemlogik begründet wird, so ist zu klären, wie selbstreferenziell gesteuerte Prozesse auf sich selbst reflektieren können. Der zentrale Aspekt der Systemtheorie ist die Ausbildung und Aufrechterhaltung von Prozess-Strukturen und nicht deren Wahrnehmung und Beschreibung; nicht die beobachteten Phänomene sind entscheidend, sondern der Prozess des Beobachtens, wie sich Ereignisse im beobachtenden System konstituieren. „Kernfrage ist“, so von Schlippe & Schweitzer (2007, S. 87), „auf welche Weise wir aktiv an der Konstruktion unserer eigenen Erfahrungswelt Anteil haben“ und: „Wir neigen dazu, zu vergessen, dass es sich bei unseren Begriffen um *Möglichkeiten des Begreifens* handelt und nicht um die Dinge selbst“. Die Selbstbezüglichkeit der Operationen autopoietischer Systeme hat vor allem die Funktion der Autopoiese, der Selbsterzeugung, und nicht der Selbstbewertung. Die Systemtheorie lässt Erkenntnis, auch Selbsterkenntnis, in einer komplexitätsbewältigenden Systemleistung aufgehen, ohne den Anspruch oder die Möglichkeit, diese funktionalen Prozesse mittels Bewusstsein zu transzendieren.

Jedes Phänomen, das beobachtet wird, verändert sich während des Beobachtens ebenso wie das beobachtende System, etwa das Bewusstsein. So betont Kriz (1999, S. 154): „Eindrücke, Ausdrücke und Bewusstseinsinhalte sind jeweils sehr kurzlebige Elemente, die daher ständig neu in einem fortwährenden Strom erzeugt werden müssen. Diese Erzeugung erfolgt aber keineswegs zufällig oder chaotisch (d. h. irreversibel, unvorhersagbar), sondern mit hoher Multistabilität. Die strukturelle Konstanz der Prozesse liegt in den vielfältigen Koppelungen begründet“. Er verweist weiters darauf, dass „bei einem angemessenen Verständnis unserer Welt deren *Prozesshaftigkeit* ins Zentrum der Betrachtung gerückt werden muss“. Auch Schlippe und Schweitzer (2007, S. 74f.) schreiben unter Bezugnahme auf Kriz: „Der Mensch im Wachbewusstsein kann nicht anders, als ununterbrochen im Strom seiner Eindrücke zu stehen (wahrzunehmen), ununterbrochen einen Ausdrucksstrom von sich zu geben (kommunikativ zu handeln) und ununterbrochen den Strom selbstreferenter Gedanken und Gefühle zu verewigen [...] Was wir beobachten, beschreiben und gegebenenfalls therapeutisch verändern möchten, sind die stabilen Strukturen der dynamischen Prozesse, die aus diesen flüchtigen Elementen gebildet sind“.

Die „Person“ oder das „Subjekt“ werden aufgelöst, „verflüssigt“ in sich selbstorganisierende Prozesse, wie sie aus physikalischen Experimenten gewonnen wurden, und damit wird anonymen Systemen Selbstbezüglichkeit zugewiesen, so als wären sie handlungs- und reflexionsmächtige Subjekte. Offen bleibt dabei, wie sprachlich erzeugte intersubjektivität und selbstreferenziell geschlossene Systeme ohne interaktive Subjekte gedacht werden sollen. Fragen nach dem Menschenbild, nach persönlichem Wachstum und psychischer Gesundheit werden delegiert an prozedurale Modalitäten

des Fragens und der Beliebigkeit von Sprachspielen. So schreibt der Philosoph Frank (1986, S. 12) in Anlehnung an Habermas, „dass der in kybernetischen und biologischen Zusammenhängen entwickelte Systembegriff als ein geeigneter Ablösungskandidat für den von Descartes bis Kant entwickelten Begriff des Erkenntnissubjekts“ erscheint und damit wird „die subjektzentrierte Vernunft durch Systemrationalität abgelöst“. Allerdings weist gerade das Reflexivpronomen „selbst“ auf die „Aufsässigkeit des verdrängten Modells“ hin, denn nur Subjekte können sich zu *sich* verhalten.

Dagegen spielt entsprechend der phänomenologischen Erkenntnistheorie bei der *Anschauung* eines Phänomens und dem Evidenzerleben der zeitliche Faktor eine wesentliche Rolle. „Die Bedingung der Möglichkeit von Wahrnehmung und deren Integration ist die Dauer, die Annahme, dass die Referenz auf ein Ereignis beim Beobachter ausgedehnte Gegenwarten (oder besser: diskrete Minimalgegenwarten) voraussetzt“ und entsprechend der Beobachtungstheorie stellt sich, nach Fuchs (1998, S. 122f.), eine einzige Frage: „Wie bringt es der Beobachter fertig, Ereignisse (innen und außen) zu diskriminieren, zu erinnern, zu antizipieren, obwohl er selbst ereignisbasiert operiert, also keine Stelle hat, an der Raum und Zeit zur Speicherung verfügbar wären, kein Ort für längerfristige Engagements, kein Platz für Deponate, keinen platonischen Taubenschlag?“

Selbsterfahrung versus Selbstreferenz

Es stellt sich jedenfalls die Frage, wie diese Emergenz, dieses „Hervortreten“ des Selbst aus den operational geschlossenen Systemen zu denken ist. Wie kann das System selbst die autopoietische Geschlossenheit überwinden und sich nicht nur auf einen Anderen beziehen, sondern auch auf sich selbst reflektieren? Maturana und Varela haben in ihrem Klassiker, *Autopoiesis and Cognition* (1980), ebenfalls die Frage gestellt, wie der Begriff der Autopoiesis das mechanistische Paradigma überwinden kann, um Bewusstsein zu begründen. Denn wenn wir einen Organismus untersuchen und in seine Elemente eindringen, so stoßen wir nirgends auf eine zentrale Steuereinheit, die sein Selbst sein könnte, von der die eingehenden Informationen gesammelt, interpretiert, bewertet werden und die Entscheidungen trifft. „Das Selbst ist nicht der ‚innere Kern‘ eines Organismus, sondern ein Oberflächeneffekt, d. h., ein ‚echtes‘ menschliches Selbst funktioniert gewissermaßen wie ein Computermonitor. ‚Dahinter‘ befindet sich nichts als das Netzwerk einer ‚selbst-losen‘ Maschinerie“ (Zizek, 2005, S. 162). Die Systemtheoretiker stehen letztlich vor einem ähnlichen Dilemma wie die Neurobiologen, die erklären müssen, wie das Gehirn als ein komplexes Geflecht von Neuronen und Verschaltungen Kenntnis von sich gewinnen kann, zumal das Bewusstsein ein Epiphänomen der neurophysiologischen Prozesse im Gehirn darstellt, also von ihm determiniert wird. Andererseits gibt es das Gehirn nur in unserem

Bewusstsein; wir wissen nicht, wie es jenseits unserer Erfahrung existiert (Roth, 2004; Olivier, 2004; Spielhofer, 2007).

Nach dem Biologen Francisco Varela emergiert das Selbst bzw. die Selbsterfahrung eines Individuums aus den zugrundeliegenden dynamischen Strukturen: „Mein Selbstgefühl existiert, weil es mir eine Schnittstelle zur Welt verschafft. Ich bin ‚ich‘ für Interaktionen, aber substantiell, in dem Sinn, dass es sich irgendwo lokalisieren lässt, existiert mein ‚Ich‘ nicht. [...] Eine emergente Eigenschaft, die durch ein ihr zugrundeliegendes Netzwerk hergestellt wird, ist eine kohärente Bedingung, die es dem System, in dem es existiert, erlaubt, auf dieser Ebene eine Schnittstelle zu bilden, d. h. mit anderen Selbst oder Identitäten derselben Art zu interagieren“ (Varela, 1996; zit. nach Zizek, 2005, S. 161). Die Art und Weise, wie ich mich selbst sehe, die imaginären und symbolischen Elemente, die mein Selbstbild konstituieren, wird weder von den Genen noch von den Neuronen bestimmt, sondern es ist die jeweilige besondere Weise, in der sich das Subjekt auf sich selbst bezieht, sich selbst wahrnimmt, aufgrund der Interaktion mit der Umwelt.

Kriz (2004, S. 45) betont zwar, „dass aus dem Bereich menschlicher Lebenswelten weder in der Innen- noch Außensicht Sinnfragen ausgeklammert werden können“, sieht aber die Entstehung von stabilen Sinn- und Bedeutungsmustern, „Sinnattraktoren“, als Ergebnis der erwähnten *Komplettierungsdynamik*. Das Bewusstsein des Menschen ist damit als eine Art „Transformator“ in die ihn umgebenden Lebensprozesse, in den ständigen Strom der Eindrücke eingeklinkt. „Denn neuronale, hormonelle und andere Körperprozesse bilden ein Netzwerk jeweils selbstorganisierter, aber doch verbundener Prozesse als Basis für die kognitive ‚Innenwelt‘ (unter anderen Gedanken und Gefühle)“ (ebd., S. 47).

Kriz versucht systemtheoretische Begriffe und Konzepte mit jenen des Personzentrierten Ansatzes zu verbinden, indem er davon ausgeht, dass die Grundprinzipien Humanistischer Psychologie „in hervorragender Übereinstimmung mit den Grundprinzipien moderner naturwissenschaftlicher Systemtheorie“ befinden. Allerdings sieht er auch die Notwendigkeit, eine „psychologische Perspektive“ einzunehmen, „um das Leben und Erleben von Menschen verstehbar zu machen“ (Kriz, 2004, S. 15). Er räumt zwar ein, dass die beiden Begriffsteile der „Personzentrierten Systemtheorie“ auf zwei unterschiedliche Arten von Diskursen verweisen, versucht aber nicht, die Begrifflichkeiten der beiden Theorien aufeinander zu beziehen, sie zu vermitteln. So bleibt Kriz ganz der Systemlogik verhaftet, wenn er feststellt: „Sinnfindungs- und Sinndeutungs-Dynamiken – die dynamischen Prinzipien unserer Lebenswelt – stimmen nun meines Erachtens in hervorragender Weise mit den dynamischen Prinzipien der referierten Systemtheorie überein“ und: „Das bedeutet, sie können als attrahierende Prozesse verstanden werden“ (Kriz, 2004, S. 36). Oder er versucht am Begriff „Wachstum“ zu veranschaulichen, dass die Erklärungsprinzipien, wie sie aus der Biologie oder Physik stammen, auch für unseren Ansatz gültig sind, indem er als Beispiel die Jahreszyklen eines Laubbaumes heranzieht, mit der Entfaltung

und dem Verlust der Blätter, von Werden und Sterben, und dies dem „pervertierten“ Wachstumsbegriff der Ökonomie gegenüber stellt mit dem „immer mehr“ – auch wenn er gleichzeitig betont, dass damit Wachstum im humanistischen Ansatz nicht aus der Biologie erklärt werden soll (Kriz, 2008, S. 144). Demgegenüber sieht etwa Finke (2002, S. 29) Wachstum nicht als naturhaft-subjektlosen Prozess, sondern im Sinne von Selbstverwirklichung „als personalen Akt, als Entscheidungsprozess für das innere Schicksal, als Entschlossenheit die eigenen Seinsmöglichkeiten zu definieren“. Auch Zurhorst (1988, S. 184) kritisiert aus existenzphilosophischer Sicht die Orientierung an der bewertenden Instanz der menschlichen Natur: „Jede Berufung auf einen naturhaft-wertenden ‚Ich-Kern‘ wäre geradezu eine Verletzung des Selbstbestimmungsprinzips.“

Schlussfolgerungen

Für die Weiterentwicklung unseres Ansatzes ist es zweifelsfrei notwendig, dass wir uns mit den Konzepten der Nachbardisziplinen auseinandersetzen, den interdisziplinären Diskurs führen und unsere theoretischen Annahmen immer wieder im Lichte neuerer Erkenntnisse überprüfen und gegebenenfalls modifizieren. Das darf aber nicht dazu führen, dass wir sie eins zu eins übernehmen, ohne darauf zu achten, wieweit sie unseren Grundannahmen, wie dem humanistischen Menschenbild und der daraus abgeleiteten Persönlichkeitstheorie sowie der Therapietheorie, entsprechen. Jedenfalls können keine Elemente von Theorien implementiert werden, die einem anderen Wissenschaftsverständnis entstammen und damit zu anderen Wirklichkeitskonstruktionen und Gegenstandsbestimmungen führen, denn die Erkenntnisse der Psychotherapie und die daraus abgeleiteten Theorien wurden in einem bestimmten „Setting“, und zwar in der therapeutischen Beziehung gewonnen, die gleichsam die transzendente Bedingung der Möglichkeit psychotherapeutischer Erkenntnisse darstellt, und diese sind daher nur bezogen auf diesen Rahmen gültig. Erkenntnis und Begründung stehen in einem unaufhebbaren Zusammenhang, da Verstehen immer in einen theoretischen Horizont eingebettet ist. Durch die Übernahme „anerkannter“ wissenschaftlicher Modelle aus anderen Disziplinen wird die Diskussion darüber vernachlässigt, wie Personenzentrierte Psychotherapie auf eine ihr entsprechende Weise ihre theoretischen Konzepte weiterentwickeln kann. So betont auch Schmid (2002, S. 222), dass durch die Bemühungen um Anerkennung die Gefahr gegeben ist, dass Ressourcen in Unterfangen gesteckt werden, die unserem Ansatz fremd sind „und dadurch Kreativität und Weiterentwicklung des Eigenen behindert werden, sodass es beinahe zu einer inhaltlichen Stagnation gekommen ist“.

Wenn Kriz die Absicht bekundet, angemessene Modelle für die Darstellung wesentlicher Aspekte klinisch-psychologischer Prozesse zur Verfügung zu stellen, so ist für mich nicht nachvollziehbar, inwiefern systemtheoretische Modelle zur Darstellung und Begründung

der Persönlichkeit und ihrer Entwicklung oder zum Verständnis von empathischem Verstehen beitragen oder wie es dadurch möglich ist „von der größeren Präzision naturwissenschaftlicher Konzepte zu profitieren“. Wie soll nun etwa Freiheit und Selbstbestimmung, zentrale Aspekte der existenzialistischen Philosophie, anhand von „Sinnattraktoren“, „selbstreferenzieller Kommunikation“ oder einer „Komplettierungsdynamik“ dargestellt und begründet werden? Kriz erklärt meines Wissens auch nicht, wie aus attrahierenden, selbstreferenziellen Prozessen operational geschlossener Systeme, die auf Selbsterhalt ausgerichtet sind, ein Sinn- oder Bedeutungsgehalt oder ethisches Empfinden generiert werden sollen. So betont auch Jobst Finke (2002, S. 30) in seiner Arbeit über das Menschenbild der Personenzentrierten Psychotherapie zu Recht, dass die Selbstorganisationsprozesse, wie sie in der Physik und Biologie beobachtet werden, völlig *apersonal* und *subjektlos* sind und, wie gezeigt wurde, ist es schwierig, Gedächtnis und die Aneignung der eigenen Lebensgeschichte im Horizont der eigenen Bedeutungs- und Sinnstrukturen als Voraussetzung von Subjektivität aus der Systemlogik abzuleiten. Wie soll außerdem anhand von deren Konzepten selbstverantwortliches, sozial konstruktives und emanzipatorisches Handeln möglich sein, wie es von Rogers immer wieder postuliert wird? So weist Kabelka (2005, S. 119) auf die Problematik einer Relativierung ethischer Sichtweisen durch die funktionalistischen Konzepte der Systemtheorie hin, wodurch Destruktivität und Machtmissbrauch nicht ins Blickfeld geraten: „Die entsprechenden Aggregatzustände in Systemen, an denen Destruktivität generiert wird, sind schwer zu benennen und zu quantifizieren.“

Ohne einen übergreifenden (meta-)theoretischen Rahmen und ein gemeinsames Strukturmodell können die unterschiedlichen Konzepte, die verschiedenen paradigmatischen Ansätzen entsprechen, nur unvermittelt nebeneinandergestellt werden, ohne dass daraus „angemessene Modellvorstellungen“ zur Darstellung und Begründung der Person oder des Selbstkonzepts sowie des psychotherapeutischen Prozesses abgeleitet werden können. Es besteht eher die Gefahr, dass es zu verkürzten Begriffskonstruktionen kommt, wie „Sinn-Attraktoren“, oder dazu, dass soziale Interaktionsprozesse oder der therapeutische Dialog anhand „struktureller Koppelungen“ dargestellt werden und Bewusstsein als ein „Transformator“, der sich in den ständigen Strom der Eindrücke der ihn umgebenden Lebensprozesse einklinkt.

Abseits dieser Kritik an der Konzeption einer „Personenzentrierten Systemtheorie“ ist es mir ein Anliegen, meine Anerkennung und Wertschätzung gegenüber Kriz zum Ausdruck zu bringen, und zwar nicht nur, was seine Arbeiten zur Wissenschaftstheorie betrifft, denen für mich ein hoher Stellenwert zukommt, sondern auch für sein unermüdliches Engagement für unseren Ansatz sowie für die Psychotherapie insgesamt, und zwar sowohl in wissenschaftlicher als auch berufsrechtlicher Hinsicht, wie dies auch kürzlich in einer Laudatio anlässlich seiner Emeritierung in der GwG-Zeitschrift (1/2010) zum Ausdruck gebracht worden ist. Ich kann mich dem nur anschließen.

Literatur

- Bateson, G., Jackson, D. D., Haley, J. & Weakland, J. (1956). Towards a theory of schizophrenia. *Behavior Science*, 1, 251–264.
- Biermann-Ratjen, E.-M., Eckert, J. & Schwartz, H.-J. (1995). *Gesprächspsychotherapie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Buchholz, M. B. (1999). *Psychotherapie als Profession*. Gießen: Psychosozial.
- Dornes, M. (2005). Theorien der Symbolisierung. *Psyche*, 1, 72–81.
- Foerster, H. v. (1981). Das Konstruieren einer Wirklichkeit. In P. Watzlawick (Hrsg.), *Die erfundene Wirklichkeit* (S. 39–60). München: Piper.
- Finke, J. (1994). *Empathie und Interaktion. Methodik und Praxis der Gesprächspsychotherapie*. Stuttgart: Thieme.
- Finke, J. (2002). Das Menschenbild des Personenzentrierten Ansatzes zwischen Humanismus und Naturalismus. *PERSON*, 2, 26–34.
- Fonagy, P., Gergely, G., Jurist, E. L. & Target, M. (2004). *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Frank, M. (1986). *Die Unhintergebarkeit von Individualität. Reflexion über Subjekt, Person und Individuum aus Anlass ihrer ‚postmodernen‘ Totklärung*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Fromm-Reichmann, F. (1948). Notes on the development of treatment of schizophrenics by psychoanalytic psychotherapy. *Psychiatry*, 11, 263–273.
- Fuchs, P. (1998). *Das Unbewusste in Psychoanalyse und Systemtheorie*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1985). *Der philosophische Diskurs der Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Haken, F. (1981). *Synergetik. Eine Einführung*. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Höger, D. (1993). Organismus, Aktualisierungstendenz, Beziehung – die zentralen Grundbegriffe der Klientenzentrierten Gesprächspsychotherapie. In J. Eckert, D. Höger & H. Linster (Hrsg.), *Die Entwicklung der Person und ihre Störungen. Bd. 1: Entwurf einer ätiologisch orientierten Krankheitslehre im Rahmen des klientenzentrierten Konzepts* (S. 17–41). Köln: GwG.
- Hutterer, R. (1998). *Das Paradigma der Humanistischen Psychologie. Entwicklung, Ideengeschichte und Produktivität*. Wien/New York: Springer.
- Kabelka, W. (2005). Das Inhumane in Modellen der Selbstorganisation. Über die Dummheit in der Autopoiese und die Brutalität in der Aktualisierungstendenz. *PERSON*, 2, 113–122.
- Keil, W. W. (1997). Hermeneutische Empathie in der klientenzentrierten Psychotherapie. *PERSON*, 1, 5–13.
- Kriz, J. (1981). *Methodenkritik empirischer Sozialforschung. Eine Problem-analyse sozialwissenschaftlicher Forschungspraxis*. Stuttgart: Teubner.
- Kriz, J. (1996). Grundfragen der Forschungs- und Wissenschaftsmethodik. In R. Hutterer-Krisch, J. Kriz, E. Parfy, U. Margreiter, W. Schmetterer & G. Schwendtner (Hrsg.), *Psychotherapie als Wissenschaft – Fragen der Ethik* (S. 15–160). Wien: Facultas.
- Kriz, J. (1999). *Systemtheorie für Psychotherapeuten, Psychologen und Mediziner*. Wien: Facultas.
- Kriz, J. (2002). Was kann „personenzentriert“ am Beginn des 21. Jahrhunderts bedeuten? In C. Iseli, W. W. Keil, L. Korbei, N. Nemeskeri, S. Rasch-Owald, P. F. Schmid & P. Wacker (Hrsg.), *Identität – Begegnung – Kooperation. Person-/Klientenzentrierte Psychotherapie und Beratung an der Jahrhundertwende* (S. 37–49). Köln: GwG.
- Kriz, J. (2004). Personenzentrierte Systemtheorie – Grundfragen und Kernaspekte. In A. v. Schlippe & W. C. Kriz (Hrsg.), *Personzentrierung und Systemtheorie* (S. 13–67). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kriz, J. (2008). Aktualisierungstendenz – Die notwendige systemische Grundlage des Personenzentrierten Ansatzes. In M. Tuczaí, G. Stumm, D. Kimbacher & N. Nemeskeri (Hrsg.), *Offenheit & Vielfalt. Personenzentrierte Psychotherapie: Grundlagen, Ansätze, Anwendungen* (S. 135–154). Wien: Krammer.
- Kriz, J. (2010). Nach-Gedacht. *Gesprächspsychotherapie und Personenzentrierte Beratung*, 1, 62.
- Kriz, J., Lück, H. E. & Heidbrink, H. (1990). *Wissenschafts- und Erkenntnistheorie. Eine Einführung für Psychologen und Humanwissenschaftler*. Opladen: Leske.
- Luhmann, N. (1984). *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Maturana, H. R. (1982). *Erkennen. Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit*. Vieweg: Braunschweig.
- Maturana, H. R. (1990). Gespräch mit Humberto Maturana. In V. Riegas & C. Vetter (Hrsg.), *Biologie der Kognition* (S. 11–90). Frankfurt: Suhrkamp.
- Maturana, H. R. & Varela, F. J. (1980). *Autopoiesis and cognition: The realization of living*. Boston: Reidel.
- Maturana, H. R. & Varela, F. J. (1987). *Der Baum der Erkenntnis*. Bern: Scherz.
- Olivier, R. (2004). Wonach sollen wir suchen? Hirnforscher fragen nach ihrer Frage. In C. Geyer (Hrsg.), *Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente* (S. 153–157). Frankfurt: Suhrkamp.
- Riskin, J. M. & Faunce, E. E. (1972). An evaluative review of family interaction research. *Family Process*, 11, 365–455.
- Rogers, C. R. (1951a/1972). *Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie*. München: Kindler (Orig. 1951: *Client-centered therapy: Its current practice, implications, and theory*. Boston: Houghton Mifflin).
- Rogers, C. R. (1959a/1987). *Eine Theorie der Psychotherapie, der Persönlichkeit und der zwischenmenschlichen Beziehungen*. Köln: GwG (Orig. 1959a: **A theory of therapy, personality and interpersonal relationships**, as developed in the client-centered framework. In S. Koch (Ed.), *Psychology. A study of science. Vol. 3: Formulations of the person and the social context* (pp. 184–256). New York: McGraw Hill).
- Rogers, C. R. (1961a/1976). *Entwicklung der Persönlichkeit. Psychotherapie aus der Sicht eines Therapeuten*. Stuttgart: Klett. (Orig. 1961: *On becoming a person: A therapist's view of psychotherapy*. Boston: Houghton Mifflin).
- Rogers, C. R. (1975a/1980). Empathie – eine unterschätzte Seinsweise. In C. Rogers & R. Rosenberg, *Die Person als Mittelpunkt der Wirklichkeit* (S. 75–93). Stuttgart: Klett-Cotta. (Orig. 1975: **Empathic—an unappreciated way of being**. *The counseling Psychologist*, 5, 2–10).
- Rogers, C. R. (1975e/1977). Klientenzentrierte Psychotherapie. In *Therapeut und Klient. Grundlagen der Gesprächspsychotherapie* (S. 15–52). München: Kindler (Orig. 1975: *Client-centered psychotherapy*. In A. M. Freedman, H. I. Kaplan & B. J. Sadock (Eds.), *Comprehensive textbook of psychiatry. Vol. 2* (pp. 1831–1843). Baltimore: Williams & Wilkins).
- Roth, G. (2004). Worüber dürfen Hirnforscher reden – und in welcher Weise? In C. Geyer (Hrsg.), *Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente* (S. 66–85). Frankfurt: Suhrkamp.
- Sartre, J. P. (1980). *Das Sein und das Nichts. Versuch einer ontologischen Phänomenologie*. Hamburg: Rowohlt.
- Satir, V. (1975). *Selbstwert und Kommunikation*. München: Pfeiffer.
- Schlippe, A. v. & Schweitzer, J. (2007). *Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schmid, P. F. (2002). Was ist personenzentriert? Zur Frage von Identität, Integrität, Integration und Abgrenzung. In C. Iseli, W. W. Keil, L. Korbei, N. Nemeskeri, S. Rasch-Owald, P. F. Schmid & P. Wacker (Hrsg.), *Identität – Begegnung – Kooperation. Person-/Klientenzentrierte Psychotherapie und Beratung an der Jahrhundertwende* (S. 219–254). Köln: GwG.

- Simon, F. B. (2008). *Einführung in Systemtheorie und Konstruktivismus*. Carl-Auer: Heidelberg.
- Spielhofer, H. (1999). Empathie, hermeneutisches Verstehen oder Konstruktion? Das Erkenntnisverfahren in der Klientenzentrierten Psychotherapie. *PERSON*, 2, 122–130.
- Spielhofer, H. (2001). Organismisches Erleben und Selbst-Erfahrung. Ein Beitrag zur Diskussion der anthropologischen und Persönlichkeitstheoretischen Grundlagen im Personenzentrierten Ansatz. *PERSON*, 1, 5–18.
- Spielhofer, H. (2007). Die Vermessung der Seele: Psychotherapie zwischen Phänomenologie und Neurowissenschaften. *Psychotherapie Forum*, 4, 183–188.
- Stern, D. (1992). *Die Lebenserfahrung des Säuglings*. Stuttgart: Klett.
- Strasser, P. (2005). Der ontologische Überschuss. Probleme des Philosophen mit der Realität. In E. Brix & G. Magerl (Hrsg.), *Weltbilder in den Wissenschaften* (S. 49–67). Wien: Böhlau.
- Varela, F. (1996). The emergent self. In J. Brockmann (Ed.), *The third culture* (pp. 209–218). New York: Wiley.
- Watzlawick, P., Beavin, J. & Jackson, D. (1969). *Menschliche Kommunikation*. Stuttgart: Huber.
- Zizek, S. (2005). *Körperlose Organe*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Zurhorst, G. (1981). Skizze zur phänomenologisch-existentialistischen Grundlegung des Personenzentrierten Ansatzes. In M. Behr, F. Petermann, W. M. Pfeiffer & C. Seewald (Hrsg.), *Jahrbuch für personenzentrierte Psychologie und Psychotherapie*. Bd. 1 (S. 21–59). Salzburg: Otto Müller.
- Zurhorst, G. (1988). Wissenschaft und Subjektivität – für eine kritische, phänomenologisch-existentialistische Fundierung der GT. In GwG (Hrsg.), *Orientierung an der Person*. Bd. 2 (S. 182–186). Köln: GwG.

Autor:

Hermann Spielhofer, Dr., *Klinischer Psychologe und Psychotherapeut in freier Praxis. Langjährige Tätigkeit in ambulanten psychiatrischen Einrichtungen. Arbeitsschwerpunkte: Anthropologie und Wissenschaftstheorie.*

Korrespondenzadresse:

*Dr. Hermann Spielhofer
A-1080 Wien, Josefstädter Straße 35/12
E-Mail: hermann.spielhofer@chello.at*

Peter F. Schmid

Für sich und andere etwas sichtbar machen ...

Personzentrierte Aufstellungsarbeit

Zusammenfassung: *In personenzentrierten Gruppen wurde mit Aufstellungen gearbeitet, lange bevor „Gurus“ und Trends diese einerseits populär machten, andererseits ins Gerede brachten. In personenzentrierten Aufstellungen geht es um Ressourcenaktualisierung jenseits von vordergründigen Problemlösungen. Personenzentrierte Aufstellungsarbeit unterscheidet sich wesentlich von leitergesteuerten und damit direktiven, häufig manipulativen Vorgehensweisen, wie sie gegenwärtig Markt bestimmend sind. Sie hat auch nichts mit regelgeleiteten oder oberflächlich zielorientierten Methoden zu tun, sondern ist schöpferisch an Persönlichkeits- und Organisationsentwicklung ausgerichtet: Eigentlich geht es dabei nicht um „Stellungen“, sondern um dynamische Prozesse und Konstellationen. In der Psychotherapie können „Auf-Stellungen“ interpersonale und intrapersonale Vorgänge, Konstellationen und Konflikte sichtbar machen. Die räumliche Visualisierung von Beziehungsprozessen kann neue Sicht- und Vorgangsweisen ermöglichen und das Erarbeiten kreativer Alternativen fördern.*

Stichwörter: *Aufstellungsarbeit, Gruppentherapie, Gruppenarbeit, Resonanz, Ressourcenaktualisierung, Person und System*

Abstract: Visualization: person-centered constellation work. *In person-centered groups constellation work was used long before ‘gurus’ and trends made it popular and brought discredit upon it. Person-centered constellation work is a way of actualizing resources beyond superficial problem-solving. It differs essentially from popular directive, leader-centered or manipulative approaches currently dominating the ‘psychological market’. It is also at odds with goal-oriented and rule-dominated methods. On the contrary, person-centered constellation work is a creative enterprise to facilitate personal and organizational development. It is not a means to simply diagnose a state of relationship but a dynamic procedure to visualize relational processes and to observe and experience both intrapersonal and interpersonal constellations and conflicts. Those involved are enabled to gain new perspectives and prospects of persons, families, groups and organizations and to test alternative structures of relationships.*

Keywords: *constellation work, group therapy, group work, resonance, actualization of resources, person and system*

WAS SIND AUFSTELLUNGEN?

Ein kurzer Blick in die Fachliteratur, ins Internet oder auch auf die Homepage des österreichischen Bundesministeriums für Gesundheit (2005) zeigt: Aufstellungsarbeit – zu Unrecht fast ausschließlich mit systemischen Ansätzen in Beziehung gebracht – wird in hohem Maß kontrovers gesehen. Von den einen wird sie als seriöse und innovative Praxis hoch gelobt, von anderen, die nachdrücklich davor warnen, zutiefst verteufelt, wieder anderen gilt sie als pure Modeerscheinung und opportunistischer Trend und wird entsprechend skeptisch beurteilt. Vielen gilt sie als effizient, überraschend und faszinierend beim Miterleben und auch etwas geheimnisvoll, ja bisweilen gefährlich.

Dabei handelt es sich bei der Arbeit mit Aufstellungen eigentlich um etwas ganz Einfaches, keineswegs Spektakuläres. In Anlehnung an eine Begriffsbestimmung des österreichischen Gesundheitsministeriums (2005) lassen sich Aufstellungen in Psychotherapie und Beratung definieren als ein Verfahren mit dem Ziel,

die gefühlsmäßigen Beziehungen der Person, um die es geht (gewöhnlich als Protagonist bzw. Protagonistin bezeichnet), zu anderen wichtigen Personen (Situationen, Bereichen etc.) in Gegenwart und Vergangenheit in der momentanen Situation räumlich sichtbar zu machen.

Das Beziehungsgeflecht wird dabei durch andere Personen (üblicherweise Repräsentanten bzw. Repräsentantinnen genannt) dargestellt. Das Erleben von bedeutsamen Beziehungen in der aktuellen Situation soll dabei vor allem durch räumliche Anordnung sichtbar gemacht, in gewissem Sinne „abgebildet“, werden. (Wenn man davon spricht, dass das Erleben der relevanten Beziehungen dabei „rekonstruiert“ wird, liegt dem bereits eine entsprechende Interpretation zugrunde!) Die Beteiligten berichten aus ihrer jeweiligen Position ihre hierbei entstehenden Eindrücke, Gefühle und Impulse, die dem Protagonisten¹ neue Informationen und Sichtweisen zu seinem „Platz“ in dem dargestellten System vermitteln

¹ Der besseren Lesbarkeit halber wird jeweils der Gattungsbegriff verwendet.

sollen. Dabei kann es zu verändertem Erleben und/oder zu einem Informationsgewinn in Bezug auf sich selbst oder zu wichtig erscheinenden Bezugspersonen kommen, und es können sich neue Sichtweisen zum eigenen Erleben und Verhalten entwickeln, wie es in früheren oder gegenwärtigen sozialen Systemen erlernt und eingeübt wurde.

Der englische Begriff *constellation work* ist präziser, weil mit „Konstellation“² die Beziehung der Beteiligten zueinander angesprochen ist. Zudem geht es nicht um (statisches) „Stellen“ (was eigentlich „an einen Standort bringen“ heißt und damit so etwas wie eine finale, endgültige Handlung insinuiert), sondern vielmehr um (dynamische) Prozesse, Veränderungen in den Konstellationen und damit um die Beziehungsdynamik. „Konstellationen“ können als Perspektive, als Gesichtspunkt der Betrachtung auf etwas, gesehen werden, wie man sich selbst in Beziehungen erfährt. Die Arbeit mit Konstellationen kann entsprechend helfen, sich selbst (und anderen) zu zeigen, wie die Dynamiken in Beziehungen aussehen und wie Veränderungen möglich sind.

Aufstellungsformate und Anwendungsbereiche

Aufstellungen werden unter anderem auf der Basis verschiedener Konzepte (z. B. systemische, psychodramatische, personenzentrierte, tiefenpsychologische) in Psychotherapie und Beratung (auch im „Einzelsetting“), in der Supervision (besonders für Team- und Gruppenarbeit), im Coaching, in der Team- und Organisationsberatung und in der Team- und Organisationsentwicklung eingesetzt.

Die zugrunde liegenden Handlungskonzepte sind im Wesentlichen von den gleichen Prinzipien bestimmt, sei es beim „Familienstellen“, bei Organisations- und Managementaufstellungen, Strukturaufstellungen (z. B. Daimler et al., 2003; Kalb, 2007; Sparrer & Varga v. Kibéd, 2009), Konfliktaufstellungen, bei der Dar-Stellung innerer Prozesse u. Ä. – in der Einzelarbeit, in Gruppen und Großgruppen –; in supervisorischen, mediatorischen, verschiedensten anderen psychosozialen, pädagogischen (z. B. Knorr, 2004), pastoralen, theatralen (Heindl, 2007), organisationalen und wirtschaftlichen Anwendungsfeldern.

Gewöhnlich werden unterschieden: *Systemaufstellungen*, zu denen etwa Familienaufstellungen (Herkunftsfamilie, aktuelle Familie – auch mit den tatsächlichen Familienmitgliedern), Beziehungschoreografien, Organisationsaufstellungen, Teamaufstellungen, Management- und Marketingaufstellungen oder Projektaufstellungen zählen; *Persönlichkeitsaufstellungen* („Selbst-Aufstellungen“; Biografiearbeit); *Strukturaufstellungen*, wie z. B. Problemaufstellungen (ev. mit gemischter Aufstellung von Personen

und Sachen oder Themen³), Entscheidungsaufstellungen (inklusive Konflikt- und Mediations- sowie Karriere-Aufstellungen; Tetralemma-Aufstellungen⁴); *Themen- bzw. Aufgabenaufstellungen* (Drehbuchaufstellungen: für die Stimmigkeit und Publikumswirksamkeit literarischer Werke; experimentelle Aufstellungen: um etwas auszuprobieren) usw.

Ich beschränke mich im Weiteren hauptsächlich auf personenzentrierte Aufstellungen in einem psychotherapeutischen oder qualitativen Kontext und beschreibe zuerst die Praxis, dann die Theorie. Die Prinzipien und die Praxis können leicht analog auf andere Gebiete angewendet werden.

GESCHICHTE UND ENTWICKLUNG

Als Vorläufer wird meist das Psychodrama (Moreno, 1988) und auch die Hypnotherapie (Erickson et al., 2007) genannt, als Entwicklungsschritte die Familienskulptur bzw. -rekonstruktion⁵ (Satir, 2002), Versuche in der Psychiatrie (Schönfelder: s. Benedetti, 1998), das Familienbrett⁶ (Ludewig, 2000), das Familienstellen (McClendon & Kadis, 2004, vom Carmel Institute for Family Business in Kalifornien, von denen Hellingers Praktiken⁷ hergeleitet werden),

- 3 Etwa mit „Fokus“ (Träger des Problems, z. B. eine Person oder eine Gruppe), „Ziel“ (was zurzeit nicht erreicht werden kann), „Hindernissen“ (was sich der Zielerreichung in den Weg stellt), „Ressourcen“ (was nötig ist, um eine Lösung zu erreichen), „Gewinn“ (Nutzen, der resultiert, wenn das Problem bestehen bleibt, z. B. solange das Problem da ist, braucht man nichts zu ändern) und „zukünftiger Aufgabe“ (was zu tun ist, wenn das Ziel erreicht ist).
- 4 Variante der stark lösungsorientierten „Systemischen Strukturaufstellungen (SySt)“ von Matthias Varga v. Kibéd und Insa Sparrer (2009), die sich der Tradition von Satir verpflichtet sehen: Ein Dilemma zeichnet sich dadurch aus, dass keine Entscheidung zwischen zwei Optionen getroffen werden kann. Diese beiden Optionen werden im Tetralemma als „Das Eine“ und „Das Andere“ aufgestellt. Erweitert wird dies durch die weiteren Elemente „Keines von Beiden“ und „Beides“. Hinzu kommt noch ein fünftes Element, die sogenannte „Nicht-Position“. Als Repräsentant für den Klienten wird das Element „Fokus“ aufgestellt.
- 5 Das Verfahren des Nachspielens von Familienszenen führte das Auswählen von „Stellvertretern“ unter dem Begriff „Familienskulptur“ im Jahr 1969 in die Fachwelt ein. Diese Technik ermöglicht den Klienten, Familienbeziehungen nonverbal darzustellen und zu erkennen. Widersprüche oder Abweichungen zwischen dem, was körperlich gezeigt und dem, was gesagt wird, können reflektiert werden. Anhand der dargestellten Konstellation kann sich der Therapeut ein Bild von dem sozialen Gefüge machen, in dem der Klient lebt und von dem er beeinflusst wird. Gleichzeitig ist es dem Klienten möglich, innerhalb dieses nun auch in äußerlich sichtbarer Weise dargestellten Beziehungsgeflechtes gleich eine Reaktion auf sein Verhalten zu erfahren, die anschließend auf der verbalen und emotionalen Ebene befragt werden kann. – Satir ging wertschätzend und stützend vor.
- 6 Das „Familienbrett“ ermöglicht die Darstellung der Familie auf einer dem Schachbrett ähnlichen Fläche mit Figuren.
- 7 Bert Hellinger (2000; 2003; Hellinger & ten Hövel, 1996; Weber, 2001) begründete seine guruartige Faszination in den 90er Jahren durch fundamentalistisch-ideologisch geprägte Ansichten, mit denen er offensichtlich einem Bedürfnis nach Sicherheit und Orientierung entgegenkam. (Er beruft sich auf ihm zugängliche, zugrunde liegende Ordnungen, benutzt Rituale u. Ä.) Es bleibt weitgehend unverstänlich, warum er auch unter Fachkollegen eine starke Anhängerschaft fand. Zur Kritik u. a.: Barth, 2003; Haas, 2004.

2 Ursprünglich ein Terminus der Astrologie aus dem Spätlateinischen: *constellatio* = „Stellung der Gestirne“ (lateinisch *stella* = „Stern“). Er bezeichnete die Stellung der Gestirne zueinander und die sich daraus ergebenden Einflüsse auf das Schicksal des Menschen. Heute vorwiegend im übertragenen Sinne als „Zusammentreffen von Umständen“ gebraucht.

die Lösungsfokussierte Kurztherapie (de Shazer & Kim Berg, 1998), Organisationsaufstellungen (Weber, 2000; in Kombination mit NLP: Castella, Grochowiak und Stresius, 2001) sowie Systemische Strukturaufstellungen (SySt) (Sparrer & Varga von Kibéd). Ab etwa 1985 gab es Aufstellungsangebote abgelöst vom therapeutischen Rahmen. Es gibt mittlerweile eine unübersehbare Fülle an – meist mit jeweils eigenen Bezeichnungen versehenen – Varianten (von der Körperaufstellung bis zur Märchenaufstellung), zumeist in einem mehr oder weniger auf systemischen Konzepten beruhenden Rahmen (Weber et al., 2005).

Kurz sei noch der Unterschied zum Rollenspiel und zum Psychodrama erwähnt. Aufgabe von Aufstellungen (jedenfalls von personenzentrierten) ist es nicht, eine Rollenvorgabe zu erfüllen. Aufstellungen sind kein Nachspielen, Proben oder Training und kein improvisiertes Spielen. Sie sind in der Regel auch im Unterschied zu den vielen Varianten therapeutischen Spielens ausschließlich auf den bzw. die Protagonisten ausgerichtet, um den oder die es in der Arbeit geht.

Personenzentrierte Entwicklung

Unabhängig davon gab es in personenzentriertem Kontext Aufstellungen „von alters her“ – ein exakter Anfang lässt sich nicht ausmachen. Bestimmten Verfahrensweisen wurde keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt in einem Vorgehen, in dem es auf die Einstellung der Therapeuten und Selbstbestimmung der Klienten ankommt. Zur traditionellen Skepsis gegenüber vorgegebenen und geplant eingesetzten Methoden im PCA hat Carl Rogers darauf hingewiesen, es sei „jedwede geplante Prozedur ... jedwede Künstlichkeit zu vermeiden“. Er hat betont, dass es ein „großer Unterschied“ ist, „ob der Gruppenleiter Spiele anordnet (jetzt wollen wir alle) oder solche vorschlägt ... oder es dem Einzelnen freigestellt ist teilzunehmen“. Rogers hat unterstrichen, dass es „außer Zweifel“ steht, „dass durch die Verwendung von Spielen oder Übungen, die der Leiter vorschlägt, die Gruppe im Allgemeinen leiterzentriert und nicht teilnehmerzentriert wird“. Was Spiele, Techniken und Übungen betrifft, hat Rogers stets hervorgehoben, dass „Übungen als große Trickkiste ..., Techniken als Ersatz für Essenz ... gefährlich sind“ (Rogers, 1970a/1974, S. 154; 1971a/1996, S. 549; 1977a/1977, S. 34–35).

Zu den Anfängen und Entwicklungsschritten zählen die Encounter-Gruppen-Arbeit beim La Jolla Programm in Kalifornien (Schmid, 1996), die Klein- und Großgruppen-Workshops (seit 1968), die Theaterarbeit mit dem österreichischen Amateurtheater „Bretterhaus“ (seit 1980; vgl. Schmid, 1994), die personenzentrierte Ausbildung im Institut für Personenzentrierte Studien (IPS), Wien, und personenzentrierte Aufstellungen, die ich seit etwa zehn Jahren durchführe.⁸

PERSONENZENTRIERTE PRAXIS

Selbstverständlich gibt es auf der Basis personenzentrierter Einstellungen und personenzentrierter Beziehungsgestaltung eine Fülle verschiedener Möglichkeiten, mit Aufstellungen zu arbeiten. Exemplarisch sei hier eine Möglichkeit angeführt, in einer Gruppe Aufstellungsarbeit zu machen.

Die Aufstellung

Die Person, die an etwas, das sie beschäftigt, arbeiten will (Protagonist), kann damit beginnen, der Gruppe zu erläutern, worum es ihr geht oder wie sie ihr Problem sieht oder was sie sich gerne anschauen oder besser verstehen möchte. Ebenso kann sie nähere Umstände erläutern und angeben, wer oder was aller dazugehört, so sie dies möchte. (Zur Alternative, dies alles oder einiges davon bewusst nicht zu tun, s. u. „Verdeckte Aufstellungen“.) Es bleibt ihr dabei natürlich jedenfalls überlassen, was und wie viel sie erzählen will.

Dann kann sie einzelne Personen aus der Gruppe auswählen und sie bitten, als Repräsentant für eine bestimmte andere Person in der Aufstellung zu stehen. Auch hier besteht die Freiheit, mehr oder weniger mitzuteilen, wie diese Person erlebt wird (oder dieser Umstand beschaffen ist usw.), ebenso wie die Freiheit gegeben ist, ob der Repräsentant nur verbal gebeten wird oder auf einen Platz geführt wird oder ob ersucht wird, sich an eine bestimmte Stelle und auf eine bestimmte Weise hinzustellen oder nicht. (Die oft geübte Praxis, jemanden an der Schulter auf den ihm zugewiesenen Platz hinzuführen [vgl. z. B. Sparrer & Varga von Kibéd, 2009], ist *eine* Möglichkeit, mehr nicht.)

Ebenso wie mit den Informationen über die repräsentierte Person ist es dem Protagonisten anheim gestellt, einem Repräsentanten mehr oder weniger „Anweisungen“ für sein Verhalten in der Aufstellung zu geben. Was die eigene Person betrifft, ist es ebenso möglich, jemanden zu bitten, den eigenen Platz einzunehmen und sich damit die Möglichkeit offenzuhalten, von außen zu erleben und zu beobachten, oder sich selbst in die Aufstellung zu begeben.

Wenn der Protagonist mehr oder weniger mit der Zusammenstellung fertig ist, kann diese Erstkonstellation genauer angesehen und es kann damit gearbeitet werden, sie kann aber auch jederzeit verändert werden. (Wie bereits betont, muss es sich keineswegs um ein statisches Bild handeln, sondern es kann von Anfang an Bewegung und Dynamik in der Auf-„Stellung“ sein.) Der Protagonist kann selbst umstellen; einzelne, mehrere oder alle Protagonisten sich oder andere umstellen lassen; er kann einzelne Personen fragen, was in ihnen vorgeht und was sie erleben oder was sie gerne selbst tun oder bei anderen verändern möchten – der Phantasie und den Möglichkeiten sind hier keine Grenzen gesetzt. Es versteht sich von selbst, dass auch mehrfach verändert werden kann und so verschiedene Konstellationen ausprobiert werden können. Es können

⁸ Es gibt kaum Literatur: Scheucher et al., 1995; Wiltshko, 2003; Hager, 2008. Vgl. <http://www.pfs-online.at>.

auch Personen ausgetauscht werden, ebenso wie der Protagonist sich selbst mit seinem Repräsentanten (so er einen gewählt hat) austauschen kann.

Die Beteiligten können in ihrer „Rolle“ sprechen oder über ihre Rolle sprechen, gefragt oder ungefragt – das ist alles Vereinbarungssache. Einfühlsame Teilnehmer werden dabei weitgehend versuchen, sich so zu verhalten, wie es der Protagonist für sich als hilfreich erachtet bzw. wofür er bittet (z. B. ihr Erleben mitteilen oder zu jemandem anderen etwas sagen oder ausdrücken, was er gerne tun oder welche Veränderungen er sich wünschen würde, oder auch dies von selbst gleich durchführen). Aber auch das bewusste oder spontane Durchbrechen solcher Vorgaben durch den Protagonisten kann hilfreich sein.

Auch für die nicht beteiligten Gruppenmitglieder gibt es keine Vorschriften, wie etwa, sich mit der Rolle eines Beobachters zu beschränken. Sie entscheiden selbst, ob sie ihre Beobachtungen und ihr Erleben während der Aufstellungsarbeit oder erst nachher (oder gar nicht) mitteilen wollen. Der Gruppe, in der eine Aufstellung stattfindet, kommt jedenfalls eine wichtige Funktion zu, vor allem in begleitender, unterstützender, förderlicher, aber auch in reflektierender Hinsicht. (Zu den Möglichkeiten und Aufgaben des Facilitators, der ja in personenzentrierter Arbeit niemals als Aufstellungs-Leiter fungieren wird, siehe unten.)

Personenzentriertem Prozessdenken folgend, kann es nicht sein, dass am Schluss ein „Lösungsbild“ (vgl. z. B. Sparrer & Varga von Kibéd, 2009) oder Ähnliches stehen muss. Die Aufstellung selbst endet für gewöhnlich, wenn der Protagonist dies will.

Die Reflexion

Meist schließt sich eine Phase der Reflexion (und allenfalls der Klärung und des Aufdeckens, s. u.) an. Dazu kann es hilfreich sein, dass Protagonist und die Repräsentanten noch in einem eigenen Innenkreis (auch optisch) zusammenbleiben (etwa am Boden sitzend, während die anderen auf Stühlen sitzen), bevor sie, wieder in die Gruppe hineingehend, das Aufstellungsszenario ganz verlassen.

Alle Beteiligten – der Protagonist, die Repräsentanten, die Gruppe und der Facilitator – haben verschiedene Perspektiven, und es macht Sinn zu ermöglichen, diese einzubringen. Für die Reflexion kann es hilfreich sein zu beachten, wohin jemand gestellt wurde, in welche Richtung, in Bezug auf wen, mit welcher Haltung usw. Auch ob jemand fix aufgestellt, in Bewegung versetzt oder ihm dies freigestellt wurde, kann von Bedeutung sein.

Ebenso kann es hilfreich sein, zwischen dem Sprechen aus dem Erleben und der Sicht des Repräsentanten und der diesen Repräsentanten darstellenden Person zu unterscheiden. Diese Phase der Reflexion und Ergebnissicherung kann, wenn dies hilfreich erscheint, auch so strukturiert werden, dass zunächst der Protagonist sein Erleben und seine Beobachtungen ausdrückt, dann die Repräsentanten und dann die anderen Gruppenmitglieder. Eine

mögliche Dynamik der Beteiligten und der Gruppe sollte hier aber keinesfalls durch Strukturvorgaben unterbunden oder behindert werden.

Nach der Bearbeitung des Erlebten ist es wichtig, dass alle Protagonisten, soweit nicht schon geschehen, ebenso bewusst aus ihrer Funktion aussteigen, wie sie sich entschieden haben einzusteigen, damit die Person für sich selbst und alle anderen klar von der zugeordneten Repräsentantenaufgabe auseinandergelassen wird. (Auch für dieses „Entrollen“ gibt es viele individuelle Möglichkeiten und es muss keineswegs durch Händereiben, Ein-paar-Schritte-Gehen oder Aussprechen des eigenen Namens geschehen [vgl. Sparrer & Varga von Kibéd, 2009]).

Verdeckte Aufstellungen

Als verdeckte Aufstellungen bezeichnet man solche, bei denen der Repräsentant absichtlich vor der Aufstellung bestimmte Dinge nicht mitteilt. D. h., er erläutert das Problem, die Umstände, seine Interessen und auch für wen oder was er die Repräsentanten auswählt, nicht oder nur teilweise. In diesem Fall erfahren die Repräsentanten dann nicht, wofür oder für wen sie stehen. Wenn sie keine Anweisungen bekommen, erfahren die Repräsentanten auch nicht, wie die repräsentierte Person eingestellt ist, sich verhält usw. Es kann auch Sinn machen, dass der Protagonist nicht mitteilt, wer der Repräsentant für ihn selbst ist.

Der Vorteil eines solchen Vorgehens liegt darin, dass die Repräsentanten gar nicht erst in die Versuchung kommen, „eine bestimmte Rolle zu spielen“ (z. B. *den Vater*) oder jemanden, der ihnen geschildert wurde, wie ein schlechter Schauspieler äußerlich „zur Schau zu stellen“, also nachzuahmen versuchen. Sie kommen solcherart nicht dazu, etwas darzustellen oder zu tun, was sie glauben, darstellen oder tun zu sollen, weil es der Protagonist von ihnen erwartet. Sie sind vielmehr ganz darauf angewiesen, auf ihr eigenes Erleben zu achten. Der Vorteil für den Protagonisten kann darin bestehen, sich nicht um detailgenaue Schilderung aller, oft widersprüchlichen Eigenschaften einer Person, die er einem Repräsentanten „mitgeben“ möchte, kümmern zu müssen und unvoreingenommener auf eine Entwicklung zu schauen, die er (zumindest verbal) nicht vorgegeben hat. Für die Gruppe kann der Vorteil darin bestehen, statt damit beschäftigt zu sein, sich genau zu überlegen, wer wen darstellt und wofür es geht (also problemzentriert zu beobachten), sich auf das Erleben des Szenarios einzulassen und so mehr mit Gefühlen und Bedürfnissen oder Befürchtungen usw. beschäftigt zu sein, als mit dem Abklären von Zusammenhängen und Vorstellen von Lösungsmöglichkeiten.

Es macht Sinn, bei verdeckten Aufstellungen die nicht genannten Repräsentationen in der Reflexion zu benennen, wenn der Protagonist dies möchte, weil das neuerlich eine andere Reflexionsebene für das Erfahrene ermöglicht. Jedenfalls ist es auch hier wichtig, bewusst aus der „Rolle“ auszusteigen, was möglicherweise

mehr Unterstützung braucht, wenn der Repräsentant nicht erfährt, was oder wen er repräsentiert hat.

Die Beteiligten

Der Protagonist

Der Begriff *Protagonist* bezeichnete ursprünglich den ersten Schauspieler des altgriechischen Theaters [griech. πρώτος „erster“ + αγωνιστής „Wettkämpfer“]. In einem Roman wird die Hauptfigur (als handelnde Person) so bezeichnet; im übertragenen Sinn bedeutet Protagonist auch „Vorkämpfer (für eine Sache)“.

Der Repräsentant

Der Repräsentant [wörtlich: derjenige, der etwas wieder (lat. *re*) gegenwärtig (*präsent*) macht] wird auch als Stellvertreter (engl. auch *co-player*) bezeichnet, weil er für jemanden oder etwas steht, das der Protagonist aufstellen möchte. Die Repräsentanten stellen sich dem Protagonisten zur Verfügung, für eine Person, Anteile einer Person oder auch Gegenstände, Umstände, Begriffe und Symbole zu stehen. Es kann „alles“ aufgestellt werden, auch Persönlichkeitsanteile, abstrakte Begriffe (etwa „Hoffnung“ oder „Angst“, „Ziele, Hindernisse, Ressourcen“, „das, was noch fehlt“ oder „das, was dann da wäre“). Auch „Alter Egos“ können aufgestellt werden oder Repräsentanten für Veränderungen, wie z. B. „ich heute“, „ich gestern“, „ich morgen“.

Es ist wichtig, dass die Freiwilligkeit ausdrücklich hervorgehoben wird, die jedem Gruppenteilnehmer zukommt, wenn er gebeten wird, als Repräsentant mitzuwirken.

Aufgabe der Repräsentanten ist es, auf ihre Gefühle und Gedanken, ihre Einfälle und Wahrnehmungen zu achten und sie gegebenenfalls mitzuteilen. Dabei gilt es, Emotionen (Ärger, Erleichterung, Unruhe, Erwartungen, Last usw.) ebenso wie Stimmungsveränderungen zu registrieren (etwa Empfindungen von Zugehörigkeit, Distanz, Nähe zu anderen Aufgestellten). Bedeutsam können Körperempfindungen (Wärme, Kälte, Schwere in den Gliedmaßen ...), Impulse (z. B., die Position im System räumlich verändern zu wollen) und (sich verändernde oder gleich bleibende) Bedürfnisse aller Art sein. Auch (etwa unerwartete) Gedanken und Ideen in Bezug auf das aufgestellte System oder Einzelne können von Belang sein.

Je mehr es den Repräsentanten gelingt, keine Erwartung zu haben und davon Abstand zu nehmen, in irgendeiner Weise ein Ergebnis oder eine Leistung erbringen zu sollen, umso aussagekräftiger können ihre Beiträge sein. Sie sollten auch möglichst unterscheiden, ob es sich um eigene Bedürfnisse handelt, die der Repräsentant „mitbringt“, oder um Erlebnisse und Erfahrungen, die aus der Repräsentation entstanden sind. Je weniger Vorgaben es gibt, umso wichtiger kann dies sein.

Ein mögliches Problem ergibt sich, wenn jemand selbst von einer ähnlichen Situation betroffen ist wie die, die aufgestellt wird. Reprä-

sentanten, die dies erkennen und meinen, dies würde ein Hindernis sein für die nötige Offenheit als Repräsentant, können sich ersetzen lassen. (Manche Aufsteller empfehlen, gegensinnige Repräsentanten auszusuchen, d. h. Personen, die untypisch für die gefragte Rolle sind. Aus personenzentrierter Sicht erscheint es sinnvoll, hier der „Weisheit der Gruppe“ bzw. der Aktualisierungstendenz zu vertrauen.)

Als Notlösung können, wenn die Zahl der zur Verfügung stehenden Personen nicht ausreicht, auch Gegenstände (wie etwa Stühle oder Stofftiere) verwendet werden.

Die Gruppenteilnehmer

Aufgabe der *Gruppenteilnehmer*, die nicht aktiv am Geschehen beteiligt sind, ist es, mitzuerleben und zu beobachten und so eine „Außenperspektive“ einzubringen. Die Gefühle, Erlebnisse, Gedanken und Ideen von Personen, die zuschauen, können sich wesentlich von den mitbeteiligten Personen unterscheiden. Die Gruppe gibt also Feedback und bildet zugleich einen sicheren Rahmen, in dem ein vertrauensvoller und möglichst angstfreier Experimentierraum gegeben ist. Außerdem steht sie zur Verfügung, falls Bedarf nach zusätzlichen Repräsentanten besteht. Aus personenzentrierter Sicht können alle Gruppenteilnehmer Facilitators füreinander sein (Schmid, 1996).

Der Facilitator

Der Facilitator einer personenzentrierten Aufstellung versteht sich natürlich weder als Leiter im traditionellen Sinn, noch als Direktor oder Dirigent und auch nicht als Regisseur. Aus dem personenzentrierten Selbstverständnis einer (therapeutisch) hilfreichen Person besteht seine Aufgabe darin zu begleiten und zu unterstützen. Zur Unterstützung gehört es, so wenig wie möglich und so viel wie nötig in das Geschehen einzugreifen.

Was ist nötig? Für mit Aufstellungen nicht oder wenig erfahrenen Personen ist es oft notwendig, über die Möglichkeiten bei einer Aufstellung zu informieren und gegebenenfalls anzubieten, weitere Möglichkeiten, die der Protagonist hat, aufzuzeigen (etwa die bereits aufgestellten Personen zu fragen, wie sie sich wahrnehmen, was in ihnen vorgeht oder was sie verändern möchten usw.). Insgesamt unterscheiden sich Selbstverständnis und Aufgaben eines personenzentrierten Facilitators in Aufstellungen nicht von der Arbeit in personenzentrierten Gruppen allgemein (Schmid, 1994; 1996). Er achtet, wo dies die Beteiligten nicht selbst tun, auf die Rahmenbedingungen (z. B. die Zeitstruktur); er „besetzt“ den Platz des Leiters und hält damit dem Protagonisten den Rücken frei (damit sich nicht jemand anderer bemüßigt fühlt, die Leitung an sich zu reißen und das Geschehen zu steuern, oder damit es nicht zu einem Prozess kommt, der vom Protagonisten weggeführt); er sorgt für ausreichende Reflexion. Darüber hinaus kann es bei Aufstellungen mit stärkerer emotionaler Beteiligung nötig sein, auf das

„Ent-rolle“, das Aussteigen aus der zugewiesenen oder übernommenen Rolle, zu achten. Gegebenenfalls ist das Back-Home zu beachten und Unterstützung und allenfalls Nachsorge anzubieten, wenn es zu stärkeren Emotionen oder Erschütterungen gekommen ist. (Insgesamt ist das aber bei personenzentrierten Prozessen im Gegensatz zu direktiv induzierten oder gesteuerten Prozessen viel weniger wahrscheinlich.) Schließlich kann es auch nötig sein, dass – etwa in klinischen Settings, aber nicht nur dort – bei Barrieren durch starke Inkongruenzen des Protagonisten oder eines der Repräsentanten infrage gestellt wird, ob in einem bestimmten Fall die Aufstellung in der konkreten Form (oder sogar eine Aufstellung überhaupt) ein geeignetes Verfahren ist, an eine Schwierigkeit heranzugehen. Auch hier wird der Facilitator sorgsam zwischen dem Vertrauen in die Arbeitsweise, die eine Person für sich selbst wählen will, und den aus Empathie und Erfahrung erwachsenden Zweifeln seiner Verantwortung gerecht werden müssen, als miterlebende Person (und nicht als „besserwissender“ Experte) die Vorgangsweise zum Thema zu machen und kritisch zu befragen.

Gerade bei Aufstellungen kommt es, bisweilen stärker als bei anderer Gruppenarbeit, zu Machtzuschreibungen (nicht zuletzt, weil es gerade in diesem Bereich oft zu autoritärem, ja guruartigem Verhalten von „Aufstellungsleitern“ kommt). Mit dem Problem der zugeschriebenen Macht geht ein personenzentrierter Facilitator immer im Sinne von Macht als Ermächtigung (empowerment) um (Rogers, 1977a/1977; Schmid, 1996).

THEORIE

Bei personenzentrierter Aufstellungsarbeit handelt es sich, wie immer im PCA, um eine phänomenologische, existenzielle und dialogische Praxis, was sie von verhaltensorientierten, insbesondere von lösungs- oder zielorientierten, sowie von stärker direktiven und an einseitig systemischen Konzepten orientierten Aufstellungen deutlich unterscheidet.

Visualisierung und Simulation: Die erlebte Realität abbilden

Aufstellungen sind Visualisierungen von inneren Bildern, Vorstellungen, Prozessen: Konstellationen, wie sie sich dem Protagonisten darstellen. Sie sind eine Art Simulation (lat. *simulare* heißt „abbilden“) dessen, wie der Protagonist die Realität erlebt. Sie sind also ein mehr oder weniger getreues Abbild seiner (!) Wirklichkeit. Das Aufgestellte ist dann ein Abbild eines inneren Bildes. Es zeigt die Vorstellung des Protagonisten – im wahrsten Sinn des Wortes: was er sich vorstellt, vor sich aufstellt. Es zeigt bildlich, wie sich ihm sein Problem bzw. seine Wirklichkeitssicht darstellt. Aufstellungen sind, so betrachtet, tatsächlich „in den Raum gestellte Bilder“ (vgl. Daimler et al., 2003).

Es lässt sich daher sagen: Indem Problem-Stellungen vor-gestellt werden, wird eine Situation her-gestellt, in der sowohl neue Zusammen-Stellungen (Konstellationen) als auch Ein-Stellungen erprobt und Veränderungen vor-stellbar werden können. Aufstellungen können also – wie eine Zeichnung, eine Skizze oder ein Gemälde oder auch wie ein Film usw. – etwas sichtbar machen. Inneres wird dabei nach außen verlagert und kann angeschaut werden.

Exzentrizität: Die Reflexionsfähigkeit fördern

Was eine Aufstellung dem Protagonisten ermöglicht, ist, einen neuen Blick auf eine Sache zu werfen, die ihm so vertraut schien, dass er keine andere Perspektive mehr einnehmen zu können glaubte. Dem liegt die Idee zugrunde, dass der Mensch als exzentrisches Wesen (Plessner, 1981) imstande ist, sozusagen „von außen“ auf sich selbst zu schauen, zu reflektieren und dabei, sich selbst spaltend, auf sich selbst als dem Mittelpunkt seines Erlebens und Verhaltens hinzuschauen (vgl. Schmid, 1991). Repräsentanten können diese Reflexionsfähigkeit unterstützen und fördern.

Dabei kommt dem Protagonisten eine gewisse Fremdheit zugute: Allzu Vertrautes wird durch die Verfremdung (Personen stehen für andere Personen oder Gefühle oder Bedürfnisse etc.; der Kontext ist ein anderer) so weit anders, dass man neu hinschauen kann. Die Distanzierung erlaubt einen frischen Blick. Auch die Distanzierung von sich selbst (wenn für den Protagonisten ebenfalls ein Repräsentant steht und man tatsächlich von außen sozusagen „auf sich selbst“ hinschauen kann) kann dies fördern.

Ein Aktualisierungsprozess: Durch Empathie Awareness fördern

Aufstellungen „funktionieren“ also, personenzentriert verstanden, schlicht aufgrund der Aktualisierungstendenz einerseits, der Empathie und Selbstwahrnehmung (s. u.) samt deren Mitteilung andererseits. Die Empathie der Mitbeteiligten ermöglicht es dem Protagonisten und unterstützt ihn dabei, aufmerksam „hinzuschauen“ und in sich hineinzufühlen; so wird Bewusstheit bzw. Achtsamkeit (awareness) gefördert. Die Selbstwahrnehmung (die „Empathie“ in das eigene Erleben, wenn man so will) kann als ergänzendes oder korrekatives Moment das Beziehungsverständnis verändern oder vertiefen.

Man braucht also keine komplizierten, esoterischen, geheimnisvollen Erklärungsmodelle, wie etwa jenes, dass sich darin eine höhere Ordnung oder verborgene Regeln zeigten, dass „morphogenetische“, „gestaltbildende“ oder „wissende“ Felder oder „Anordnungsgrammatiken“ wirkten oder dass unbewusste Übertragungs- und Gegenübertragungsprozesse analysiert werden müssten. Die personenzentrierte Persönlichkeits- und Beziehungstheorie bietet ein einfaches Erklärungsmodell. Die Einfühlung, also die Fähigkeit des Menschen, sich prosozial in andere hineinversetzen zu können und deren Perspektive (den inneren Bezugsrahmen) zu übernehmen, ist

Erklärungsmodell genug (und Beweis dafür, welche immensen Ressourcen uns zur Verfügung stehen, einander „intuitiv“ zu verstehen).

Personzentrierung: Ressourcen-, nicht lösungsorientiert

Personzentrierte Aufstellungen sind, weil sie Person-zentriert und daher auf Persönlichkeitsentwicklung ausgerichtet sind, *ressourcen-zentriert und nicht problem- oder lösungszentriert*.

Es geht bei der Ressourcenaktualisierung nicht um das Finden einer Problemlösung, auch nicht um „Hinterfragen von Überzeugungen, Aufzeigen von Problemen und Vermitteln von Wissen aus der Haltung der Neutralität“ (vgl. Klein & Kannicht, 2007), sondern schlicht um Fördern (facilitation) des Aktualisierungspotenzials aus der Haltung der Präsenz durch Aufmerksamkeit, Achtsamkeit, Bewusstheit (awareness), Empathie und Wertschätzung ohne Bedingungen in der authentischen Haltung der Begegnung. So wird Begeg(e)n-ung (Schmid, 1994) im Sinne einer Konfrontation mit der eigenen Situation ermöglicht. Hilfreich dabei sind für alle Beteiligten Absichtslosigkeit, Sich-überraschen-Lassen, Neugier.

Zu den Möglichkeiten der Aufstellungsarbeit zählen daher die Personalisation (Persönlichkeitsentwicklung), das Finden kreativer Alternativen, das Überprüfen eigener Einstellungen und Sichtweisen, Orientierungs- und Entscheidungshilfen, der Abgleich von Selbst- & Fremdwahrnehmung (in Management- und anderen Fragen sozialer Systeme gilt dies analog), und sie ermöglicht eine Dynamik „weg von der Stellung, hin zum Prozess“.

Personzentrierte Aufstellungen sind daher nicht-direktiv. Vorgaben und Durchführung sind so unstrukturiert wie möglich und so strukturiert wie nötig. Sie sind personzentriert, nicht leiterzentriert. Es geht bei ihnen um eine Haltung bzw. die Vermittlung einer Haltung, nicht um eine „Technik“.

Die Aufstellung als „Sprache“

Dabei dient nicht nur – und in vielen Fällen nicht einmal vorrangig – die verbale Sprache als Kommunikationsmittel. Durch die Verwendung einer anderen „Sprache“, eines anderen Ausdrucks- und Kommunikationsmittels, werden – entsprechend der ganzheitlichen (personalen) Sicht – andere Kommunikationsebenen einbezogen. Aufstellen ist in diesem Sinne eine „Sprache“ (wie Malen, Spielen, Ton Formen, Körpersprache usw.), keine „Technik“ oder „Methode“ (verwendet man die beiden Wörter im herkömmlichen Sinn) und schon gar keine eigene therapeutische Richtung. (Denn diese „Sprache“ kann bei verschiedenen Menschenbildern und Grundhaltungen zur Anwendung kommen, weshalb Aufstellungen nicht nur auf eine therapeutische Richtung beschränkt sind.)

So können Potenziale erlebbar werden, die auf der verbalen Ebene leicht überhört werden können. Aufstellungen können dadurch (wie Feedback oder die Interaktionen in einer Gruppe) Anregungen geben, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Sie bieten ein

therapeutisches Experimentierfeld, wie es jede personzentrierte Beziehung (in besonderem Ausmaß in Gruppen) darstellt: Klienten können ausprobieren, wie sich ein bestimmtes Erleben anfühlt, eine andere Beziehungsgestaltung auswirkt usw.

Empathische Kommunikation: Repräsentierende Wahrnehmungen mitteilen

Wenn die anderen Beteiligten oder die Zuschauer ihr eigenes Erleben wahrnehmen, mitteilen und reflektieren, stellt sich freilich die Frage nach der Relevanz dieses Erlebens und dessen Mitteilung. Warum soll das Empfinden einer aufgestellten Person für den Aufsteller von Bedeutung sein? Anders formuliert: Ist die repräsentierende Wahrnehmung eine repräsentative Wahrnehmung?

Wenn man aufgrund des personzentrierten Person- und Beziehungsverständnisses (Schmid, 1991; 1994; 2009) davon ausgeht, dass wir Beziehungen nicht nur haben, nicht nur *in* Beziehung sind, sondern auch Beziehung *sind*, so gestaltet der Protagonist das Erleben der Repräsentanten mit, wenn sich diese unvoreingenommen und absichtslos darauf einlassen. Dabei kommt es für den Repräsentanten darauf an, sich – statt sich selbst in Szene zu setzen (und damit ein Rollenspiel zu spielen) – „inszenieren zu lassen“, wenn man es so ausdrücken will. Je weniger ein Repräsentant glaubt, etwas Bestimmtes darstellen zu müssen, und je mehr er sich empathisch darauf einlässt, was ihm durch die Beziehung vom Protagonisten mitgeteilt wird, umso mehr werden seine Empfindungen und Wahrnehmungen mit dem Protagonisten zu tun haben, statt mit ihm selbst – ein Phänomen, das aus der Praxis und Theorie der Empathie vertraut ist. Und dann *können* die Mitteilungen des Repräsentanten für den Protagonisten relevant sein.

Unbefangenheit der Repräsentanten

Daher gilt: Je unbefangener ein Repräsentant ist, je mehr er sich auf die Situation empathisch und ohne bestimmte Absicht einzulassen bereit ist, desto weniger besteht die Gefahr, dass aus der Aufstellungsarbeit eine Art Rollenspiel wird, in dem er eine bestimmte Rolle oder Funktion oder Aufgabe einnehmen zu müssen glaubt. Diese Absichtslosigkeit ist *das* Kapital der Repräsentanten. Daher verläuft im Allgemeinen eine Aufstellung umso fruchtbarer, je weniger Rollenvorgaben die Repräsentanten bekommen. Dadurch sind sie ganz auf ihre Resonanz (Schmid & Mearns, 2006; Schmid, 2008) angewiesen. Ihnen stehen dann „nur“ Empathie und Selbstwahrnehmung zur Verfügung, und sie können ihre Spontaneität und Kreativität in den Dienst der Aktualisierungstendenz des Protagonisten stellen.

Absichtslosigkeit des Protagonisten

Dasselbe gilt, in analoger Form, auch für den Protagonisten: Je absichtsloser er sich auf die Phänomene, die sich in der Aufstellung

zeigen, einlassen kann, umso eher wird er von der Aufstellung Neues lernen können (statt sich etwas zu beweisen oder sich Vorannahmen zu bestätigen). Je weniger er die Repräsentanten „instruiert“, durch Anweisungen in eine bestimmte Richtung lenkt, desto eher und authentischer wird er ihnen kommunizieren, wie er selbst seine Beziehungen erlebt und sie auf diese Weise in-formieren, d. h. „in Form bringen“ (Schmid, 2005).

Konstruktion, nicht Rekonstruktion: Nicht überinterpretieren

Wichtig ist, sich dessen bewusst zu sein, dass bei Aufstellungen konstruiert und nicht einfach bloß re-konstruiert wird. Der Protagonist ist der Autor seiner Aufstellung, und wenn es so scheinen mag, als hätte er etwas wiederhergestellt, so muss bei allen Parallelen zu vergangenen oder gegenwärtigen Situationen oder Konstellationen im Leben des Klienten bewusst bleiben, dass die Aufstellung davon verschieden, weil etwas Eigenes, in der konkreten Situation jetzt Hergestelltes ist. Von daher ist es sinnlos, einer Aufstellung mehr Bedeutung beizumessen als anderen Erfahrungen oder gar ihr eine Aussagekraft zuzuschreiben, die angeblich aus einer höheren Erkenntnis oder einem mysteriösen Wirkprinzip resultiert.

Schlussfolgerungen, die aus Aufstellungen gezogen werden, haben daher den Wert möglicher Einsichten – wiederum: nicht mehr und nicht weniger; Aufstellungen liefern bestenfalls „probabilistische Aussagen“.

Indikation: Wann sind Aufstellungen sinnvoll?

Grundsätzlich gilt aus personenzentrierter Sicht, dass Klienten oder Gruppenmitgliedern zugetraut wird, nicht nur die Inhalte, sondern auch die Arbeitsweise (die „Methode“ im Sinne eines Weges bzw. einer Vorgangsweise) in einer entsprechend förderlichen Beziehung selbst am besten bestimmen zu können (was den Personenzentrierten Ansatz von anderen humanistischen Verfahren deutlich unterscheidet). Der Betroffene selbst kann und soll entscheiden, ob er an dem, was ihn beschäftigt, verbal oder mittels anderer „Sprachen“, also vorwiegend mit dem Körper, mittels Zeichnen oder Malen, Bewegen, Musik, Tanzen, Materialien usw. oder eben Aufstellen, arbeiten will. Dazu bedarf es natürlich neben anderer Voraussetzungen (wie Raum, Material, Zeit, Mitwirkende usw.) der Information, was es an Möglichkeiten gibt, und (speziell, wenn es Hemmungen gibt, dass dies in einer „Gesprächs“-Therapie nicht angebracht sei), der Ermutigung, jene Ausdrucksweise zu wählen, die am stimmigsten erscheint. Aber auch Klienten, die solche nichtverbalen Ausdrucksmittel nicht von sich aus einbringen oder speziell Therapeuten oder Gruppen mit einem entsprechenden Angebot aufsuchen, „zeigen“ dem aufmerksamen Therapeuten an, wie sie an ein Problem herangehen (wenn sie etwa Texte oder Zeichnungen mitbringen, ein Traumbild malen, sich körperlich

stark einbringen usw.) und daher, welche Ausdrucksweise am besten für sie passt.

So kommt es nicht selten vor, dass jemand, wenn er beispielsweise seine Situation schildert, die Personen, von denen er spricht, durch Gestikulieren (oder auch nur verbal) im Raum an verschiedene Plätze „stellt“. Zum Beispiel hat jemand, der sagt „Da ist auf der einen Seite meine Mutter und auf der anderen meine Freundin“ damit bereits „innerlich“ eine Gegenüber-Stellung vorgenommen (die zumeist auch sehr deutlich durch ein Bewegen beider Arme äußerlich veranschaulicht wird). Oder, wenn eine Frau sagt, ihr Mann stehe nicht hinter ihr, ist auch schon ein räumliches Bild für die Beschreibung gewählt. Dasselbe kann für eine „Vorstellung“ gelten, die jemand hat, oder eine „Position“ oder „Haltung“, die jemand vertritt. In all diesen Fällen kann es hilfreich sein, das Implizite, Angedeutete aufzugreifen und eine explizite Aufstellung vorzuschlagen, wenn durch bloß verbales „Hinstellen“ eine Situation festgefahren erscheint. Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, dass solche Vorschläge aufgrund des Beziehungsgefälles immer auch die Gefahr bergen, dass der Klient meint, der Therapeut wisse die „richtige“ oder „beste“ Vorgangsweise, und dass daher die Verantwortung dafür herauszufinden ist, ob der Vorschlag für eine bestimmte Vorgangsweise nun eine aus der Empathie stammende „Verlängerung“ oder „Verdeutlichung“ dessen ist, was der Klient ohnehin zum Ausdruck bringt, oder ob Bedürfnisse des Therapeuten dahinterstecken.

KRITIK UND PROBLEME

Missbrauch

Das häufig schlechte Image von Aufstellungen hängt sicher zu einem guten Teil mit dem missbräuchlichen Umgang zusammen, wie er vor allem von Bert Hellinger und ähnlichen „Gurus“ oder oft selbsternannten Therapeuten praktiziert wird, die durch Aufstellen außergewöhnliche Ereignisse, besondere (z. B. nur den Leitern zugängliche) Erkenntnisse und Lösungen oder Ähnliches versprechen. Besonders die direktiven und vom Aufstellungsleiter dirigierte Formen können zu aufwühlenden und sehr belastenden Erfahrungen führen und die Betroffenen (Protagonisten wie Repräsentanten, auch Zuschauer) verstört zurücklassen. Dazu ist schlicht wie zu jeder Form manipulativer Beratung oder Psychotherapie zu sagen, dass es sich um unverantwortliche Vorgangsweisen handelt, die die Autonomie und Würde der Betroffenen nicht respektieren.

Dabei geht es nicht nur um spektakuläre Einzelfälle⁹, sondern um die dadurch grundlegend geweckten Heilserwartungen und die antiemanzipatorische, entfremdende, weil fremdbestimmte Auseinandersetzung mit dem eigenen Erleben und Leben. Dirigistisches

⁹ Vgl. etwa die Berichte in *profil* (Nr. 38 v. 15. 9. 2008) oder *Die Zeit* (Nr. 35 v. 21. 8. 2003).

und expertenzentriertes Verfahren ist in der Psychotherapie generell ethisch in hohem Maße fragwürdig.

Auch Kurzzeit-, Demonstrations- oder Massenaufstellungen sind problematisch, wenn sie nicht in einem geschützten Umfeld mit der entsprechenden Möglichkeit zu weiterer fachgerechter Auseinandersetzung stattfinden. Selbstverständlich ersetzt Aufstellungsarbeit nicht Psychotherapie, sie ist keine (Kurzzeit-)Therapie-Methode, sondern kann *ein* Element in einem psychotherapeutischen Prozess sein.

Unüberprüfte Theorien und Praktiken

Darüber hinaus entsprechen wissenschaftlich zweifelhafte Theorien und daraus abgeleitete oder dadurch legitimierte Praktiken, die sich einer Überprüfung nicht zu unterziehen bereit sind, nicht dem ‚State of the Art‘ von Psychotherapie.

Einschränkung des therapeutischen Potenzials

Eine wichtige Einschränkung ergibt sich aus meiner Sicht vom personenzentrierten Menschenbild vor allem dadurch, dass es sich bei Aufstellungen von der Natur der Sache her um eine nur sehr beschränkt dialogische Vorgangsweise handelt. Dies gilt in besonderem Maße für Gruppenarbeit, in der Aufstellungen ja meist stattfinden. Durch die gesamte Konzentration auf eine Person, den Repräsentanten, wird das Potenzial der Gruppe, dass andere Dynamiken den Prozess fruchtbar machen, nur eingeschränkt verwirklicht. So kommt es (wenn so mit Aufstellungen gearbeitet wird, dass nacheinander verschiedene Personen ihre Themen bringen) zur Bearbeitung der Thematik und Dynamik einzelner Personen nacheinander, die eben der Reihe nach „drankommen“, während die Dimension der Gruppe und ihrer Prozesse und damit der Gruppendynamik, weitgehend ausgeblendet wird. Gegenüber unstrukturierter Gruppenarbeit ist damit eine Reduzierung des therapeutischen Potenzials verbunden. Freilich kann dies erwünscht sein, und es sind daher Vor- und Nachteile gegeneinander abzuwägen.

Literatur

- Barth, C. (2003). *Über alles in der Welt – Esoterik und Leitkultur: Eine Einführung in die Kritik irrationaler Welterklärungen*. Aschaffenburg: Alibri.
- Benedetti, G. (1998). *Psychotherapie als existenzielle Herausforderung: Die Psychotherapie der Psychose als Interaktion zwischen bewussten und unbewussten psychischen Vorgängen und zwischen imaginativ bildhaftem und einschichtig begrifflichem Denken*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Berg, I. K. & de Shazer, S. (1998). *Kurzzeittherapie – Von Problemen zu Lösungen* (2 DVDs). Auditorium Netzwerk.

Aus meiner Sicht haben daher Aufstellungen als eine von vielen möglichen Vorgangsweisen in Therapie und Gruppe ihren sehr berechtigten Platz und können hilfreich neue Perspektiven und Möglichkeiten eröffnen; Reihenaufstellungen ohne Beachtung der anderen Ebenen der psychotherapeutischen Prozesse können aber leicht zu einer Verkürzung führen. (Dies ist auch und gerade in Ausbildungsgruppen oder bei „Demonstrationsaufstellungen“ besonders zu beachten.)

ZUSAMMENFASSUNG

Personenzentriertes Ziel ist, soweit es den einzelnen betrifft, stets Persönlichkeitsentwicklung, und nicht irgendeine konkrete Einzellösung. Das gilt auch für die Arbeit mit Aufstellungen. Die Verknüpfung von aktuellen Problemen und Fragestellungen des Protagonisten mit dem System der aufgestellten Personen und der gesamten Gruppe geht von der Annahme aus, dass auf diese Weise Beziehungskonstellationen (etwa hemmende oder kränkende Beziehungsmuster) erkannt, reflektiert und verändert werden können und dass dergestalt wenig genutzte Potenziale und Ressourcen im aktuellen Leben besser erfasst und ausgeschöpft werden können.

Es handelt sich bei personenzentrierten Aufstellungen also um ein Verfahren, in dem Beziehungen des Protagonisten zu relevanten Personen oder Themen räumlich sichtbar gemacht werden. Dabei wird angenommen, dass das Erleben bedeutsamer Beziehungen dadurch unvoreingenommener erfahrbar wird und dass neue Sichtweisen entwickelt, Beziehungsmuster verändert und Potenziale besser ausgeschöpft werden können.

Dies geschieht durch empathische Mitwirkung der Beteiligten, die sich, möglichst ohne eigene Interessen einzubringen, einfühlsam und selbstaufmerksam in den Dienst des Aktualisierungsprozesses des Protagonisten stellen. Aufgabe des Facilitators ist es, den Rahmen bereitzustellen, in dem diese Prozesse möglichst unter personenzentrierten Bedingungen stattfinden können.

- Bundesministerium für Gesundheit und Frauen (2005). Information zum Themenbereich „Aufstellungsarbeit“ (sowie zu ähnlich lautenden Angeboten) in Psychotherapie und Beratung. Wien; http://www.psychotherapie.at/userfiles/file/beirat/BMGF_Psychotherapiebeirat_Aufstellungsarbeit.pdf (aufgerufen 3. 9. 2010)
- Castella, J., Grochowiak, K. & Stresius, K. (2001). *NLP und das Familienstellen: Zur Komplementarität zweier Therapieansätze. Ein praxisorientierter Handlungsleitfaden. Ein einzigartiges neues Therapieinstrument aus NLP und Hellinger*. Paderborn: Junfermann.
- Daimler, R., Sparrer, I. & Varga von Kibéd, M. (2003). *Das unsichtbare Netz*. München: Kösel.

- Erickson, M. H., Rossi, E. L. & Stein, B. (2007). *Hypnotherapie: Aufbau, Beispiele, Forschungen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Haas, W. (2004). *Familienstellen – Therapie oder Okkultismus? Das Familienstellen nach Hellinger kritisch beleuchtet*. Heidelberg: Asanger.
- Hager, H. (2008). *Aufstellungen: Arbeit mit der Methode Aufstellungen aus personenzentrierter Sicht*. Theoretische Arbeit im Rahmen der Ausbildung zur Personenzentrierten Psychotherapeutin im IPS. Freistadt: Manuskript.
- Heindl, A. (2007). *Theatrale Interventionen: Von der mittelalterlichen Konfliktregelung zur zeitgenössischen Aufstellungs- und Theaterarbeit in Organisationen*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Hellinger, B. (2000). *Ordnungen der Liebe: Ein Kursbuch*. 6. Aufl. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Hellinger, B. (2003). *Ordnungen des Helfens: Ein Schulungsbuch*. 2 Bde. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Hellinger, B. & ten Hövel, G. (1996). *Anerkennen, was ist*. München: Kösel.
- Kalb, R. (2007). *Organisationsaufstellungen – eine Ressource der lernenden Organisation*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Klein, R. & Kannicht, A. (2007). *Einführung in die Praxis der systemischen Therapie und Beratung*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Knorr, M. (Hrsg.) (2004). *Aufstellungsarbeit in sozialen und pädagogischen Berufsfeldern: Die andere Art des Helfens*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Ludewig, K. & Wilken, U. (Hrsg.) (2000). *Das Familienbrett. Ein Verfahren für die Forschung und Praxis mit Familien und anderen sozialen Systemen*. Göttingen: Hogrefe, Verlag für Psychologie.
- McClendon, R. & Kadis, L. B. (2004). *Reconciling relationships and preserving the family business: Tools for success*. New York: Haworth Press.
- Moreno, J. L. (1988). *Gruppenpsychotherapie und Psychodrama: Einleitung in die Theorie und Praxis*. 3. Aufl. Stuttgart: Thieme.
- Plessner, H. (1981). *Die Stufen des Organischen und der Mensch: Einleitung in die philosophische Anthropologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Rogers, C. R. (1970a/1974). *On encounter groups*. New York: Harper & Row; dt.: *Encounter-Gruppen: Das Erlebnis der menschlichen Begegnung*. München: Kindler.
- Rogers, C. R. (1971a/1996). *Facilitating encounter groups*. *The American Journal of Nursing*, 71, 275-279; dt.: *Wie ich Gruppen leite*. In P. F. Schmid, *Die Kunst der Begegnung: Personenzentrierte Gruppenpsychotherapie in der Praxis*. Ein Handbuch. Bd. 2 (S. 541–552). Paderborn: Junfermann.
- Rogers, C. R. (1977a/1977). *On personal power. Inner strength and its revolutionary impact*. New York: Delacorte; dt.: *Die Kraft des Guten: Ein Appell zur Selbstverwirklichung*. München: Kindler.
- Satir, V. (2002). *Selbstwert und Kommunikation*. Stuttgart: Klett.
- Scheucher, H., Gruber, H. & Szyszkowitz, T. (1995). *Familienaufstellung: Ein Gemeinschaftskunstwerk*. *Personenzentriert*, 1, 42–51.
- Schmid, P. F. (1991/2009). *Souveränität und Engagement: Zu einem personenzentrierten Verständnis von „Person“*. In C. R. Rogers & P. F. Schmid, *Person-zentriert: Grundlagen von Theorie und Praxis*. 7. Aufl. (S. 15–164). Würzburg: Echter.
- Schmid, P. F. (1994). *Solidarität und Autonomie: Personenzentrierte Gruppenpsychotherapie*. Ein Handbuch. Bd. 1. Köln: EHP.
- Schmid, P. F. (1996). *Die Kunst der Begegnung: Personenzentrierte Gruppenpsychotherapie in der Praxis*. Ein Handbuch. Bd. 2. Paderborn: Junfermann.
- Schmid, P. F. (2001). *Personenzentrierte Gruppentherapie*. In P. Frenzel, W. W. Keil, P. F. Schmid & N. Stözl (Hrsg.), *Klienten-/Personenzentrierte Psychotherapie: Kontexte, Konzepte, Konkretisierungen* (S. 294–323). Wien: Facultas.
- Schmid, P. F. (2005). *Kreatives Nicht-Wissen: Zu Diagnose, störungsspezifischem Vorgehen und zum gesellschaftskritischen Anspruch des Personenzentrierten Ansatzes*. *PERSON*, 9, 1, 4–20.
- Schmid, P. F. (2008). *Resonanz – Konfrontation – Austausch: Personenzentrierte Psychotherapie als kokreativer Prozess des Miteinander und Einander-Gegenüber*. *PERSON*, 12, 1, 22–34.
- Schmid, P. F. (2009). *Personenzentrierte Psychotherapie*. In T. Slunecko (Hrsg.), *Psychotherapie: Eine Einführung* (S. 143–188). Wien: UTB für Wissenschaft – Facultas.
- Schmid, P. F. & O'Hara, M. (2007). *Group therapy and encounter groups*. In M. Cooper, M. O'Hara, P. F. Schmid & G. Wyatt (Eds.), *The handbook of person-centred psychotherapy and counselling* (pp. 93–106). Houndmills: Palgrave.
- Schmid, P. F. & Mearns, D. (2006). *Being-with and being-counter: Person-centered psychotherapy as an in-depth co-creative process of personalization*. *Person-Centered and Experiential Psychotherapies*, 5, 3, 174–190.
- Sparrer, I. & Varga v. Kibéd, M. (2009). *Ganz im Gegenteil: Tetralemmaarbeit und andere Grundformen Systemischer Strukturaufstellungen – für Querdenker und solche, die es werden wollen*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Weber, G. (2000). *Praxis des Familienstellens*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Weber, G. (2001). *Zweierlei Glück: Die systemische Psychotherapie Bert Hellingers*. 14. Aufl. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Weber, G., Schmidt, F. & Simon, F. B. (2005). *Aufstellungsarbeit revisited*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Wiltschko, J. (2003). *Focusing-orientierte Aufstellungen. Konflikte „vergegenständlichen“*. *Gesprächspsychotherapie und Personenzentrierte Beratung*, 1, 29–33.

Autor:

Peter F. Schmid, Univ.-Doz. HS-Prof. Mag. Dr., Begründer personenzentrierter Ausbildung in Österreich, Personenzentrierter Psychotherapeut und Ausbilder der Akademie für Beratung und Psychotherapie des Instituts für Personenzentrierte Studien (IPS der APG); Fachkoordinator des Studiengangs Personenzentrierte Psychotherapiewissenschaften an der Sigmund Freud PrivatUniversität (SFU), Wien; Faculty Member Saybrook Graduate School and Research Center, San Francisco. Zusammenarbeit mit Carl Rogers in den achtziger Jahren; zahlreiche Fachpublikationen in mehreren Sprachen; Mitbegründer des Personenzentrierten und Experienziellen Weltverbands (WAPCEPC) und des Europäischen Netzwerks (PCE Europe), Preisträger des Carl Rogers Award der American Psychological Association (APA) 2009.

Kontaktadresse:

Peter F. Schmid
 A-1120 Wien, Koflergasse 4
 E-Mail: pfs@pfs-online.at; Website: pfs-online.at

Die Aktualisierungstendenz im Brennpunkt

Das Konzept der Aktualisierungstendenz (AT) nimmt in der personenzentrierten Theoriebildung einen breiten Raum ein. Und es spielt im Rahmen der Frage nach der Beziehung zwischen Personzentriertem Ansatz und Systemtheorien eine zentrale Rolle. Aus eben diesem Grunde haben wir für das vorliegende Themenheft acht personenzentrierte Autorinnen und Autoren gefragt, was ihnen das Konzept der Aktualisierungstendenz theoretisch bzw. praktisch bedeutet. Ergebnis davon sind acht Beiträge dazu mit jeweils unterschiedlich formulierten Titeln (von *Eva-Maria Biermann-Ratjen*, *Jef Cornelius-White*, *Michael Gutberlet*, *Diether Höger*, *Sylvia Keil*, *Brian Levitt*, *Peter Schmid* und *Keith Tudor*).

In einem Vorspann von *Gerhard Stumm* sind einige grundlegende Aussagen zum Konzept der Aktualisierungstendenz in Thesenform verdichtet, zum Teil unabhängig von den Statements, teilweise aber auch diese resümierend. Damit verbindet sich die Hoffnung, einige Missverständnisse aufzuklären bzw. den Diskussionsbogen abzustecken.

Gerhard Stumm

Die Aktualisierungstendenz: eine Synopse in Thesen

Es gibt eine Reihe widersprüchlicher Positionen innerhalb des personenzentrierten Diskurses zum Stellenwert des Konzepts der Aktualisierungstendenz, im Besonderen seiner Nützlichkeit und Notwendigkeit im Rahmen der personenzentrierten Theorie. Während viele Autoren, wie z. B. Kriz, Bozarth und die meisten der nachfolgenden Statements die Aktualisierungstendenz als zentrales Element des PZA bzw. als zweite signifikante Säule neben den „notwendigen und hinreichenden Bedingungen“ ansehen, wird das Konstrukt von Frankel et al. (2010) mit Verweis auf die Evolutionstheorie als hinfällig erachtet. Auch aus existenzieller Sicht (z. B. Friedman, Cooper) werden Zweifel dahingehend angemeldet, dass damit die höchstpersönlichen Entwürfe, Wahlen und Entscheidungen des Subjekts unnötig in einen biologischen Kontext gestellt werden (siehe dazu auch These 8). Wieder andere messen dem Konstrukt AT nur eine beschränkte Aussagekraft bei und geben einer ethischen Ausgangsposition, nämlich der höchstpersönlichen Erlebniswelt von Klienten nicht-direktiv und unvoreingenommen (auch von diesem „vagen“ wissenschaftlichen Konzept) zu begegnen, den Vorzug [vgl. Moon in Levitt, 2008; oder auch Levitt (2008 sowie in seinem Statement in diesem Heft), der die AT als „Mythos“ bezeichnet].

Auch wird das Wesen der AT innerhalb der personenzentrierten Community kontroversiell diskutiert. Während manche darin ein Erklärungsprinzip für empirisch beobachtbare Phänomene (wie z. B.

die Schwerkraft) erkennen (eine Position, die z. B. Kriz vertritt; vgl. auch das Statement von Cornelius-White), betont z. B. Schmid (in Levitt, 2008, p. 88) den axiomatischen Aspekt, d. h. dass es sich bei der AT um eine Glaubensfrage bzw. eine Werteposition handle. Gutberlet streicht in seinem Statement in Hinblick auf das Konstrukt phänomenologisch den Erfahrungsbezug heraus.

*These 1: Der Begriff der Aktualisierungstendenz begünstigt als Substantivum eine **Verdinglichung** des Konstrukts (vgl. These 16).*

Um dem entgegenzuwirken, plädiert Tudor dafür, von einer „*Tendenz zu aktualisieren*“ statt von einer Aktualisierungstendenz auszugehen (vgl. sein nachfolgendes Statement; siehe auch Tudor & Worrall, 2006, p. 86). Dies trage einer prozessorientierten Betrachtung Rechnung, also dem Umstand, dass Menschen sich ständig in Fluss befinden und sich nicht teleologisch auf ein (End-)Ziel hin entwickeln.

*These 2: Die Tendenz zu aktualisieren ist eine **Eigenschaft bzw. ein Charakteristikum des Organismus**.*

Es macht Sinn, den Organismus als Ort zu identifizieren und zu benennen, an dem die Tendenz zu beobachten ist. Anders gesagt:

Der Gültigkeitsbereich der Annahme einer solchen Tendenz sollte auf den Organismus beschränkt bleiben. Für andere Gegenstandsbereiche wie soziale Gebilde („Paare“, „Familien“, „Gruppen“ oder gar „Volk“), soziologische/politische Kategorien („Unternehmen“, „Kulturen“ oder „Staaten“) oder auch übergeordnete unbelebte Strukturen („Universum“) (siehe auch These 5) ist der Terminus angesichts seiner inhaltlichen Bestimmung nicht geeignet. Hierfür eignet sich möglicherweise das Konstrukt der „formativen Tendenz“ besser (siehe These 3).

Tudor & Worrall (2006, p. 87) gehen im Übrigen so weit, dass sie in Frage stellen, dass der Organismus eine Tendenz zu aktualisieren *habe*, hingegen meinen sie, dass er eine Tendenz zu aktualisieren *sei*.

These 3: Die Annahme einer „formativen Tendenz“ ist für die Theorie und Praxis der Personzentrierten Psychotherapie unerheblich.

Das Konzept der „formativen Tendenz“ wurde eingeführt, um Phänomene, die über den organismischen Bereich – und damit sind hier alle somatischen und psychischen Strukturen und Prozesse gemeint – hinausreichen, besser verorten zu können. Die formative Tendenz ist jedenfalls von der aktualisierenden Tendenz differenzierend dahingehend abzugrenzen, dass sie als dieser übergeordnet konzeptualisiert ist und somit zwar ein für den Personzentrierten Ansatz interessantes Feld darstellt. Für den Bereich der Psychotherapie ist sie jedoch verzichtbar.

Mit dieser These befinde ich mich in bewusstem Gegensatz zu Jürgen Kriz, der in der AT ein Erklärungsprinzip erkennt, „das grundsätzlich Ordnungsbildung bzw. Ordnungs-Ordnungsübergänge beschreibt – egal, ob die Basisphänomene nun biologischer Natur sind (Struktur des Leibes) oder psychischer (Sinnattraktoren) oder interaktiver (Familienregeln, -muster, -pattern) oder eben gar in der toten Materie (Benard-Instabilität, Dissipative Strukturen)“ (E-Mail vom 11. 8. 2010).

Analog zum zuvor angeführten Sprachgebrauch sind Tudor & Worrall (2006, p. 98) im Übrigen überzeugt, dass ‚the universe does not have a formative tendency. It is a tendency to form, or it tends to form‘.

*These 4: Im humanwissenschaftlichen Sinn ist auch **der Mensch** (das Individuum, die Person, das Subjekt) in seiner Vernetzung mit der Umwelt (vor allem der sozialen) ein Organismus.*

Unter organismisch sind alle physiologisch-somatischen sowie psychischen Phänomene (wie Denken, Fantasieren, Fühlen, Empfinden) subsumiert. Keineswegs darf hier verkürzend nur auf den Körper (als eigentlich organismisch) Bezug genommen werden, auch wenn unser Körper manchmal „mehr weiß“ als das, was eine rein kognitive Reflexion uns erschließt (vgl. Wunderlich, 2008).

*These 5: Die aktualisierende Tendenz ist eine Tendenz, die einem **Entwicklungs- bzw. Organisationsprinzip** entspricht.*

In personzentrierten Texten ist im Zusammenhang mit der Charakterisierung der AT vielfach von „Meta-Motiv“, „Motivationsquelle“, „Energie“, „Kraft“ etc. die Rede. Dies sind bedauerliche, weil unpräzise Umschreibungen. „Motivation“ ist ein psychologischer Terminus, die AT hingegen ein anthropologischer, der Aussagen über die menschliche Natur macht. „Energie“ und „Kraft“ verweisen auf physikalische (bzw. physiologische) Parameter, die dem übergreifenden Konstruktverständnis als das einer Tendenz bzw. des Prinzips der Selbstorganisation oder Ordnung bzw. von Entwicklung (nach Höger) nicht gerecht werden.

*These 6: Der Mensch **co-aktualisiert** sich in sozialen Zusammenhängen.*

Diese Akzentuierung verweist auch auf das ‚need for positive regard‘, das im Rahmen der aktualisierenden Tendenz gedacht werden sollte und nicht als ihr Gegenspieler, der sozusagen dem Streben nach Autonomie ein Schnippchen schlägt. Schmid (in diesem Heft) spricht in diesem Zusammenhang von „Personalisierung“. Die Betonung von Relationalität (Schmid) und Homonomie (Tudor mit Bezug auf Angyal) steht in einer Affinität zur Bedeutung des eingeborenen Mit-Seins in der Existenzphilosophie.

*These 7: Die Tendenz zu aktualisieren ist an den **lebenden Organismus** gebunden.*

Dies stellt klar, dass die Tendenz nicht für die Zeit vor der Geburt (zumindest aber nicht für die Zeit vor der Befruchtung) und nicht post mortem als existent angesehen wird. Dafür wären andere Konstrukte zu entwerfen bzw. heranzuziehen.

*These 8: Die Tendenz zu aktualisieren bezieht sich ausdrücklich auf **entfaltende wie auch erhaltende Aspekte**.*

Rogers und viele andere, die den Personzentrierten Ansatz vertreten oder ihm nahestehen, haben zumindest manches Mal in irreführender Weise aktualisieren mit entfalten gleichgesetzt (siehe dazu auch das Statement von Höger). Dies führt zu unauflösbaren theoretischen Widersprüchen. Denn dann würden alle auf Sicherung und Bewahrung (auch des Selbstkonzepts) abzielenden Prozesse nicht mehr als Aktualisierung zu erachten sein. Eine Person kann dies in vielleicht wenig befriedigender Weise tun, aber nichtsdestoweniger sind auch solche Ausformungen Aktualisierungen, die – und hier kommt ein sehr praktischer Aspekt hinzu – Respekt und mitunter Ehrfurcht verdienen. Wie unverständlich, bizarr, selbst- oder fremdschädigend Menschen auch auftreten, die Idee der Aktualisierung als bestmöglicher Variante kann dazu beitragen, die jeweilige

Person in ihrer eigenen Logik zu erfassen, statt sie zu verurteilen. Wertschätzung für die spezifische Aktualisierung heißt hier natürlich nicht, dass ich es immer auch gutheiße. Alle Manifestationen des Klienten verdienen positive Beachtung, dienen sie doch dem Organismus bzw. dessen Erhalt und Absicherung. In der von Husserl beschriebenen phänomenologischen Haltung entspricht dies dem Prinzip der Horizontalisierung, wonach alle Phänomene zunächst als „gleichwertig“ und ohne hierarchische Vorannahmen betrachtet werden sollten.

Nach meiner Überzeugung, dabei sowohl existenziellem Denken als auch dem Konzept der AT aufgeschlossen, bietet diese Perspektive gleichwohl eine Anschlussfähigkeit an existenzielles Denken. Die Freiheit des Subjekts innerhalb bestimmter Grenzen bleibt unangetastet. Wir sind nicht determiniert, auch nicht durch die AT, sondern stehen angesichts unserer – möglicherweise sehr eingeschränkten – Wahlmöglichkeiten in der Verantwortung. Dies gilt für Klienten wie für Psychotherapeuten.

*These 9: Der Mensch aktualisiert sich, solange er lebt. Die AT ist beim lebenden Organismus **allgegenwärtig**.*

Rogers selbst hat im Sinne der organismischen Psychologie, wie sie von den von ihm rezipierten Autoren (Angyal und Goldstein) vorgestellt wurde, nachdrücklich die Auffassung vertreten, dass der Mensch, solange er lebt, sich aktualisiert. So ließe sich letztlich auch der Prozess des Sterbens so verstehen, dass der Mensch sich bis zu seinem letzten Atemzug aktualisiert, sich dabei mehr oder weniger erhaltend bzw. entfaltend.

In diesem Sinn ist die AT nie (!) blockiert! Sie ist allenfalls in ihrer entfaltenden Qualität gehemmt. Aber die erhaltenden Funktionen sind ebenso als (oftmals kreativer) Ausdruck der AT zu verstehen. Und so betrachtet macht es auch Sinn, das Konzept des „unmotivierten Klienten“ in Frage zu stellen. Er mag unmotiviert zur Psychotherapie sein, doch ist er immer auf etwas (anderes) hin motiviert (siehe auch das Statement von Tudor).

*These 10: Entfalten und erhalten stehen einander nicht dichotom im Sinne eines Entweder-oder gegenüber, sondern sind Begriffe für Prozesse, die sich auf einem **Kontinuum** von rein erhaltend bis Neues konstruktiv entfaltend bewegen.*

In der Definition der AT von Rogers aus 1959 ist klar differenziert, dass es bei der Aktualisierung sowohl um die Entfaltung als auch die Erhaltung des Organismus geht. Dieser entwickelt sich eben so gut wie möglich, d. h. so wie die äußeren (sozialen) Umstände und deren Verarbeitung sowie die inneren (genetischen) Dispositionen es zulassen (vgl. Brodley, 1999). Für eine mehr entfaltende Aktualisierung ist die Ausschöpfung von Potenzialen bzw. inneren wie äußeren Ressourcen ausschlaggebend. Die Beziehungsqualität in einer Psychotherapie (im Besonderen wie sie im Rahmen des

Personenzentrierten Ansatzes beschrieben ist) lässt sich als das Nützen äußerer und innerer Ressourcen begreifen.

Gleichwohl gibt es keinerlei Garantie, dass wir uns optimal entfalten können – auch nicht in einer optimalen Psychotherapie.

*These 11: Die aktualisierende Tendenz ist zwar gerichtet, nämlich auf Erhaltung bzw. Entfaltung des Organismus, sie wirkt aber gleichzeitig **ergebnisoffen**. Mit dem Konzept wird kein von vornherein angelegter „Plan der Natur“ unterstellt, was jeder Mensch aktualisiert – ebenso wenig wie etwa eine „Vorsehung“ oder ein „Willen Gottes“.*

Abgesehen davon, dass Potenziale verwirklicht werden, die der Entfaltung bzw. Erhaltung des Organismus dienen, ist nicht determiniert, was aktualisiert bzw. konkret ausgestaltet wird. Keineswegs liegt der Tendenz ein Bauplan zugrunde, vielmehr stellt sie eben ein Entwicklungsprinzip dar. Im Dialog mit Buber war Rogers zwar optimistischer als dieser, was die grundlegende Qualität (sozial und konstruktiv) des zu Aktualisierenden anlangt. Es gibt aber auch in seiner Sichtweise sehr viele Abzweigungen innerhalb der begehbaren Wege, was mit einem mühsamen Ringen verbunden sein kann. Auch dies verträgt sich mit der Betonung der existenziell fundierten Wahlfreiheit.

*These 12: Es ist der Vorzug, aber in gewisser Hinsicht auch der Fluch des Menschen, sich seiner Erfahrungen gewahr sein zu können und diese in Form eines Selbstkonzepts (sprachlich) zu symbolisieren, anders gesagt, das **Selbst zu aktualisieren**.*

Das Selbst(-konzept) ist ein Subsystem des Organismus als Ganzem. Die menschliche Fähigkeit, ein Selbstkonzept auszubilden, gepaart mit unserem Bedürfnis nach positiver Beachtung durch andere bzw. nach positiver Selbstbeachtung, ist durchaus konsistent damit, dass wir dazu tendieren, auch dieses Selbstkonzept – so wie alle Teile unseres Organismus – so gut wie möglich zu erhalten, aber auch zu entfalten (zu vermehren und auszubauen).

*These 13: **Aktualisierungstendenz und Selbstaktualisierungstendenz**, sofern sie als Subkategorie der AT konzeptualisiert ist, stehen **nicht in einem Widerspruch** zueinander.*

Es erscheint mir problematisch, von einem Widerspruch zwischen dem Ganzen und einem Teil des Ganzen auszugehen. Es kann formal logisch betrachtet ein Teil eines Systems, also z. B. das Selbst als Subsystem des Systems Organismus, nicht eine andere Tendenz haben als das ganze System, von dem es ja ein Teil ist. Sehr wohl kann aber das Subsystem Selbst mit dem Rest des Systems Organismus in eine dynamische Spannung geraten (vgl. dazu Merry, 2003/2008) (siehe auch These 14).

*These 14: In einem **Spannungsverhältnis** zueinander können aber **entfaltende bzw. erhaltende Tendenzen** des Organismus stehen.*

Hierfür ist die Aktualisierung des Selbst (= Selbstaktualisierung) im Sinne seiner Sicherung und Erhaltung auf Kosten nicht entfalteter Potenziale des Organismus insgesamt von überragender Bedeutung.

*These 15: **Selbstaktualisierung und Selbstaktualisierungstendenz** sind **mehrdeutig** und sollten daher im Sinne von terminologischer **Schärfe** in ihrer jeweiligen Bedeutung ausgewiesen werden.*

Selbstaktualisierungstendenz ist einerseits der von Goldstein eingeführte Vorläuferbegriff der Aktualisierungstendenz, der betonen sollte, dass sich hier etwas „von selbst“, also aus sich heraus und nicht über eine externe Steuerung, aktualisiert. Nachdem Rogers das „Selbst“ konzeptualisiert hatte, hat er aber die AT begrifflich von der Selbstaktualisierungstendenz abgegrenzt. Diese war nunmehr die auf das Selbst bezogene Tendenz zur Aktualisierung, also die Aktualisierung des Selbst.

*These 16: Konstrukte wie **Selbstentfaltungstendenz und Selbsterhaltungstendenz** unterliegen erst recht der Gefahr einer Verdinglichung (vgl. These 3).*

Die Differenzierung der AT in verschiedene Richtungsqualitäten (siehe dazu auch Selbstbehauptungs- bzw. Selbstverteidigungstendenz bei Biermann-Ratjen et al., 2003, S. 79ff.; oder Beurteilungstendenz in ihrem Statement) sind noch mehr als ein Begriff wie (Selbst-)Aktualisierungstendenz gefährdet, wie *Homunkuli* ein „Eigenleben“ zu führen, was einer prozess- und erfahrungsorientierten Annäherung zuwiderläuft.

*These 17: Der Aspekt der **Reproduktion** als ein weiteres Charakteristikum der Tendenz zu aktualisieren ist im Rahmen des Personzentrierten Ansatzes weitgehend unbeachtet geblieben.*

Eine Ausnahme dazu stellt eine Passage im Statement von Tudor dar, der diesen Aspekt in seiner intersubjektiven Qualität und in seiner Nähe zur „Generativität“ (in etwa Schaffensdrang) bei Erikson sieht.

Literatur

- Biermann-Ratjen, E.-M., Eckert, J. & Schwartz, H.-J. (2003). *Gesprächspsychotherapie. Verändern durch Verstehen*. 9. überarb. und erw. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer.
- Brodley, B. (1999). The actualizing tendency concept in client-centered theory. *The Person-Centered Journal*, 6, 2, 108–120.
- Levitt, B. E. (2008). *Reflections on Human Potential. Bridging the person-centered approach and positive psychology*. Ross-on-Wye: PCCS Books.
- Merry, T. (2008). The actualisation conundrum. In B. E. Levitt (Ed.), *Reflections on human potential. Bridging the Person-centered Approach and Positive Psychology* (pp. 46–55). Ross-on-Wye: PCCS Books [Orig. (2003): *Person-Centred Practice*, 11, 2, 83–91].
- Frankel, M., Sommerbeck, L. & Rachlin, H. (2010). Rogers' concept of the actualizing tendency in relation to Darwinian theory. *Person-Centered & Experiential Psychotherapies*, 9, 1, 69–80.
- Tudor, K. & Worrall, M. (2006). *Person-centred therapy. A clinical philosophy*. London: Routledge.
- Wunderlich, K. (2008). *Der Organismus. Eine Annäherung an einen vielschichtigen Begriff und seine Bedeutung im Personzentrierten Ansatz*. Norderstedt: BOD.

Autor:

Gerhard Stumm, Dr., geb. 1950, *Personzentrierter Psychotherapeut und Klinischer und Gesundheitspsychologe, Ausbilder in der Sektion „Forum“ der „Arbeitsgemeinschaft Personzentrierte Psychotherapie, Gesprächsführung und Supervision (APG)“.*

Korrespondenzadresse:

*Gerhard Stumm
1170 Wien, Kalvarienberggasse 24
E-Mail: gerhard.stumm@tplus.at*

Eva-Maria Biermann-Ratjen

Das Konzept der Aktualisierungstendenz bestimmt mein non-direktives Beziehungsangebot an den Klienten

Nach jahrelangen sorgfältigen Beobachtungen und Analysen von psychotherapeutischen Prozessen ist Rogers dazu gekommen, anzunehmen, dass eine konstruktive Aktualisierungstendenz des menschlichen Organismus der Motor – die „motivierende Kraft“ – der Psychotherapie sei. Sie ist das einzige Axiom im Klientenzentrierten Konzept: die einzige theoretische Aussage, die im engeren Sinne nicht bewiesen werden kann, und definiert als eine dem menschlichen Organismus innewohnende Tendenz, alle seine Kapazitäten so zu entwickeln, dass sie ihn erhalten und fördern im Sinne von Wachsen, Verbessern, Optimieren etc.

Was bedeutet mir das Konzept der Aktualisierungstendenz theoretisch?

Das Konstrukt Aktualisierungstendenz ist sehr komplex, bzw. in der Annahme der Aktualisierungstendenz sind viele verschiedene theoretische Überlegungen zusammengefasst. Ich werde im Folgenden zunächst diejenigen ausführen, die mir theoretisch wichtig sind.

1. Das Konzept der Aktualisierungstendenz beinhaltet die Annahme, dass die menschlichen Entwicklungen selbstbestimmt erfolgen.

Rogers hat den Begriff Aktualisierungstendenz von dem Neurologen und Gestalttheoretiker Goldstein übernommen, der von „Selbstaktualisierung“ in Zusammenhängen sprach, in denen wir heute von Selbstorganisation sprechen. Mit der Übernahme dieses Begriffes betont Rogers: Die Entwicklungen des Menschen – auch die, die wir im Psychotherapieprozess beobachten können – erfolgen aus ihm selbst heraus und auch nach Regeln, die ihm selbst eigen sind. Sie sind nicht das Produkt von Einwirkungen von außen. Auch wie die Entwicklungen erfolgen, wird nicht von außen bestimmt. Der Organismus bewirkt seine Erhaltung und Entfaltung selbst und selbstgesteuert.

2. Die Aktualisierung ist aber zugleich als ein Prozess gemeint, der sich nicht im Organismus, sondern zwischen dem Organismus und der Umwelt abspielt.

Im Rahmen der Beschreibung der Aktualisierungstendenz weist Rogers nicht nur darauf hin, dass menschliche Lebensprozesse

selbstorganisiert und selbstbestimmt – „autonom“ – verlaufen. Er bezieht sich z. B. auch auf Angyal, der formuliert habe, dass das menschliche Leben ein Prozess zwischen dem Organismus und seiner Umwelt sei. Jeder einzelne organismische Teilprozess, aber auch der Lebensprozess als solcher, sei immer das Ergebnis von zwei Komponenten: Selbstbestimmtheit und Fremdbestimmtheit. In der Aktualisierung geht es ganz wesentlich um Erfahrungen im Kontakt mit der Umwelt, um die Verarbeitung von Einwirkungen der Umwelt auf den Organismus, auf seine Entwicklung und um die Repräsentanz dieser Vorgänge usw.

3. Zur Aktualisierungstendenz gehört eine Beurteilungstendenz.

In der Definition der Aktualisierungstendenz als Tendenz, alle seine Kapazitäten so zu entwickeln, dass sie den Organismus erhalten und fördern im Sinne von Wachsen, Verbessern, Optimieren etc. ist eingeschlossen, dass mit ihr auch eine Tendenz bzw. Kompetenz zur Beurteilung von Erfahrungen gemeint ist.

Das Konzept der Aktualisierung impliziert „gesunde“ Beurteilungen von Erfahrungen im Hinblick darauf, welche Bedeutungen die Erfahrungen für den Erfahrenden haben,

Erfahrungen der Entwicklung und Förderung von Erfahrungen der Behinderung und Bedrohung zu unterscheiden. Auch diese Beurteilungen von Erfahrungen – viele von ihnen sind das Ergebnis von Kontakten mit der Außenwelt – bzw. das Erleben dieser Beurteilungsprozesse erfolgt aus sich selbst heraus und selbstgesteuert.

4. Zur Aktualisierung gehört die Selbstaktualisierung.

Die Selbstaktualisierung ist im Klientenzentrierten Konzept etwas anderes als bei Goldstein.

Sie ist ein wichtiger Teil der Aktualisierungstendenz, und zwar die Tendenz, ein Bewusstsein vom eigenen Sein und Funktionieren zu entwickeln (das ist dasselbe wie Erfahrungen zu symbolisieren), in Erfahrungen Selbsterfahrungen zu machen und vor allem: diese in eine Gestalt zu integrieren: das Selbst oder Selbstkonzept. Mit dem Entstehen der Möglichkeit, sich seines Selbstkonzepts bewusst zu werden und es im Fokus seiner Aufmerksamkeit zu halten, entsteht auch die Tendenz, Erfahrungen im Hinblick auf ihre Kompatibilität mit dem Selbstkonzept zu beurteilen.

5. Vor allem die Selbstaktualisierung vollzieht sich in Abhängigkeit von der Realität, d. h. von der Erfahrung bestimmter sozialer Beziehungen.

Selbstaktualisierungserfahrungen sind auch dadurch gekennzeichnet, dass die eine Person spüren kann, dass die andere Person sie in ihren Erfahrungen und deren Bewertung im Hinblick auf ihre Aktualisierung empathisch und unbedingt positiv beachten und zugleich ganz sie selbst sein kann.

Dass die Selbstaktualisierung von der Bedingung solcher Beziehungserfahrungen abhängig ist, lässt sich sowohl in der Psychotherapieforschung als auch in der Kleinkindforschung nachweisen.

Was bedeutet mir das Konzept der Aktualisierungstendenz praktisch?

1. Meine Überzeugung, dass menschliche Entwicklungen selbstorganisiert bzw. nach eigenen dem Organismus innewohnenden Regeln ablaufen, führt dazu, dass ich klientenzentriert bzw. in diesem Sinne non-direktiv in meinem therapeutischen Vorgehen bin.

2. Von Rogers' Definition der Aktualisierungstendenz ausgehend, versuche ich den Klienten in seinen Erfahrungen mit seinen Augen zu sehen, in seinem Inneren Bezugsrahmen. Ich versuche mich in die Prozesse seiner Beurteilung seiner Erfahrungen im Hinblick darauf einzufühlen, ob sie solche des Wachsens oder solche der Behinderung und Bedrohung sind. D. h. ich versuche mich in sein Erleben einzufühlen und bei diesen Versuchen möglichst wenig von meinen

eigenen – vor allem den mir nicht bewussten und auch den sich aus dem Mitfühlen ergebenden – Gefühlen behindert zu werden.

3. Meiner Annahme einer Selbstaktualisierungstendenz entsprechend behalte ich vor allem die Beurteilungen ihrer Selbsterfahrungen durch meine Klientinnen im Fokus meiner Aufmerksamkeit. Werden die Selbsterfahrungen erkannt, zugelassen, vollständig symbolisiert, mit dem Selbstkonzept verglichen? Welche Gefühle bzw. Symptome lösen diese Vergleiche aus? Und wie wird mit diesen umgegangen?

4. Von besonderer Bedeutung ist dabei immer wieder die Frage: Spürt mein(e) Klient/in die Angst und kann sie diese symbolisieren, in ihrer Selbsterfahrung nicht verstehbar und annehmbar zu sein? Und wie zeigt sich diese oder wie verbirgt sich diese Angst bzw. die Bedrohung des Selbstkonzepts durch Erfahrung?

Autorin:

Eva-Maria Biermann-Ratjen, *Dipl. Psych., geb. 1939, Klinische Psychologin, Gesprächspsychotherapeutin, Ausbilderin in der GwG, Hamburg.*

Korrespondenzadresse:

*Dipl. Psych. Eva-Maria Biermann-Ratjen
20249 Hamburg, Loehrsweg 1
E-Mail: biermann-ratjen@web.de*

Jeffrey H. D. Cornelius White¹

Die Aktualisierungstendenz – welche Bedeutung hat sie für mich in Theorie und Praxis?

Theoretisch liefert das Konzept eine Begründung dafür, wie Menschen ihre Umgebung nutzen, um innerlich zu wachsen. Es ist eine aus den Befunden in Therapie, Erziehung, Elternschaft und Management abgeleitete Begründung dafür, warum Menschen sich verändern und lernen, wenn ein durch Empathie, unbedingte positive Wertschätzung und Echtheit geprägtes förderliches Beziehungsklima geboten werden kann.

Die Aktualisierungstendenz schlägt gemeinsam mit der in Rogers' letztem Lebensjahrzehnt eingeführten formativen Tendenz eine Brücke zur interdisziplinären Systemtheorie, nämlich zur Frage, wie zahlreiche nichtmechanistische Prozesse in sozialen, Wahrnehmungs- und anderen wissenschaftlichen Feldern funktionieren (Kriz, 2008). Sie stellt eine Verbindung her zum „Nicht-Nullsummenspiel“ der Spieltheorie, die ein umfassendes Potenzial für eine kooperative, zunehmend komplexe und dennoch manchmal sparsame evolutionäre Tendenz bietet (Wright, 2000). Sie liefert eine Erklärung, warum Ordnung und Schönheit aus Chaos entstehen.

1 Übersetzung Christl Weixler

In Rogers' (1959) Theorie-Hauptwerk bildete die Aktualisierungstendenz das zugrunde liegende Erklärungsprinzip für folgende, ironischerweise mechanistische „wenn-dann“-Aussage: *Wenn* sechs Bedingungen in einer Beziehung erfüllt sind (Kontakt, Verletzlichkeit, Kongruenz, Empathie, Akzeptanz und Wahrnehmung), *dann* resultieren daraus therapeutische Prozesse und Fortschritte, Persönlichkeitsentwicklung und/oder Lernen.

Die Aktualisierungstendenz stellte das Motivations-Konstrukt hinsichtlich der Frage dar, wodurch es Menschen gelingt, diese Beziehungsqualität für sich zu nutzen. Darüber hinaus liefert die Aktualisierungstendenz eine Grundlage für Resilienz. In den USA vertritt die Mehrzahl der Psychologen und Berater die Auffassung, dass die therapeutischen Bedingungen notwendig, aber nicht ausreichend sind.

Ich habe Bozarth's (1998) Standpunkt unterstützt, dass die Bedingungen ausreichend, aber nicht notwendig sind. Die Aktualisierungstendenz bietet eine Erklärung dafür, warum Menschen weiterhin lernen, sich verändern und wachsen, obwohl kein therapeutisches Klima gegeben ist, wenn ein oder mehrere förderliche Aspekte fehlen.

Ich gehe hinsichtlich Bozarth's Standpunkt über ausreichende, aber nicht notwendige Bedingungen sogar noch hinaus und behaupte, dass für viele spezifische Aufgabenstellungen (z. B. bestimmte Phobien, Buchstabieren lernen) in speziellen Situationen (z. B. Therapien, die von Versicherungen mitfinanziert werden, traditionelle Schulklassen) die dort vorhandenen Bedingungen durchaus hinreichend – wenn auch nicht optimal – sind.

Mit anderen Worten: Wenn nicht das grundlegende innere Wachstum einer Person erwartet wird, sondern spezifische Fähigkeiten, und dabei Dritte ihre wiederum eigenen Bewertungsbedingungen vertreten, dann kann der Einsatz alternativer Methoden (z. B. Selbsthilfe, Üben, Evidenz-basierte Praktiken) besser nachweisbare Ergebnisse erzielen. In diesem Fall glaube ich, dass das Einbeziehen dieser zusätzlichen Bedingungen, bei gleichzeitiger Transparenz, die wahrgenommenen Ergebnisse verbessern kann.

Praktisch bietet die Aktualisierungstendenz eine Begründung für die Zuversicht, „miteinander zu sein“ und zu vertrauen. Die Aktualisierungstendenz unterstützt mich, mir zu erlauben, ganz präsent zu sein und auf eine neutrale Art in die Welt von Klienten oder Studenten einzutauchen, die von freundlicher Zuneigung geprägt ist.

Sie erlaubt mir, vertrauensvoll empathisch und bedingungslos zu sein und zugleich dessen gewiss, dass ich mich darüber äußern darf, wie ich einen anderen Menschen erlebe, oder über die Probleme, mit denen er sich gerade auseinandersetzt. Sie unterstützt mich sowie meine Klienten und Studenten in ihren leidvollen Prozessen in Form eines greifbaren Gefühls der Gewissheit, dass Dinge voranschreiten, sich verändern, sich wenden und sich abermals wandeln werden.

In Gruppen und Gemeinschaften bietet die Aktualisierungstendenz einen anderen Begriff für das mir vertraute Gefühl von Verbundenheit und innerer Stille. Im Zusammensein mit einzelnen

Personen liefert sie eine Begrifflichkeit für die Geduld und Neugierde, die ich erlebe.

Bei Klienten und Studenten spüre ich oft kein Bedürfnis nach tiefgründigem Vertrauen. Anders ausgedrückt: Die spirituellen oder religiösen Dimensionen der Aktualisierungstendenz, die manche Kollegen begrüßen (z. B. Fallows, Thorne) oder kritisieren (z. B. Brodley, Sachse), berühren mich nur am Rande.

In der Erziehung meiner Kinder verspüre ich jedoch durchaus ein Bedürfnis nach Vertrauen. Es ist wichtig für mich zu wissen, dass meine Kinder wachsen, gedeihen und sich prächtig entwickeln trotz (und sogar wegen) meiner Schwächen. Für meine Kinder gibt es keine passende „Therapiestunde“ oder „Bürozeit“, „Behandlungseinheit“, „Unterrichts- und Schulstunde“ oder eine sonstige „Eingrenzung“, die definiert, wann ich empathisch, bedingungslos und kongruent sein soll und wo nicht. Als Vater kann ich nicht dauerhaft freundlich-neutral sein oder nicht besitzergreifend. In der Beziehung zu meinen Kindern, wo die Bindung eher den Charakter einer notwendigen Realität hat, verleiht mir die Aktualisierungstendenz ein gewisses Vertrauen und den Glauben daran, dass sie sich positiv weiterentwickeln werden unabhängig davon, ob ihre Beziehung zu mir gut ist oder nicht.

Literatur:

- Bozarth, J. (1998). *The person-centered approach: A revolutionary paradigm*. Ross-on-Wye: PCCS Books.
- Kriz, J. (2008). *Self-actualization: Person-centered approach and systems theory*. Ross-on-Wye: PCCS Books.
- Rogers, C. R. (1959). A theory of therapy, personality, and interpersonal relationships as developed in the client-centered framework. In E. Koch (Ed.), *Psychology: A study of science: Vol. 3* (pp. 181–256). New York: McGraw Hill.
- Wright, R. (2000). *Nonzero: The logic of human destiny*. New York: Vintage/Random House.

Autor:

Jeffrey Cornelius-White, Psy.D., Associate Professor für Counseling an der Missouri State University und Adjunct Assistant Professor für Educational Leadership and Policy Analysis an der University of Missouri, 2008–2010 Chair des Board der 'World Association for Person-Centered and Experiential Psychotherapy and Counseling', seit 2005 Herausgeber von *The Person-Centered Journal*.

Korrespondenzadresse:

Dr. Jeffrey Cornelius-White
Missouri State University
901 S. National Avenue, Springfield, MO 65897, USA
E-Mail: jcornelius-white@missouristate.edu

Diether Höger

Aktualisierungstendenz: Fragen – Antworten – mehr Fragen

Auf den Punkt gebracht: Für mich ist das Konzept der Aktualisierungstendenz eine ständige Herausforderung: Einerseits eine Selbstverständlichkeit, wirft es andererseits für die Theorie wie für die Praxis mehr Fragen auf, als es beantwortet.

Während meiner Ausbildung und ersten Tätigkeit als Gesprächspsychotherapeut ab dem Jahre 1971 (damals orientiert an dem Konzept von Tausch, 1970) war ich dem Begriff „Aktualisierungstendenz“ nicht begegnet. Aber vom ersten Klienten an ist mir aufgefallen, wie Menschen in der therapeutischen Situation, wenn man sie nur verstehend begleitete, von sich aus ihr Erleben erforschten und dabei konstruktive Wege der Veränderung fanden. Vor allem „passen“ diese Wege zumeist wesentlich besser zu ihnen als Person und zu ihrer Situation als das, was ich aus meiner Sicht für angebracht gehalten hätte. Das war überzeugend und gab mir Sicherheit.

Eine Erklärung dafür fand ich, als ich die Lektüre von Tausch um die von Rogers ergänzte, in der Aktualisierungstendenz, stieß aber dabei auf recht widersprüchliche Aussagen. Bei Rogers und Wood (1974/1977b, S. 136) las ich, dass sie sich in jedem Falle Bahn breche, auch bei ungünstigen Umweltbedingungen, ebenso könne man sich, so Rogers (1963a, p. 3), darauf verlassen, „dass die Verhaltensweisen eines Organismus in die Richtung gehen, sich selbst zu erhalten, zu erhöhen („enhance“) und zu reproduzieren“, dann aber an anderer Stelle, dass die Aktualisierungstendenz erst dann Wachstum, Reife und Bereicherung des Lebens bewirke, „wenn sie nicht behindert wird“ (Rogers, 1951a/1973, S. 424) – also bricht sie sich doch nicht „in jedem Falle“ Bahn? Auch fand ich bei Rogers (1980b/1991, S. 212), dass es „eine Unzahl von Umständen in der Umwelt gibt, die den menschlichen Organismus davon abhalten, sich in Richtung auf Aktualisierung hin zu bewegen“ und dass sie „den menschlichen Organismus davon abhalten, sich in Richtung auf Aktualisierung hin zu bewegen“, dass es sein könne, „dass die Aktualisierungstendenz im Wachstum behindert oder gänzlich zum Stillstand gebracht wird; dass sie eher sozial destruktive als konstruktive Wege einschlägt“.

Der letzte Halbsatz hat es in sich, denn demnach wäre auch sozial destruktives Verhalten eine Manifestation der Aktualisierungstendenz, und zwar dann, wenn ungünstige Umstände sozial konstruktives Wachstum verhindern. Es scheint so, als habe Rogers Probleme gehabt, sich von seiner ursprünglich rundum optimistischen Sicht der Aktualisierungstendenz zu verabschieden. Es erinnert ein wenig an den Kinderglauben an einen lieben Gott, der dafür sorgt, dass nichts Schlimmes passiert – aber dann stirbt das geliebte Meerschweinchen doch. Analog musste Rogers offenbar

damit zurechtkommen, dass Menschen erfahrungsgemäß einander auch brutalste Gemeinheiten zufügen können bis hin zum (Massen-) Mord. Die verführerische Vorstellung einer in jedem Falle heilsamen Aktualisierungstendenz erweist sich als trügerisch.

Einen Ausweg mag die Unterscheidung zwischen einem erhaltenden (sichernden) und einem entfaltenden (kreativen) Aspekt der Aktualisierungstendenz bieten, wobei der entfaltende Aspekt dann wirksam werden kann, wenn der Organismus seine Existenz in für ihn wesentlichen Aspekten als hinreichend gesichert erfährt. Wobei immer noch fraglich bleibt, ob die kreativ-entfaltende Komponente stets mit prosozialem Denken, Fühlen und Verhalten einhergeht. Gegenbeispiele lassen sich leicht finden, denn Kreativität wird durchaus auch eingesetzt, um anderen zu schaden oder sie gar zu vernichten. Und was bedeutet eigentlich „prosozial“? Wenn es die Übernahme der in der jeweiligen (Sub-)Kultur gültigen Regeln bedeutet, würde auch der (Selbstmord-)Attentäter aus seiner Sicht „prosozial“ handeln.

Dass sich Menschen u. a. in der Personzentrierten Psychotherapie in der Regel im Sinne größerer persönlicher Reife verändern, kann als empirisch nachgewiesen gelten. Aber selbst dann bleiben einige übrig, die auf dieses therapeutische Beziehungsangebot nicht ansprechen, bei denen Personzentrierte Psychotherapie als nicht indiziert gelten dürfte.

Was bleibt, ist, dass wir noch viel zu wenig über die Aktualisierungstendenz wissen. Zwar können wir annehmen, dass sie sich in epigenetischen Prozessen entfaltet, d. h. interaktiv zwischen einem sich selbst organisierenden Organismus und dessen Umwelt, die beide in den ihnen eigenen Weisen aufeinander reagieren und sich dabei sowohl selbst als auch gegenseitig verändern. Auch wenn die Bindungstheorie (vgl. Höger, 2007) hier wertvolle Hinweise geben mag, wissen wir noch viel zu wenig über die in diesem Prozess bedeutsamen *konkreten* Einflussgrößen und ihr Zusammenwirken. Ein Forschungsfeld, dem sich kaum jemand widmet.

Literatur

- Höger, D. (2007). Der personzentrierte Ansatz und die Bindungstheorie. In J. Kriz & T. Slunecko (Hrsg.), *Gesprächspsychotherapie. Die therapeutische Vielfalt des personzentrierten Ansatzes* (S. 64–78). Wien: Facultas.
- Rogers, C. R. (1963a). The actualizing tendency in relation to 'motives' and to consciousness. In M. R. Jones (Ed.), *Nebraska symposium on motivation* (pp. 1–24). Lincoln: University of Nebraska Press.

- Rogers, C. R. (1951a/1973). *Die klient-bezogene Gesprächstherapie*. München: Kindler (Original erschienen 1951: Client-centered therapy).
- Rogers, C. R. (1980b/1991). Klientenzentrierte Psychotherapie. In: C. R. Rogers & P. F. Schmid, *Person-zentriert. Grundlagen von Theorie und Praxis* (S. 185–237). Mainz: Matthias-Grünewald (Original erschienen 1980: Client-centered psychotherapy).
- Rogers, C. R. & Wood, J. K. (1974/1977b). Klientenzentrierte Theorie. In C. R. Rogers, *Therapeut und Klient, Grundlagen der Gesprächspsychotherapie* (S. 131–165). Frankfurt/M.: Fischer (Original erschienen 1974: Operational theories of personality).
- Tausch R. (1970). *Gesprächspsychotherapie*. Göttingen: Hogrefe.

Autor:

Diether Höger, geb. 1936, Dr., Univ.-Prof. (emer.) für Psychologie an der Fakultät für Psychologie und Sportwissenschaft der Universität Bielefeld, Klinischer Psychologe, Ausbilder in Gesprächspsychotherapie; *Schwerpunkte: Psychotherapieforschung (insbesondere therapeutische Beziehung) und Bindungstheorie.*

Korrespondenzadresse:

Prof. Dr. Diether Höger
D-33613 Bielefeld, Barlachstraße 36
E-Mail: diether.hoeger@uni-bielefeld.de

Michael Gutberlet**Zum Erfahren der Aktualisierungstendenz**

Dieser Beitrag beschäftigt sich weniger mit dem *Konzept* der Aktualisierungstendenz (Rogers, 1959/1987), sondern mehr mit dem, was man – gewagt ausgedrückt – das unmittelbare *Erfahren* von Aktualisierungstendenz nennen könnte. In der Praxis kann ich die Tendenz zur Entfaltung und Erhaltung im Klienten nur dann unterstützen, wenn dieses „Feuer“ in mir als Therapeut spürbar brennt und stetig genährt wird. Wie ich solche Nahrung für mich gewinne und wie andere sie erleben, steht im Zentrum dieses Artikels.

Eine der Nahrungsquellen: der Blick auf die Farne in unserem Garten, die sich im Frühling aus einem grünen Klumpen bis zu ihrer reifen Gestalt buchstäblich ent-falten. Obwohl sie dicht beieinander stehen, wird aus jeder Pflanze ein prachtvolles Exemplar. Offenbar haben sie gute Wachstumsbedingungen und werden wenig eingeschränkt. Sie erdrücken sich auch nicht gegenseitig.

Ein paar Meter weiter wächst ein einzelner Farn aus einem Mauerriss. Verglichen mit seinen Kollegen kommt der fast kümmerlich daher. Aber das „kümmert“ die Pflanze vermutlich kaum – auch unter den ungünstigen Wachstumsbedingungen versucht sie, ihre Potenziale als Farn so gut wie möglich zu leben und sie in ihrer individuellen Art auszugestalten: zwar kleiner und weniger kräftig-grün als ihre Kollegen nebenan – aber unverkennbar ein Mitglied ihrer Art.

Der *erhaltende* Aspekt der Aktualisierungstendenz manifestiert sich besonders anschaulich in der Fichte neben unserem Haus, die vor zehn Jahren aus Sicherheitsgründen buchstäblich geköpft wurde, dabei ein Viertel ihrer Höhe einbüßte und ziemlich deprimierend

aussah. Die Pflanze hat ein schweres Trauma erlitten – und sie war ohne Chance, jemals wieder zur üblichen Fichten-Form zurückzufinden. Aber diese unzerstörbare Kraft im Organismus, sich zu erhalten und vorhandene Potenziale zu entfalten, tat auch hier ihre Wirkung. Der Baum starb nicht ab, sondern aus dem glatt abgeschnittenen Stamm begannen Äste in Richtung Himmel zu sprießen. Auch wenn er keine „normale“ Fichte mehr ist, scheint er trotz einer atypischen Krone ein zufriedenes Baumdasein zu leben.

Haben wir solche Beispiele nicht schon oft genug gelesen und könnten sie daher endlich mal abhaken? Wir erinnern uns doch hinlänglich an die Kartoffeltriebe im Keller der Familie Rogers, die blass und dünn, aber unverdrossen Richtung Licht streben (Rogers, 1980/1983, S. 70). Oder an das wackere, palmenähnliche Seegras, das von den Brechern des Pazifik hin- und hergerissen wird und dennoch sich erhalten und wachsen kann (Rogers, 1977/1985, S. 265f.).

Ja, das liest man immer wieder, und nicht nur bei Carl Rogers. Aber auch beim x-ten Lesen oder Wachrufen solcher Beispiele wird in mir etwas berührt, das viel „tiefer“ liegt als das kognitive Registrieren und Einordnen. Ich nenne dieses Etwas ein – oft vages, wenig klar symbolisiertes – *Erfahren* von dem, aus dem das Konzept Aktualisierungstendenz einmal hervorgegangen ist. Indem ich Wachstums- und Erhaltungsprozesse der Pflanzen dieserart „wahrnehme“, wird die gleiche aktualisierende Tendenz in meinem Organismus immer wieder neu ins *Gewahrsein* gerufen und kann auf diese Weise mehr und mehr zum ständigen Gast werden.

Wann immer das passiert, wird auch das „Vertrauen in den Organismus“ – ohne das Personzentrierte Psychotherapie und Beratung nicht wirken kann – wieder neu belebt und gestärkt. In dem Maße, in dem ich dieses Vertrauen in die innere Kraft der Person in mir *erfahre* (und selbstverständlich die personzentrierte Haltung erfahre), wirke ich therapeutisch und verändernd. Denn ich unterstütze damit den ständigen „Suchprozess“ der Aktualisierungstendenz nach dem optimalen Zusammenwirken von möglicher *Entfaltung* und notwendiger *Erhaltung*.

Menschen, die das Wirken der Aktualisierungstendenz und das wachsende Vertrauen in diese Kraft erfahren, drücken das zum Beispiel so aus:

- In der Standortbestimmung eines langen Therapieprozesses sagt eine Klientin: „Ja, ich rede hier viel und Sie sagen relativ wenig. Aber wenn Sie etwas sagen, ist das meistens nah bei dem, wo ich selbst bin – und das gibt mir irgendwie Sicherheit in meinem täglichen Kampf mit mir und der Welt draußen. Nur von diesem Ort aus kann ich Neues wagen. Und mindestens genauso wichtig: Sie haben mich noch nie zu etwas gezwungen.“
- Eine Teilnehmerin eines PCA-Einführungskurses schreibt in der Evaluation: „Erstaunlich, dass ich trotz anfänglicher ‚Planlosigkeit‘ doch das Gefühl von strukturierten Themen mitnehme.“
- Nach einem Kommunikationskurs sagt ein Manager: „Ich kann nicht sagen, was ich konkret aus den zwei Tagen mitnehme. Aber die Art, wie wir hier miteinander umgegangen sind, wirkt *irgendwie* so in mir, dass ich morgen meinen Mitarbeitern anders begegne als bisher.“
- Eine Teilnehmerin nach einem Kriseninterventionskurs: „Für einmal gehe ich aus einer Fortbildung nicht raus mit dem Gefühl: ‚Meine Güte, was muss ich noch alles lernen!‘, sondern fühle: ‚Meine Güte, was ich beruflich schon alles kann!‘. Daneben habe ich Mut gewonnen zum verantwortungsbewussten Experimentieren mit neuen Möglichkeiten.“
- In einer fortlaufenden Encountergruppe bemerkt jemand: „Wir haben uns hier einen ‚themenfreien Raum‘ geschaffen. Vor unseren Treffen habe ich etwas Bammel vor dieser ungewohnten Strukturlosigkeit. Und bin jedes Mal überrascht, wie daraus etwas entstehen kann, das so erfüllend und kostbar ist.“

Meine Interpretation solcher Äußerungen: Aus ihnen spricht, dass sich in der personzentrierten Atmosphäre der Begegnungen in diesen Menschen etwas ent-faltet hat, das zuvor ein-gefaltet war, oder dass ein besserer Weg des Erhaltens sich geöffnet hat. Die Beteiligten haben das Wirken von dem erfahren, was Rogers Aktualisierungstendenz genannt hat und es auf ihre individuelle Art in Worte gefasst.

Solche Erfahrungen der persönlichen Kraft und Freiheit tendieren dazu, dass sie *immer* leben wollen, und nicht nur in bestimmten Situationen.

Literatur

- Rogers, C. R. (1959/1987). *Eine Theorie der Psychotherapie, der Persönlichkeit und der zwischenmenschlichen Beziehungen. Entwickelt im Rahmen des klientenzentrierten Ansatzes*. Köln: GwG.
- Rogers, C. R. (1977/1985). *On Personal Power – Inner strength and its revolutionary impact*. New York: Delacorte; dt.: *Die Kraft des Guten* (1985). Frankfurt: Fischer.
- Rogers, C. R. (1980/1983). *A Way of Being*. Houghton Mifflin: Boston; dt. (tw.): *Der neue Mensch* (1983). Stuttgart: Klett-Cotta.

Autor:

Gutberlet, Michael, geb. 1947, Dipl.-Psych., Psychotherapeut, Supervisor, Ausbilder für Personzentrierte Psychotherapie und Beratung *pca.acp* (SGGT), Dozent an Ausbildungsinstitutionen des Gesundheits- und Erziehungswesens, selbstständig tätig seit 1974.

Korrespondenzadresse:

Michael Gutberlet
CH-8005 Zürich, Josefstrasse 84
E-Mail: mgut@active.ch

Sylvia Keil

Das Vertrauen in die Aktualisierungstendenz

Wer schon einmal einen Samen eingesetzt, dann ungeduldig auf das Keimen gewartet, sich dann an den ersten Keimspitzen erfreut und schließlich das Werden der ganzen Pflanze beobachtet hat, dem oder der fällt es nicht schwer, so ein Denkmodell wie die Aktualisierungstendenz als realitätsgerechtes und nützliches Konzept zu betrachten. Verglichen mit dem Wunder, das schon die Entwicklung nur eines Samenkorns bedeutet, sind die kritischen Einwände lächerlich. Ja, ich weiß: Menschen sind nicht Pflanzen, Menschen sind nicht Tiere. Menschen sind als Personen nicht biologisch determiniert – so what! Menschen sind genauso biologisch determiniert, sie sind festgelegt, eine Person zu werden, d. h. sich als bio-psycho-soziales Wesen zu behaupten. Nicht festgelegt ist nur die Form, in der sie sich behaupten bzw. in der es ihnen gelingt.

Wenn eine Pflanze trotz guter Pflege abstirbt, wenn ein Baum, der normalerweise guten Boden braucht, aus einer Mauerritze herauswächst, wird deutlich, wie Leben von der Umwelt abhängig ist, aber auch wie eigensinnig oder wie zufällig es sich entwickeln kann. Evident ist, dass die Wahrscheinlichkeit für gesundes und kräftiges Wachstum zunimmt, wenn die Umweltbedingungen angemessen sind, evident ist aber auch, dass jedes Leben früher oder später endet. Nichts anderes wird mit dem Konzept der Aktualisierungstendenz beschrieben.

Im Klientenzentrierten Ansatz kommt der Aktualisierungstendenz der Stellenwert zu, zu erklären, warum unter den in der Therapietheorie beschriebenen, günstigen Beziehungsbedingungen Menschen sich „wie von selbst“ weiterentwickeln und warum umgekehrt sogenannte psychische Störungen als Antwort auf und Anpassung an ungünstige Beziehungsverhältnisse zu verstehen sind.

Das Konzept weist außerdem auf die Prozesshaftigkeit von Beziehungen, Personen, psychischen Störungen/Symptomen und Entwicklungen hin und erinnert uns als Therapeutinnen immer wieder daran, dass wir nur eines tun können, um hilfreich zu sein: uns empathisch auf den Beziehungsprozess einzulassen, indem wir bereit sind, uns selbst verändern und überraschen zu lassen. Bei diesem oft zittrigen Unternehmen hilft mir der *Glaube* an die Aktualisierungstendenz – auch wenn ich weiß, wie sehr mein Bemühen um empathisches Verstehen fehlschlagen kann, und es keine Sicherheiten gibt, dass sich tatsächlich das günstige Beziehungsklima entwickelt. Denn der Begriff *Aktualisierungstendenz* besagt eben, dass es sich dabei lediglich um eine Tendenz handelt, und eben nicht um ein fixes Programm.

Auch wenn ich daran glaube, dass sich Menschen unter den günstigen therapeutischen Bedingungen zum Positiven entwickeln,

heißt das keineswegs, dass dies für Therapeutinnen und Klientinnen ein leichter oder ungefährlicher Weg ist. Er kann es nicht sein, wenn wir davon ausgehen, dass psychische Störungen immer auch mit traumatisierenden Beziehungserfahrungen einhergehen. Gerade dann, wenn Klientinnen Vertrauen fassen, ist es möglich, dass „verborgene“ Symptome spürbarer, deutlicher werden und sich oftmals als Krisen in der Therapie zeigen, die in der therapeutischen Beziehung bewältigt werden wollen.

Aber auch in weniger dramatischen Momenten der Therapie hilft mir der Glaube an die Aktualisierungstendenz. Es sind diese Szenen, in denen eine schwere Problematik verstanden wurde und das Gefühl „ja – so ist es“ dennoch kein „*carrying forward*“ hervorzubringen scheint. In diesen Augenblicken der Hilflosigkeit, die Aussichtslosigkeit zuzulassen und die Gefühle der Ausweglosigkeit zu teilen, ist mit der Hoffnung auf die Kreativität der Aktualisierungstendenz leichter zu ertragen. Manchmal stoße ich in solchen Situationen an meine therapeutischen Grenzen und ich beginne zu glauben, dass mir Handwerkszeug fehlt oder ich erfinde neue Therapiepläne. Diese werden selten gebraucht, denn in der nächsten Sitzung scheinen die Klientinnen schon ein Stück weiter zu sein und zeigen mir den Weg, der aus dem Dilemma führt.

Mein Glaube an die Aktualisierungstendenz wird in den Therapien kontinuierlich bestätigt, weil die nachhaltigen Veränderungen durch Therapie niemals in der Form erfolgen, wie ich mir mögliche Entwicklungen vorstelle, sondern regelmäßig überraschend verlaufen und immer individuell sind, d. h. sich niemals wiederholen. Ohne ein therapeutisches Verständnis, das vom Glauben an die Aktualisierungstendenz bestimmt ist, könnte ich solche Entwicklungen wohl nicht verstehen und würde sie vermutlich behindern.

So verblüffte mich ein Klient mit folgender Entwicklung: Er wirkte auf mich zu Beginn der Therapie „zu weich“, „zu wenig aggressiv“ und ich hatte die Vorstellung, dass dieser am Ende „eckiger und kantiger“ erscheinen würde. Tatsächlich gestaltete sich der Therapieprozess selbst als sehr konfliktreich, doch am Ende erlebte ich einen Klienten, der noch immer weich war, nun aber „liebervoll weich“. Die mir fehlende Aggression war offenbar im „Zu-Weichen“, als einer Form von verborgener Machtausübung, mehr als genug vorhanden gewesen. Diese unterschwellige Aggression wurde in der Therapie ausgetragen, sodass der Klient beginnen konnte, seine Beziehungen liebevoll zu gestalten.

Selbst wenn sich das Konzept der Aktualisierungstendenz als ein wissenschaftlich nicht haltbares Modell herausstellte, handelt

es sich um ein sehr nützliches Konzept. Es hilft in der Therapie, die notwendige Hoffnung und den Glauben an eine positive Entwicklung aufrechtzuerhalten, und unterstützt das Offen-Sein für das Potenzial der Klientinnen, selbst den Weg ihrer Veränderung zu suchen und zu entdecken.

Autorin:

Sylvia Keil, MSc, Klientenzentrierte Psychotherapeutin, Ausbilderin und Lehrtherapeutin der ÖGWG, Lektorin der FH Campus Wien, Fachbereich Soziale Arbeit.

Korrespondenzadresse:

Sylvia Keil
1080 Wien, Albertgasse 39/6
E-Mail: sylvia@keil.or.at

Brian E. Levitt

Für und wider Theorie: Das Konzept der Aktualisierungstendenz dekonstruieren ¹

Ich neige zur Skepsis gegenüber theoretischen Konzepten, besonders wenn sie auf Menschen angewandt werden, sei es als eine Beschreibung des Anderen oder als Begründung für das Verordnen einer Technik. In diesem Sinn bin ich gegen Theorien. Das große Zeitalter der Persönlichkeitstheorien wird von Theorien gekennzeichnet, die den Klienten auf Distanz halten, ihn oder sie objektivieren und verwirren und den Psychotherapeuten auf bestürzende Weise frei von letzter Verantwortung und Selbstprüfung in der Beziehung zum Anderen halten. In der gegenwärtigen Praxis schleppen viele von uns diese Ketten mit hinein in die Therapiebeziehung.

Meiner Ansicht nach ist Theorie nur dann respektvoll, wenn sie der Begegnung mit der einzigartigen Erfahrung einer Person und ihrer Art und Weise, in der Welt zu sein, nicht im Weg steht. Wenn eine Theorie dem Anderen und der Begegnung mit ihm übergestülpt wird, verändert sie notwendigerweise die Fähigkeit des Psychotherapeuten, die Klientin mit Klarheit zu sehen.

Für mich wird eine menschliche Begegnung im therapeutischen Kontext am besten von einer ethischen Grundlage geleitet, weder von einer theoretischen Formulierung des Anderen noch von einem empirisch gestützten Set von Techniken, die dem Anderen aufgedrängt werden. Theorie kann jedoch förderlich sein, wenn sie im Dienst der eigenen Selbst-Bewusstheit des Psychotherapeuten und seinen Bemühungen steht, nicht urteilend und allen Aspekten des Anderen gegenüber offen zu bleiben. Im An-erkennen des Anderen, besonders im Wertschätzen des Anderen und im Bestreben,

vor allem keinen Schaden zuzufügen, ist eine ethische Basis unabdingbar.

Rogorianische (nicht-direktive) Theorie ist eine wichtige Revolution, indem sie dem Psychotherapeuten als Leitlinie dient beim Explorieren dessen, was ihn davon abhält, in der Beziehung mit einem Klienten ganz präsent zu sein – bezogen auf Urteile oder auf die Distanz vom Selbst des Psychotherapeuten. Rogorianische Theorie ist insofern einzigartig, als sie die Klienten nicht definiert, sondern den Psychotherapeuten daran erinnert, so offen wie möglich dafür zu sein, wie der Klient sich von Moment zu Moment selbst definiert. Sie ist auch radikal in ihrer Annahme, dass Heilung am besten vom Klienten gesteuert wird, und dass Klienten von Natur aus dazu fähig sind. Für Rogers gründete sich diese Annahme auf Beobachtungen und wurde beschreibbar mit Blick auf das theoretische Konstrukt der Aktualisierungstendenz.

Für mich ist die Aktualisierungstendenz nicht mehr und nicht weniger als eine Idee; ein Mythos, wie ich das an anderer Stelle ausgeführt habe (Levitt, 2008), eine leitende Geschichte oder ein theoretisches Konstrukt, das mit meiner Sicht auf die Welt und meinen Beobachtungen der unermesslichen Ressourcen, die wir alle in uns haben, konsistent ist. Sie ist konsistent mit meiner Ansicht, dass sogar die schockierendsten, beängstigendsten, holprigen oder anscheinend befremdlichen Äußerungen von Klienten Ausdruck eines tieferen, positiven Strebens sind. Sie erinnert mich an das Potenzial zur Heilung, die oft spontan und ohne Bedarf an Therapie geschieht. Diese selbstgesteuerte Heilung kann auch im Zusammenhang mit einer wirklichen (echten) Begegnung in der Therapie

¹ Übersetzung Irmgard Fennes

geschehen, wenn der Therapeut die Geduld und den Willen hat, dem Klienten die Chance zu geben, Zugang zu seinen ausgedehnten inneren Ressourcen für Heilung zu finden. Die Aktualisierungstendenz ist ein theoretisches Konzept, das die Auffassung unterstützt, dass menschliche Wesen so eine Fähigkeit besitzen und dass diese Fähigkeit am besten innerhalb einer bestimmten Art von Begegnung gewürdigt und unterstützt wird.

So eine Begegnung ist so frei wie möglich von der Beurteilung durch den Therapeuten. In so eine Begegnung tritt der Therapeut als authentisches menschliches Wesen ohne falsche Masken ein. Im Fördern dieser Begegnung kann die Aktualisierungstendenz eine brauchbare Idee für die Selbstreflexion des Therapeuten sein. Das Reflektieren dieses Konzeptes von Zeit zu Zeit kann helfen, den Therapeuten von seinen eigenen Beurteilungen weg zu lenken, anstatt die Klienten über diese Beurteilungen zu definieren. Sie kann Therapeuten als Mahnung dafür dienen, offen zu bleiben für die Theorie des Klienten über sich selbst, wie sie sich vor ihnen in der Begegnung entfaltet.

Die Aktualisierungstendenz ist ein theoretisches Konzept, das anscheinend auf etwas hinweist oder etwas beschreibt, das beobachtbar und wirklich ist. Es bleibt – wie bei jedem theoretischen Konzept – die Frage, ob es nützlich ist bzw. ob es keinen Schaden zufügt und hilfreich ist. Die Aktualisierungstendenz ist als theoretisches Konzept nur dann brauchbar, wenn uns die Reflexion darüber ermöglicht, dem Klienten nicht im Weg zu stehen, Verantwortung

für unsere Beurteilungen zu übernehmen und uns von ihnen zu befreien sowie offen und wertschätzend zu bleiben für das Erleben des Klienten, seine Richtung und seinen Heilungsweg.

Literatur

Levitt, B. E. (2008). The myth of the actualizing tendency: The actualizing tendency as a guiding story. In B. E. Levitt (Ed.), *Reflections on Human Potential: Bridging the Person-Centered Approach and Positive Psychology* (pp. 56–67). Ross-on-Wye: PCCS Books.

Autor:

Brian Levitt, Dr., leitender Psychologe bei Kaplan und Kaplan Psychologists, in Hamilton, Ontario, Praxis für Rehabilitation und klinische Psychologie; Herausgeber von ‚*Embracing Non-Directivity and Reflections on Human Potential*‘ (PCCS Books, 2008).

Korrespondenzadresse:

Brian Levitt, Psy.D., C.Psych.
Hamilton, Ontario, Canada
E-Mail: brian@kaplanpsychologists.com

Peter F. Schmid

Ein Prozess der Personalisierung – Zum dialektisch-dialogischen Verständnis der Aktualisierungstendenz

Rogers' Verständnis der Aktualisierungstendenz als „organismische Tendenz, nach Erfüllung zu streben“ geht auf die aristotelische Energieia-Dynamis-Lehre bzw. die thomatische Akt-Potenz-Lehre zurück, mit der im klassischen griechischen Denken Bewegung (Motivation) und Veränderung (Entwicklung) erklärt werden: Akt (energeia „Wirklichkeit, Handlung, Vollzug, Tätigkeit“) ist, was ein Ding oder eine Person schon geworden ist; Potenz (dynamis, „Möglichkeit, Vermögen, Kraft, Wirksamkeit“), was es oder sie noch werden kann. Eine Frau ist dementsprechend eine potenzielle Mutter; wird sie schwanger und bekommt ein Kind, ist sie eine aktuelle Mutter. Eine Idee ist eine potenzielle Revolution, ein abhängiger Klient potenziell eine selbstbestimmte Persönlichkeit usw.

Aristoteles beschäftigte die Frage: Wie wird aus etwas etwas anderes? Wie geschieht Veränderung? Jede Veränderung als Verwirklichung eines Vermögens setzt ein anderes wirkliches Seiendes voraus, das diese Verwirklichung anregt. Die Möglichkeit ist somit auf ein Ziel und dessen Verwirklichung hin ausgerichtet (letztlich eine teleologische Vorstellung, der zufolge die Bewegung der Natur als ganzer auf ein Ziel ausgerichtet ist – ein Gedanke, der sich in Rogers' formativer Tendenz wiederfindet). Thomas von Aquin, der diesen Ansatz weiterführte, betonte ebenfalls: Das Sein ist die Verwirklichung der angelegten Möglichkeiten, wozu es stets eines anderen bedarf.

Zentral für dieses Denken ist zweierlei: Erstens, dass neben dem Wirklichen auch dem Möglichen Realität zukommt (und dieses

nicht nur eine Denkmöglichkeit ist). – Die psychotherapeutische Konsequenz ist unmittelbar einleuchtend: Will der Therapeut dem Klienten gerecht werden, muss er sich auf das Potenzielle ebenso beziehen wie auf das Aktuelle, Offensichtliche.

Zweitens: Werden besteht nach der aristotelisch-thomasischen Philosophie darin, dass die Potenz von einem anderen Akt in ein Vollsein, d. h. in einen Akt, überführt wird. Keine Potenz kann sich selbst aktualisieren. Der Übergang von der Potenz zum Akt setzt immer eine Ursache voraus, die ihn bewirkt (Wirkursache, *causa efficiens* – im Übrigen die Grundlage für alle Erklärungsmodelle der modernen Naturwissenschaften). Als Beispiel nennt Aristoteles den Künstler, der aus dem Material eine Statue schafft. – Übersetzt für das Verständnis von Persönlichkeitsentwicklung: Leben bedeutet die Verwirklichung (Aktualisierung) der gegebenen Möglichkeiten (Potenz), wozu eine „Einwirkung“ von außen, also durch jemanden anderen, erforderlich ist. Die Idee des „notwendigen“ Anderen bildet die Grundlage für das Verständnis der humanistischen Aktualisierungsidee, für die es demnach unabdingbar ist, den „Einfluss von außen“ mitzubedenken. Hier liegt die Wurzel für die essenzielle Bedeutung der Begegnung (als Konfrontiertsein mit dem Anderen) für das Verständnis von Persönlichkeitsentwicklung – auch und gerade vom substanzialen Aspekt des Personseins her. Obwohl die Aktualisierungstendenz eine dem Individuum inhärente Tendenz ist, bedarf es des Anderen, der Beziehung (näher hin der Präsenz als Realisierung der therapeutischen Grundbedingungen), damit sie wirksam werden kann. Oder anders formuliert: Ohne den Anderen gibt es den Einen nicht.

Rogers und einige Humanistische Psychologen stehen in dieser Tradition, und wenn man sie ernst nimmt, so ergibt sich ein umfassenderer Blick auf das Phänomen des Aktualisierungsprozesses. Damit kommen sowohl die Gerichtetheit der menschlichen Motivation in den Blick, als auch bereits von Anfang an die innere Verbundenheit der substanzialen mit der Beziehungsdimension des Personseins: Aktualisierung gibt es nicht von selbst, nicht ohne „Anstoß“ von außen. Gegen jedes individualistische (oder gar egoistische, narzisstische) Missverständnis von „Selbstverwirklichung“ ist also festzuhalten, dass die zugrundeliegende Idee nicht die eines sich allein von sich selbst aus verwirklichenden Menschen ist. Es geht vielmehr um die Verwirklichung (Aktualisierung) der innewohnenden Möglichkeiten, die aber nur dann geschehen kann, wenn die entsprechenden Bedingungen „von außen“ – sprich: eine förderliche Beziehung – gegeben sind. (Noch lange vor der Entstehung einer explizit systemischen Sichtweise in der Psychotherapie wird so durch die Beziehungsdimension des Personbegriffes, der zufolge die Person nicht ohne Beziehung zu anderen Personen denkbar ist, eine „systemtheoretische“ Sichtweise vorweggenommen.)

Die Aktualisierungstendenz muss daher ebenfalls dialektisch und dialogisch verstanden werden, nicht nur als innere Kraft des Individuums, sondern ebenso als beziehungsorientiertes, soziales

Konstrukt, als Axiom, das Unabhängigkeit (Autonomie) und wechselseitige Abhängigkeit (Solidarität) miteinander verbindet.

Rogers geht somit von einem dem Menschen immanenten Potenzial aus, seine gegebenen Möglichkeiten konstruktiv und prosozial zu verwirklichen, und von einer proaktiven Tendenz, den Organismus unter den jeweils gegebenen Umständen optimal funktionstüchtig zu erhalten und zu entwickeln. Dies darf weder in einem moralischen Sinn (miss-)verstanden werden, noch heißt das, dass Menschen einfach „gut“ sind; sie haben auch das Potenzial, sich asozial und destruktiv zu entwickeln, wenn das notwendige förderliche Beziehungsklima nicht gegeben ist: Eine konstruktive, prosoziale Tendenz muss nicht notwendigerweise ein ebensolches Resultat zeitigen; behindernde Einflüsse von außen können das verhindern oder die Entwicklung in eine andere Richtung lenken.

Nur hingewiesen werden kann hier darauf, dass aus diesem Verständnis die Kartoffel- und Seeigel-Metaphern nur sehr bedingt greifen; die Aktualisierungstendenz des Menschen ist aus dem „*specificum humanum*“ zu begreifen, und dementsprechend ist von einer *Personalisierungstendenz* zu sprechen. Bei näherer Untersuchung des Eigentümlichen des Aktualisierungsprozesses beim Menschen stößt man dann unweigerlich auf die Kreativität als Proprium des personalen Aktualisierungsprozesses und ihre Zwillingsschwester, die Spontaneität.

Personenzentrierte Psychotherapie ist dementsprechend Förderung von Personalisation durch Begegnung und damit prinzipiell nicht-direktiv, ko-kreativ. Menschen tendieren dazu, unter geeigneten Beziehungsbedingungen die Möglichkeiten ihres Lebens schöpferisch konstruktiv zu gestalten, d. h. ihr Personsein zu aktualisieren. Wer hingegen damit beschäftigt ist, für einen anderen eine Lösung zu finden, hat ihn schon auf ein Problem reduziert. Dasselbe gilt für die Beschäftigung mit „geeigneten Methoden oder Techniken“. Der Fokus in der Therapie liegt vielmehr darauf, das kreative Potenzial zu fördern und in diesem Sinne „zu werden, was man – gemeinsam mit anderen – sein kann“.

Die dialektische Natur des Aktualisierungsprozesses erfordert daher auch, den PCA als einen sozialen und politischen Ansatz weiterzuentwickeln.¹

1 Belege und ausführliche Darstellung in: Schmid, P. F. (2008). A personalizing tendency: Dialogical and therapeutic consequences of the actualizing tendency axiom. In B. E. Levitt (Ed.), *Reflections on human potential* (pp. 84–101). Ross-on-Wye: PCCS Books; ders. (1996). Personalisation – die Aktualisierungstendenz als Kreativität. In *Solidarität und Autonomie* (S. 413–423). Köln: EHP; ders. (2007). Begegnung von Person zu Person. Die anthropologischen Grundlagen Personenzentrierter Psychotherapie. In J. Kriz & T. Sluneko, *Gesprächspsychotherapie. Die therapeutische Vielfalt des personenzentrierten Ansatzes* (S. 34–48). Wien: Facultas.

Autor:

Peter F. Schmid, Univ.-Doz. HS-Prof. Mag. Dr., Begründer personenzentrierter Ausbildung in Österreich, Personenzentrierter Psychotherapeut und Ausbilder der Akademie für Beratung und Psychotherapie des Instituts für Personenzentrierte Studien (IPS der APG); Fachkoordinator des Studiengangs Personenzentrierte Psychotherapiewissenschaften an der Sigmund Freud PrivatUniversität (SFU), Wien; Faculty Member Saybrook Graduate School and Research Center, San Francisco. Zusammenarbeit mit Carl Rogers in den achtziger Jahren; zahlreiche

Fachpublikationen in mehreren Sprachen; Mitbegründer des Personenzentrierten und Experienziellen Weltverbands (WAPCEPC) und des Europäischen Netzwerks (NEAPCEPC), Preisträger des Carl Rogers Award der American Psychological Association (APA) 2009.

Korrespondenzadresse:

Peter F. Schmid
A-1120 Wien, Koflergasse 4
E-Mail: pfs@pfs-online.at; Website: pfs-online.at

Keith Tudor¹**Alpha und Omega, oder: Umfasst die Aktualisierung den Tod?**

Personenzentrierte Psychologen und Therapeuten neigen dazu, sich – wie Rogers – auf die „Aktualisierungstendenz“ zu beziehen. Wenn man dieses Konzept als Hauptwort definiert und sich so darauf bezieht, objektiviert und verdinglicht man jedoch das Konzept, welches – so meinen ich und Worrall – besser in einer Verb-Form ausgedrückt werden sollte: z. B.: Der Organismus tendiert dazu, sich zu aktualisieren (vgl. Tudor & Worrall, 2006; Tudor, 2008). Dies hat den Vorteil, das Prozesshafte an diesem Konzept zu beachten: ein inhärenter, gerichteter Prozess, der sowohl eine biologische als auch eine soziale Wirklichkeit darstellt – wie auch eine einheitliche Theorie der Motivation. Zudem entspricht die Aussageform, „dass der menschliche Organismus dazu tendiert, sich zu aktualisieren“, der Aussagenlogik, wie sie Rogers verwendet hat, und dem undogmatischen Vorgehen, Theorien zu entwickeln und zu erproben, wie es vom Personenzentrierten Ansatz typischerweise gefordert wird.

In diesem kurzen Beitrag untersuche ich einen anderen Aspekt oder Aspekte dieser einheitlichen Motivationstheorie, was durch ein erneutes Lesen von Rogers' (1963) Aufsatz über „Die Aktualisierungstendenz in Bezug auf ‚Motive‘ und Bewusstsein“ wachgerufen worden ist. Darin bezieht sich Rogers auf den Organismus als sich selbst erhaltend, entfaltend und reproduzierend. Er bezieht sich auch auf seine eigene frühere (1959 veröffentlichte) Arbeit, in der er über die aktualisierende Tendenz geschrieben hatte, die „eine Entwicklung hin auf zunehmende Ausdifferenzierung von Organen und Funktionen, Expansion und Entfaltung durch Reproduktion beinhaltet“ (p. 196). Diese Arbeiten stellen drei Eigenschaften dieser Tendenz heraus (bzw. der Tatsache, dass der Organismus dazu neigt,

sich zu aktualisieren), nämlich: 1) sich zu erhalten; 2) sich zu entwickeln, auszuweiten und zu entfalten; und 3) sich zu reproduzieren.

Große Teile der Literatur zur Aktualisierungstendenz, innerhalb und außerhalb der personenzentrierten Psychologie, hat sich auf die ersten beiden Eigenschaften (besonders auf die zweite) konzentriert und kaum, wenn überhaupt, die dritte Eigenschaft bzw. das dritte Kennzeichen aufgegriffen, nämlich das Sich-Reproduzieren. Dies mag teilweise daran liegen, dass Rogers nach 1963 auf diesen Aspekt des Lebens im Organismus nicht mehr Bezug genommen hat. Der Ausdruck „reproduzieren“ war vielleicht – und ist immer noch – mit einer zu starken genetischen, biologischen und möglicherweise heterosexuellen Bedeutung assoziiert, um in die Diskurse miteinbezogen zu werden. Dennoch verdient er es, nach meiner Ansicht, aus zwei Gründen wieder berücksichtigt zu werden:

1. Er ist oder könnte als Zeichen einer Richtung oder eines Trends (Angyal, 1941) betrachtet werden, der über individuelle und individualistische Ziele hinausgeht und einen Zugehörigkeitssinn sowie den Wunsch, zur Menschheit etwas beizutragen, zum Ausdruck bringt.

2. Er könnte als Bezugnahme auf eine erweiterte Bedeutung von „Reproduktion“ verstanden werden, nämlich ähnlich zu Eriksons (1968) Konzept der Generativität. Mit anderen Worten: als Re-Produktion des Organismus durch Kreativität wie auch Pro-Kreativität in der Gestalt von beispielsweise Kunst, Bauwerken – und natürlich Artikeln! Interessanterweise wurde von Erikson die psychosoziale Krise in einem bestimmten Stadium bzw. in einer Lebensphase als „Generativität vs. Stagnierung“ bezeichnet – obgleich von einer personenzentrierten Sicht aus der Organismus immer in Bewegung ist, also niemals stagniert. Wie Patterson (1964/2000, p. 16) es

1 Übersetzung: Christian Metz

formuliert: „Es gibt nicht so etwas wie einen Mangel oder eine Abwesenheit von Motivation. Am Leben zu sein bedeutet, motiviert zu sein; unmotiviert zu sein ist so viel wie tot zu sein. Somit können wir nicht sagen, dass ein Klient unmotiviert ist.“

Als ich über diese drei Eigenschaften nachgedacht habe – und teilweise als ein Ergebnis, diesen Aspekt der personenzentrierten Theorie über etwa zwanzig Jahre gelehrt zu haben – begann ich mich zu fragen, ob der Prozess des Aktualisierens den Tod mit einschließt. Ist der Tod ein vierter Aspekt des Aktualisierens, oder ist der Tod des Organismus eine Unterbrechung und somit der „Tod“ der Aktualisierung? Freud (1924, S. 270) räumt ein: „Sogar bei der Geburt schon ist der gesamte Organismus dazu bestimmt zu sterben.“ Ob wir dies als vorherbestimmt ansehen oder nicht: Was immer wir über diese Fragen denken, hat zutiefst moralische, ethische und klinische Auswirkungen. Wenn wir den Tod als einen Aspekt des Aktualisierens betrachten, dann können wir Klienten darin unterstützen zu sterben und sogar, möglicherweise, sich umzubringen. Wenn wir denken, dass der Tod eine Anti-Aktualisierung ist, werden wir Menschen dazu ermutigen, wie es der Dichter Dylan Thomas (1952/2003) tat, „zu kämpfen, gegen das Sterben des Lichtes zu wüten“. In einem der wenigen Aufsätze zu diesem Thema ‚The actualization of the existential self in human dying‘ schreibt Prouty (2008) über seinen zu jener Zeit todkranken Kollegen und Freund, Eugene Southwell, und reflektiert über Southwells Mut und Liebe für Andere. In der theoretischen Betrachtung dazu vermischt Prouty allerdings Aktualisierungstendenz und Selbstaktualisierung, er bezieht sich auf die „Selbst-Aktualisierung“ (p. 226) „im Angesicht des Todes“ [Hervorhebung K.T.] und er behandelt, während er bewegend über den Mut als einen Ausdruck von Aktualisierung schreibt, nicht die Frage, ob der Tod, im Unterschied zum Sterben, ein Aspekt des Aktualisierens ist.

Als ich diese Ideen in einem Workshop vorstellte, dachte ein Teilnehmer über das andere Ende des Lebenszyklus nach und fragte sich, ob der Organismus die Tendenz habe – oder dazu neige – zum Vorschein zu kommen (D. Dumitru, persönliches Gespräch am 4. März 2009). Während ich es für interessant halte darüber zu spekulieren, ob der potenzielle Organismus die Tendenz hat, ins Leben einzutauchen, neige ich gedanklich dazu, dass dies in der Qualität des Sich-Entfaltens, Ausweitens und Weiterentwickelns einbezogen ist. Dies ist übereinstimmend mit Sterns (1985) Konzept des auftauchenden Selbst, ein Auftauchen, welches das Leben hindurch fortduert.

Alpha und Omega beziehen sich auf den Anfang und das Ende der Dinge. Die Aussage, der Organismus neige dazu (sich) zu aktualisieren, stellt eine Herausforderung im Hinblick auf solche Fixpunkte dar und begünstigt ein Konzept des menschlichen Organismus, wonach sich dieser in einem fortdauernden Prozess in Beziehung zu seiner Umgebung befindet.

Literatur:

- Angyal, A. (1941). *Foundations for a science of personality*. New York: Commonwealth Fund.
- Erikson, E. (1968). *Identity, youth, and crisis*. New York: W. W. Norton.
- Freud, S. (1924). The passing of the Oedipus complex. In *The standard edition of the complete psychological works of Sigmund Freud*. Vol. 19 (pp. 3–66). London: Hogarth Press.
- Patterson, C. H. (2000). A unitary theory of motivation and its counseling implications. In C. H. Patterson, *Understanding psychotherapy: Fifty years of client-centred theory and practice* (pp. 10–21). Ross-on-Wye: PCCS Books (Orig.: 1964).
- Prouty, G. (2008). The actualization of the existential self in human dying. In B. E. Levitt (Ed.), *Reflections on human potential: Bridging the person-centered approach and positive psychology* (pp. 223–226). Ross-on-Wye: PCCS Books.
- Rogers, C. R. (1959). A theory of therapy, personality, and interpersonal relationships as developed in the client-centered framework. In E. Koch (Ed.), *Psychology: A study of science: Vol. 3* (pp. 181–256). New York: McGraw Hill.
- Rogers, C. R. (1963). The actualizing tendency in relation to ‘motives’ and to consciousness. In M. Jones (Ed.), *Nebraska symposium on motivation 1963* (pp. 1–24). Lincoln, NE: University of Nebraska Press.
- Stern, D. N. (1985). *The interpersonal world of the infant*. New York: Basic Books.
- Thomas, D. (2003). Do not go gentle into that good night. In *The collected works of Dylan Thomas 1934–1953*. London: Phoenix (Orig.: 1952).
- Tudor, K. (2008). Verbal being: From being human to human being. In B. E. Levitt (Ed.), *Reflections on human potential: Bridging the person-centered approach and positive psychology* (pp. 68–83). Ross-on-Wye: PCCS Books.
- Tudor, K. & Worrall, M. (2006). *Person-centred therapy: A clinical philosophy*. London: Routledge.

Autor:

Keith Tudor, PhD, Associate Professor und Programme Leader am Department für Psychotherapie der Auckland University of Technology, Aotearoa Neuseeland Psychotherapeut (United Kingdom Council for Psychotherapy) und Ausbilder für Transaktionsanalyse, Autor von über 200 Publikationen, im Editorial Advisory Board von „Person-Centered & Experiential Psychotherapies“.

Korrespondenzadresse:

Dr. Keith Tudor
Department of Psychotherapy
Auckland University of Technology
Akoranga Drive
Private Bag 92006
Auckland 1020
Aotearoa New Zealand
E-Mail: keith.tudor@aut.ac.nz

Nachrufe auf Ute Binder

Wie wir bereits in Heft 1/2010 vermelden mussten, ist Ute Binder im Februar dieses Jahres verstorben. Ihr nicht unerwarteter Tod hinterlässt eine große Lücke, auch in der personenzentrierten Welt. Viele von uns werden sie vermissen!

Nachfolgend würdigen Lore Korbei und Wolfgang Keil in zwei Abschnitten die persönliche Faszination, die von ihr ausging, sowie ihr Schaffen, insbesondere auch ihre personenzentrierten Beiträge.

Lore Korbei

Ein persönlicher Nachruf¹

Als ich nach Hause kam und einen Zettel meines Mannes vorfand: „Johannes Binder hat angerufen, Ute ist gestorben“ – da hat es mir einen Stich gegeben, gehörte sie doch zu den lebendigsten Personen, die ich kenne und gekannt habe. Gewiss, wir waren vorbereitet, drei Jahre lang wütete die Krankheit in ihr – und sie kämpfte. Sie war eine Kämpferin – und ich finde es schlimm, dass ich nur die abgebrauchten Worte dafür finde. Ihr Mann, auch Co-Autor einiger gemeinsamer Bücher, stand ihr liebevoll, aufmerksam und zunehmend kompetent zur Seite. Frieder, ihr Sohn, und seine Familie, waren ebenfalls um sie. Sie starb zuhause, umgeben von ebenfalls kompetenten Helfern.

Zurück zum Anfang –. Als ich mich zu Beginn der 80er Jahre in meiner Psychotherapie-Ausbildung für „GT“ entschloss, war das erste Buch, das mir Wolfgang Keil zu lesen empfahl: Binder & Binder (1981): *Klientenzentrierte Psychotherapie bei schweren psychischen Störungen*. Konzepte wie die offene Persönlichkeit, personal power und commitment lagen in der Luft – jedenfalls für frischgebackene Sozialarbeiterinnen – und hier fanden sie Form und Inhalt. Der Verlag – so wie es sich gehörte: Fachbuchhandlung für Psychologie, Frankfurt am Main.

Sylvia Keil kümmerte sich bald um unsere Weiterbildung. Der erste Studientag fand mit Eva-Maria (Anne) Biermann-Ratjen statt, der zweite – auch dank meiner ständigen „Sekkatur“ – mit Ute Binder. Als sie vor mir stand, schwankte ich zwischen Bewunderung und Enttäuschung, die sich sehr bald in die erste Richtung verschob. Ute war „flower-power“-mäßig gekleidet – chinesisch

wurde erst nachher ihr Attribut – und über und über mit spitzem Schmuck bestückt. Was das auf sich hatte, erzählte sie später beim Abendessen: Es war die Abwehr „gegen den bösen Blick“, „gegen unfaire Fragende“ ... gegen Lampenfieber ... usw. Es gab spannende Diskussionen, unerwartete Pausen („Tschicks und Bier“), „standing ovations“ nach schlüssigen Fallgeschichten und ein gemeinsames Abendessen in einem gutbürgerlichen Lokal im 6. Bezirk – mit bewegenden und lustigen Geschichten aus ihrem Familienleben.

Von da an hat Ute mein klientenzentriertes Leben begleitet – in Workshops „all over Europe“, in Telefonaten, im nahen Zusammenwohnen bei uns oder in meiner Praxis mit oder ohne Johannes. Berührende Augenblicke: Utes Frage, „ob wohl wer kommen wird?“ Der Saal bummvoll! „Ob ich alles werde sagen können?“ Nie – es war immer zu viel – manchmal wurde ich gebeten, den Rest „in English“ vorzulesen.

Ich glaube, es gab keine Supervisionsstunde, wo mir nicht empfohlen wurde, doch Ute Binder zu lesen, bzw. ich nicht empfohlen habe, doch Ute Binder zu lesen. Seit Dörner & Plog „Irren ist menschlich“ – der „Sozialarbeiter-Bibel“ – habe ich kaum je ein einfühleres inneres Wissen über „wie wir ticken“ gelesen – geschieht, witzig und praktisch – auch in den Theorien ... und daneben noch viele andere Begabungen, z. B. malerische!

Abendunterhaltungen bei Kongressen ohne Ute undenkbar. Frage von Marietta Winkler in Lissabon: „Ute, sollen wir schon zum Flughafen fahren?“ Antwort: „Naja, ob ich hier (Hotelhalle) rauche oder dort – ist ja egal.“

Zwei Geschichten unter dem Motto „se non e vero, e ben trovato“:

Ute wurde in China vom Portier eines psychiatrischen Krankenhauses in die geschlossene Frauenabteilung als Patientin

¹ Erstveröffentlichung in nahezu identischer Form in: Zentriert. Die Vereinszeitung der ÖGWG, 2010, 1, S. 16.

„eingewiesen“, was sie begeistert hat: endlich allein mit ihren Klientinnen(!). Der Chef des Krankenhauses, der nach seinem ausländischen Gast suchte, befreite sie später.

Zweite Geschichte: Ein Artikel von Ute an die Zeitschrift PERSON. Anonymes Feedback: „Lesen Sie doch Ute Binder!“

Berührend – noch letzten Sommer – auch ihr Wien-Besuch. Österreich war ihre „Wahlheimat“ und wir psychotherapeutisch ihr Fan-Club. Johannes hatte sie im Auto geführt. Sie hatte sich die Keils, Gerhard

Stumm und Peter F. Schmid gewünscht und uns ihr Testament mitgegeben. Der Hauptteil ihrer Erläuterungen war Klienten- und Klientinnen-Geschichten gewidmet, deren Antwort auf ihre Erkrankung.

Fragil und verletzlich, dennoch zäh und unverwundbar, bescheiden und dennoch sich ihres Wertes bewusst!

Liebe Ute, danke!

Deine Lore

Wolfgang W. Keil

Werk und Vermächtnis

Ute Binder ist – vor allem auf Grund ihrer reichen Therapieerfahrung mit schizophrenen, depressiven oder schwer psychosomatisch erkrankten Menschen – eine der größten Expertinnen für Theorie und Praxis der Klientenzentrierten Psychotherapie bei schweren psychischen Störungen.

Ihre große Fähigkeit einer intensiven Zuwendung gerade zu Menschen, die anderen unverständlich sind und die sich selbst nicht verstehen können, ist sicherlich auch in ihrer außergewöhnlichen Lebensgeschichte begründet. Ihre Eltern wanderten 1925 nach China aus, wo ihr Vater sich mit einem Hospital als ein äußerst erfolgreicher Arzt etablierte. Dort wurden ihre drei älteren Geschwister geboren.¹ 1938 ging die Familie zurück nach Deutschland, wo Ute 1939 in Berlin geboren wurde. Nach entsprechenden Erfahrungen mit den Nationalsozialisten (z. B. Verhör des Vaters durch die Gestapo) ging es 1939 zurück durch Russland mit den vier Kindern nach China, wo der Vater wieder eine Klinik aufbaute und Ute den Schulunterricht durch die Mutter erhielt. 1949 mussten sie vor Maos Truppen über italienische Lager nach Deutschland flüchten, wo der Vater 1955 nach langjähriger Krankheit verstarb. Die Mutter fand Arbeit als Locherin in einem Politikforschungs-Institut und konnte so den Lebensunterhalt für die Familie sichern.

Nach dem Abitur studierte Ute am renommierten Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt. In diesem Zeitabschnitt begann Ute ernsthaft mit ihrer künstlerischen Arbeit; sie blieb – mit Unterbrechungen – ihr Leben lang dabei. Aber: So konstant und so genuin und stabil wie die künstlerische Berufs- und Lebensorientierung war für sie das leidenschaftliche Interesse für Psychologie und Psychotherapie. So waren der Wechsel zum Studium der Psychologie in Frankfurt und Köln, die Lehranalyse bei Thea von Beckerath am

Psychotherapeutischen Ausbildungszentrum Köln und die Ausbildung in Klientenzentrierter Psychotherapie nicht nur berufspragmatischen Überlegungen geschuldet, sondern entsprachen Utes Neigungen. Sie war übrigens auch 1970 eine Mitbegründerin der GwG.

Ab 1965 arrangiert Ute neben ihrer Tätigkeit im Markt- und Meinungsforschungs-Institut McCann in Frankfurt mehrere Einzelausstellungen für ihre künstlerische Produktion, wobei es zu einer Zusammenarbeit mit Prof. Gorsen (Kunstgeschichte, Hochschule für bildende Kunst, Wien) kommt. 1967 heiratet sie Johannes Binder. In der Folge entscheidet sie sich zur beruflichen Arbeit als selbstständige Psychotherapeutin und baut nach der Geburt ihres Sohnes Friedrich (1974) zusammen mit ihrem Ehemann ihre psychotherapeutische Gemeinschaftspraxis auf. Es kommt dabei zu einer engen Zusammenarbeit mit Patientenkollektiven, psychiatrischen Nachsorgeeinrichtungen, psychiatrischen und psychosomatischen Krankenabteilungen, niedergelassenen Ärzten und dem Frankfurter Sigmund Freud Institut.

1979/1980 kommt es zu einem einjährigen Reiseaufenthalt mit Familie, Auto und Zelt in den USA, wo sich auch eine Kooperation mit Prof. Suchmann, Universität von Florida, Gainesville, entwickelt.

Neben der Praxisarbeit sind die Binders auch wissenschaftlich und publizistisch sowie an Kongressen und Ausbildungsveranstaltungen tätig. Ute, Johannes und andere zeigen in mehreren Artikeln im GwG-info 26, 27 (1976) und 36 (1979) die Notwendigkeit und Charakteristik von *langfristiger* und tiefgreifender Klientenzentrierter Psychotherapie auf. Damit treten sie der damals von Prof. Tausch geförderten Auffassung von der „Gesprächstherapie“ als einer Art von „förderlichen Gesprächen“ mit maximal 20 Stunden Dauer, mit empirischen, praktischen und theoretischen Argumenten entgegen.

Das erste Buch von Ute und Johannes befasst sich trotz des Titels „Klientenzentrierte Psychotherapie bei schweren psychischen

1 Ingrid Noll, Schwester von Ute, hat ihr kürzlich erschienenen Buch „Ehrenwort“ (Diogenes) Ute gewidmet.

Störungen“ (1979) weniger mit diesen Störungen in einem diagnostischen Sinn, sondern vor allem mit intensiven Seins- und Vorgehensweisen in der Klientenzentrierten Therapie: Personal Power, Commitment, veränderungsorientierte Person, Intensität u. a. m.

Ein unverzichtbarer Klassiker ist das Hauptwerk der Binders, die „Studien zu einer störungsspezifischen Klientenzentrierten Psychotherapie. Schizophrene Ordnung – Psychosomatisches Erleben – Depressives Leiden“ (1991): eine sorgsame Darlegung vieler Dynamiken im Erleben und in der Entstehung von psychischen Störungen, was uns ein mitfühlendes Wissen ermöglicht, ohne welches wir kaum in die Lage kämen, den Betroffenen im Versuch des empathischen Verstehens näher zu kommen.

Das dritte Buch von Ute „Empathieentwicklung und Pathogenese in der Klientenzentrierten Psychotherapie. Überlegungen zu einem systemimmanenten Konzept“ (1994) ist von seiner Entstehung her mit der ÖGWG verbunden. Ute hatte zunächst zu diesem Thema 1992 einen Vortrag in Wien gehalten und wurde in der Folge gebeten, darüber einen Artikel für die damalige Vereinszeitschrift zur Verfügung zu stellen. Der erwünschte Artikel wurde jedoch so ausführlich, dass die ÖGWG ihm ein eigenes dickes Sonderheft von „Personzentriert“ gewidmet hat. Diese Publikation wiederum hat Ute angespornt, dann gleich ein ganzes Buch daraus zu machen.

Basierend auf ihren Studien zur Empathie sowie auf ihrer Arbeit mit Menschen mit schweren psychischen Störungen haben Ute und Johannes ihre Auffassungen von Empathie als einem zentralen Konzept für Entwicklungspsychologie und -pathologie, für Störungsätiologie und Psychotherapie in mehreren Publikationen veröffentlicht. Eine Zusammenfassung bietet „A theoretical approach to empathy“ in dem von Haugh und Merry 2001 bei PCCS-Books herausgebrachten Sammelband „Empathy“. Zu dieser Thematik referierte Ute auch 1994 auf der International Conference of Client-Centered und Experiential Psychotherapy in Gmunden (wobei sie u. a. Rogers' bekannte Therapie mit Mr. Vac kritisch kommentierte), 1995 auf dem Europäischen Kongress der GWG in Aachen, sowie auf dem Jubiläumskongress „Identität – Begegnung – Kooperation. Person-/Klientenzentrierte Psychotherapie und Beratung an der Jahrhundertwende“ 2000 in Salzburg. Der Artikel

„Empathy and Empathy Development with Psychotic Clients“ ist Utes Beitrag in „Person-Centred Therapy – A European Perspective“ (1998).

Konzepte einer Klientenzentrierten Psychotherapie mit Patienten aus dem schizophrenen Formenkreis hat Ute schon auf dem GwG-Kongress 1989 in Leverkusen referiert; eine Zusammenfassung dieser Thematik enthält der gleichnamige Artikel im 1994 erschienenen Sammelband von Renate Hutterer-Krisch über Psychotherapie mit psychotischen Menschen. Im 2007 von Kriz und Sluneko herausgebrachten Sammelband zur Gesprächspsychotherapie ist Ute mit dem Artikel „Psychotisches Leben als psychotherapeutische Herausforderung“ vertreten; dieser Beitrag ist zuvor schon 2004 als „De ontberingen van een psychotisch leven als uitdaging voor de psychotherapie“ erschienen.

Im Herbst 2004 ist Ute zuletzt auf dem Internationalen Kongress „Selbstorganisation“ unserer deutschsprachigen Vereinigungen in Salzburg vertreten gewesen mit der Gegenüberstellung „Störungsspezifische Verstehensprozesse vs. diagnosegeleitete Einstellungen“. Dieser Beitrag wird nun endlich als Artikel im nächsten Heft von PERSON (2011/1) erscheinen.

In den 90er Jahren konnte Ute wieder nachhaltige Kontakte mit China aufnehmen. Sie arbeitete mit am Aufbau einer gemeindenahen Psychiatrie in der Millionenstadt Wuhan, die von H. und R. Klätte initiiert und geleitet wurde; sie beteiligte sich am International Congress on Psychotherapy: Dialogues between East and West in Kunming 2001, sowie am „Advanced Training of the Person-Centered Psychotherapy“ in Nanjing, 2004.

2005 wurde die letzte große Einzelausstellung von Utes Gesamtwerk veranstaltet. Daran schloss sich in unregelmäßigen Abständen der Abdruck einzelner Bilder in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung an.

Anfang 2007 wurde die schreckliche Diagnose Krebs gestellt. Trotz der schweren Krankheit konnte Ute bis zum Tod noch ihrer geliebten Arbeit nachgehen. Es war für die Patienten wie für Ute eine sehr wichtige gemeinsame Zeit. Sehr berührend war ein letzter kollegialer Besuch von Ute im Juli 2009 in Wien. Sie ist verstorben am 25. Februar 2010.

Bibliografie (in chronologischer Reihenfolge)

Binder, U. & Binder H. J. (1976). Überlegungen zur Frage von Psychotherapiedauer. *GwG-info*, 26, 21–23.

Binder, H. J., Binder, U., Kratzsch, S. & Schmalzried, L. (1976). Kritik an der Bestimmung der klientenzentrierten Gesprächspsychotherapie durch das formale Kriterium Psychotherapiedauer. *GwG-info*, 27, 23–30.

Binder, U. & Binder, J. (1979/1994). *Klientenzentrierte Psychotherapie bei schweren psychischen Störungen. Neue Handlungs- und Therapiekonzepte zur Veränderung*. Frankfurt: Fachbuchhandlung für Psychologie ¹1979; Eschborn: Klotz ²1994.

Binder, H. J., Binder, U., Kratzsch, S. & Schmalzried, L. (1979). Behandlungsdauer bei Klientenzentrierter Psychotherapie: Eine kritische Analyse. *GwG-info*, 36, 1–21.

Binder, U. (1982). *Kongressbericht: Psychopathologie und Kunst*. München.

Binder, U. (1990). Einige Thesen zur personenzentrierten Psychotherapie von Schizophrenen. In G. Meyer-Cording & G. W. Speierer (Hrsg.), *Gesundheit und Krankheit. Theorie, Forschung und Praxis der klientenzentrierten Gesprächspsychotherapie heute* (S. 163–182). Köln: GwG.

- Binder, U. & Binder, J. (1991). *Studien zu einer störungsspezifischen klientenzentrierten Psychotherapie: Schizophrene Ordnung, psychosomatisches Erleben, depressives Leiden*. Eschborn: Klotz.
- Binder, U. & Binder, J. (1992). Überlegungen zum störungsspezifischen Umgang im Bereich der psychosozialen Versorgung am Beispiel von Schizophrenen, neurotischen Depressionen und passiv-aggressivem Verhalten. In U. Straumann (Hrsg.), *Beratung und Krisenintervention. Materialien zu theoretischem Wissen im interdisziplinären Bezug* (S. 115–130). Köln: GwG.
- Binder, U. (1993). Empathieentwicklung und Pathogenese in der Klientenzentrierten Psychotherapie. *Personzentriert*, 2, 5–135.
- Binder, U. (1994). *Empathieentwicklung und Pathogenese in der Klientenzentrierten Psychotherapie*. Eschborn: Klotz.
- Binder, U. (1994). *Statement concerning Mr. Vac's therapy*. Unveröff. Manuskript.
- Binder, U. (1995). Zum Jubiläum der GwG: Zehn Vertreter des Personzentrierten Ansatzes äußern sich zu unsrer gemeinsamen Methode. *GwG-Zeitschrift*, 26, 100, 27.
- Binder, U. (1996). Die Bedeutung des motivationalen Aspekts von Empathie und kognitiver sozialer Perspektivenübernahme in der Personzentrierten Psychotherapie. In R. Hutterer, G. Pawlowsky, P. F. Schmid & R. Stipsits (Eds.), *Client-centered and experiential psychotherapy. A paradigm in motion*. (pp. 347–362). Frankfurt/M.: Lang.
- Binder, U. (1996). Empathie und kognitive soziale Perspektivenübernahme. In Chr. Frielingsdorf-Appelt, H. Pabst & G.-W. Speierer (Hrsg.), *Gesprächspsychotherapie: Theorie, Krankenbehandlung, Forschung* (S. 131–143). GwG: Köln.
- Binder, U. (1998). **Empathy and empathy development with psychotic clients**. In B. Thorne & E. Lambers (Eds.), *Person-centred therapy. A European perspective* (pp. 216–230). London: Sage.
- Binder, U. (1999). Empathie en empathieontwikkeling met betrekking tot vroege stoornissen. *Tijdschrift Cliëntgerichte Psychotherapie*, 37, 4, 266–278.
- Binder, U. & Binder, J. (2001). A theoretical approach to empathy. In S. Haugh & T. Merry (Eds.), *Rogers' therapeutic conditions: Evolution, theory and practice. Vol. 2: Empathy* (pp. 163–180). Ross-on-Wye: PCCS Books.
- Binder, U. (2002). Empathie in Bezug auf die Behandlung von Menschen mit schweren Störungen. In C. Iseli, W. W. Keil, L. Korbei, N. Nemeskeri, S. Rasch-Owald, P. F. Schmid & P. Wacker (Hrsg.), *Identität – Begegnung – Kooperation. Person-/Klientenzentrierte Psychotherapie und Beratung an der Jahrhundertwende* (S. 299–320). Köln: GwG.
- Binder, U. & Binder, J. (2003). Empathie. In G. Stumm, J. Wiltschko & W. W. Keil (Hrsg.), *Grundbegriffe der Personzentrierten und Focusing-orientierten Psychotherapie und Beratung* (S. 82–86). Stuttgart: Pfeiffer bei Klett-Cotta.
- Binder, U. (2004). De ontberingen van een psychotisch leven als uitdaging voor de psychotherapie. *Tijdschrift Cliëntgerichte Psychotherapie*, 42, 2, 99–117.
- Binder, U. (2007). Psychotisches Leben als psychotherapeutische Herausforderung. In J. Kriz & T. Slunecko (Hrsg.), *Gesprächspsychotherapie. Die therapeutische Vielfalt des personzentrierten Ansatzes* (S. 255–268). Wien: Facultas/UTB.
- Binder, U. (in Vorb., 2011). Störungsspezifische Verstehensprozesse vs. diagnosegeleitete Einstellungen. *PERSON*, 15, 1.

Rezensionen*

Norbert Groddeck

Howard Kirschenbaum: *The Life and Work of Carl Rogers.*

Ross-on-Wye, UK: PCCS Books, 2007. 722 Seiten, ISBN 978 1 898 05993 6, € 36,99/Sfr. 46,55 bzw. Alexandria, VA, USA: American Counseling Association, 2009. ISBN 978-1-1-556-0291-9, \$ 69,95

Howard Kirschenbaum, ein sehr intimer und profunder Kenner der personenzentrierten Szene um Carl Rogers, hat bereits 1979, also noch zu Lebzeiten von Carl Rogers, eine von diesem autorisierte Biografie „On becoming Carl Rogers“ vorgelegt. Knapp dreißig Jahre später hat der Autor eine sehr weitgehend überarbeitete (und nicht nur ergänzte und erweiterte) Biografie von Carl Rogers veröffentlicht. Die Arbeit an diesem Thema hat ihn augenscheinlich bis heute nicht losgelassen.

„Hast Du nicht schon in den 70er Jahren über Rogers geschrieben?“, wurde er gefragt, als er 2005 wieder an diesem Komplex arbeitete. „Ja, ... aber“, konnte er nur antworten. „Es gibt heute viele gute Gründe, diesen Job erneut in Angriff zu nehmen!“ Und in der Tat, der Aufwand hat sich in jeder Hinsicht gelohnt! Das Werk, das er nun, sozusagen im zweiten Anlauf, vorgelegt hat, ist deutlich profunder, souveräner, wissenschaftlich besser durchgearbeitet und zeigt ein sehr viel reicheres Porträt von Carl Rogers, als dies 1979 möglich war.

Als wissenschaftlicher Autor auf dem Gebiet der Erwachsenenbildung und als zeitgenössischer Biograf von Carl Rogers zogen ihn die Arbeiten von Rogers, gerade auch nach dessen Ableben, immer tiefer in die Auseinandersetzung mit der von Rogers inspirierten personenzentrierten Bewegung hinein. Als Hochschullehrer hat er zwar eine eigene Karriere in einem separaten Feld gemacht, aber so wie Rogers auch immer wieder grenzüberschreitend zu den Themengebieten Erziehung und Lernen gearbeitet hat, war Howard Kirschenbaum als Pädagoge nicht nur Zaungast in vielen von Carls Encounter-Gruppen und Pädagogik-Projekten. Nach Rogers' Tod ist er einer derer geworden, die sehr viel dafür getan haben, dessen Arbeiten in der Öffentlichkeit lebendig zu erhalten. So gab er 1989 zusammen mit Valerie Henderson zwei materialreiche Bände zum Schaffen von Carl Rogers heraus. In Suhd (1995) publizierte er eine weitere biografische Studie über Rogers, acht Jahre nach dessen Tod. 2004 erschien dann ein kürzerer Beitrag, der in übersetzter Form bereits in Heft 1/2002 in „PERSON“ abgedruckt wurde.

In all diesen Aktivitäten ist der Wunsch spürbar, die Arbeit von Rogers und seine Bedeutung für Beratung, Erziehung und Psychotherapie auch über seinen Tod hinaus zu würdigen und lebendig zu erhalten. Leider sind diese Arbeiten, bis auf den Aufsatz von 2002, nicht in deutscher Sprache erhältlich, obwohl sich eine Übersetzung sicherlich auch heute noch lohnen würde. Dies weist auf ein Problem der Rogers-Rezeption im deutschsprachigen Raum hin, die offenkundig von vielen Missverständnissen geprägt ist.

Die erste Biografie schrieb Kirschenbaum als junger Promotionsstudent. Er war Mitte Zwanzig und hatte Rogers, der damals etwa 68 Jahre alt war, Anfang der 1970er Jahre ein solches Buchprojekt vorgeschlagen. Rogers willigte ein und hat diese Arbeit dann mit Rat und Tat unterstützt. Er hat viele biografische und wissenschaftliche Unterlagen bereitgestellt, ist zusammen mit seiner Frau Helen für Interviews zur Verfügung gestanden, hat Kontakte zu Familienangehörigen vermittelt, und seine Frau Helen hatte ihm sogar Einblicke in beider Liebesbriefe aus der Verlobungszeit gegeben. Zum Abschluss haben beide das Manuskript gegengelesen und viele Details in der Schlussredaktion korrigiert. Kein Zweifel, so bescheiden Rogers oft auftrat und wirkte, er war sehr daran interessiert, dass eine Biografie über ihn und sein Werk erscheinen sollte.

Heute können wir es besser einordnen: Es war in der Zeit, als Rogers, der wissenschaftlich anerkannte und erfolgreiche Psychologe, die Hochschule und das Feld der Psychotherapieforschung bereits hinter sich gelassen hatte, um nach einer turbulenten und auch frustrierend krisenhaften Zeit mit dem „Schizophrenen-Projekt“ in Wisconsin einen neuen Lebensabschnitt zu beginnen und sich sozusagen unter das Fußvolk der damals allgegenwärtigen „1968er Aufbruchsbewegung“ zu mischen und in Encounter-Gruppen mit sich selbst als Person und mit der Energie der Selbsterfahrungsgruppen zu experimentieren.

Mit seinen Büchern aus dieser Zeit: „Lernen in Freiheit“ (1969) und „Carl Rogers: Über Encountergruppen“ (1970), auch mit dem

* Beabsichtigte Rezensionen sollten mit einem verantwortlichen Redakteur besprochen werden; Detailinformationen zu Rezensionen siehe hintere innere Umschlagseite (U 3)

Buch über Ehe und Partnerschaft von 1972, hatte Rogers sich in dieser Zeit relativ rasch wiederum als Frontmann der humanistischen Bewegung profiliert und war auf dem besten Wege, wie Ehefrau Helen damals spöttisch bemerkte, sich zum Guru zu entwickeln – was Rogers natürlich bestritt, was aber in dieser Zeit beginnend, später dann für zunehmende Spannungen im Eheleben von beiden sorgen sollte. Das konnten erst spätere Veröffentlichungen deutlich machen.

Es ist leicht einzusehen, dass Howard Kirschenbaum, damals unter den Rahmenbedingungen von 1971–1979, nur eine eher affirmative Arbeit vorlegen konnte, die von dem Bemühen getragen war, die Entwicklung von Carl Rogers, von seinen ersten prägenden Erfahrungen bis hin zu selbstständigen wissenschaftlichen Gedanken zur Beratungspraxis in Theorie und Forschung, nachzuvollziehen und den letzten Stand der Dinge einem breiteren Publikum zusammenfassend vorzustellen.

Rogers selbst hatte sich ja bereits 1961 in seinem Bestseller „On becoming a person“ unter anderem unter dem Titel „This is me“ autobiografisch mitgeteilt und in allen seinen Schriften stets einen persönlichen Schreibstil favorisiert und von seinen Erfahrungen als „Person im Werden“ gesprochen. Trotzdem erfuhr man natürlich in Kirschenbaums Biografie von 1979 deutlich Konkretes über Kindheit, Jugend, Studium und die ersten Berufsjahre von Rogers, von seinem Kampf mit der eigenen Zunft, der akademischen Psychologie, von seinen ersten Erfolgen, die er als Universitätsprofessor an der Ohio State University mit dem ersten Aufbaustudiengang für Beratung und Psychotherapie feiern konnte, von seinen späteren Arbeiten zur „Client-Centered Psychotherapy“ an der Universität in Chicago, die ihn damals sozusagen zur Speerspitze der psychologischen Psychotherapieforschung machten, und auch von seinen enttäuschenden und frustrierenden Jahren in Wisconsin mit dem „Schizophrenen-Projekt“. Die Biografie von 1979 schildert den fulminanten Aufstieg eines Außenseiters und Underdogs auf den Gebieten der Psychologie, der Psychotherapie und der Psychotherapieforschung, der von zahlreichen Preisen, Ehrungen und Auszeichnungen flankiert wurde. Sie schildert auch die Entwicklung, Veränderung und Vertiefung des Beratungskonzepts vom nicht-direktiven Standpunkt um 1940 zur klient-zentrierten Psychotherapie 1950 und von dort dessen Erweiterung zum Personzentrierten Ansatz (um 1960).

Das Buch von 1979 war mit 21 Schwarz-Weiß-Fotos angereichert, die zumeist aus dem Familienalbum von Carl Rogers selbst stammten. Wir erfahren in dem damaligen Text zwar einiges Private über Carls Kindheit, Jugend- und Collegezeit, seine Familiengründung und Berufswahl, aber dieses Material zeichnete eigentlich nur das Bild von Carl nach, das man aus den autobiografischen Texten, die Rogers auch damals schon publiziert hatte, kannte: Carl Rogers, das Vorbild des akzeptierenden Zuhörers, der Vorkämpfer für die Selbstständigkeit und die Selbstbestimmung des Klienten in Beratung und Therapie und der Promotor von egalitären demokratischen und humanistischen Wertorientierungen.

In dieser meiner Zusammenfassung wird bereits deutlich, was dieser ersten Biografie von 1979 fehlte und weshalb Howard Kirschenbaum dieses Feld noch einmal beackern musste: Die erste Biografie war zwar von Rogers autorisiert, aber zu Lebzeiten und unter Mitarbeit von Carl Rogers geschrieben worden. Mindestens acht Jahre seiner Lebenszeit und seines noch vor ihm liegenden Werks konnten noch nicht dokumentiert sein, aber es fehlte vor allem auch ein eigenständiger Zugang des Autors zu Quellen und Materialien, die erst nach dem Tod von Rogers freigegeben und zugänglich gemacht wurden. Das betraf die privaten Tagebuchaufzeichnungen, die Rogers bis dahin, trotz aller Offenheit, verständlicherweise zurückgehalten hatte. Das betraf seine Arbeit Ende der 1950er Jahre für die CIA und es betraf auch die letzten Jahre seiner Ehe mit Helen und seine Versuche und Bemühungen um außereheliche Liebesbeziehungen. Es betraf die personenzentrierte Friedensarbeit, die Carl Rogers mit seinem „Peace-Project“ erst im Alter startete, und es betraf seine unverwirklichte spirituelle Suche, sein Flirt mit der New-Age-Philosophie und der neu aufkommenden transpersonalen Bewusstseinsforschung.

Alles dies ist nun mit Abstand von dreißig Jahren in der neuen Biografie von 2007 akribisch aufgearbeitet, ausführlich beschrieben, sorgfältig recherchiert und mit umfangreichem Quellenstudium belegt. Howard Kirschenbaum schildert in seiner neuen Biografie ausführlich auch die Schattenseiten der Galionsfigur der personenzentrierten Bewegung und der Humanistischen Psychologie:

- Seine Krise, in die er als Therapeut und als Person geriet, als er der eigenen nicht-direktiven Dogmatik folgend, Ende der 1940er Jahre in eine psychotische Episode abglitt.
- Seine Mitarbeit als renommierter amerikanischer Psychologe an dem CIA-Projekt MKULTRA, zur Beeinflussung und Kontrolle menschlichen Verhaltens.
- Die „Führungskrise“ im „Schizophrenen-Projekt“ und die Probleme mit der Wisconsin-Studie.
- Die Alterskrise seiner Ehe mit Helen und die Trennung und Auflösung der Beziehung von beiden.
- Seine verzweifelten Bemühungen um eine außereheliche Liebesbeziehung.
- Sein Alkoholproblem (oder das Alkoholproblem von Helen und Carl?), ein Thema, das ihn sehr lange begleitete, das aber selbst im engsten Freundeskreis und von der kollegialen Öffentlichkeit nicht bemerkt wurde.
- Seine irgendwie unfertige und unbeholfene spirituelle Suche.
- Seine erfolgreichen und seine gescheiterten Projekte in der personenzentrierten Friedensarbeit.
- Seine Bemühungen in seinen letzten Lebensjahren, offene und befriedigende Beziehungen mit verschiedenen Frauen zu leben.

Das Bild, das sich abzeichnet, ist menschlicher; gleichwohl gewiss auch irritierend für Anhänger, die Rogers kritiklos als Vorbild

verehrten und vor denen er zeitlebens auf der Flucht war. Die kritische Biografie, die David Cohen 1997 publizierte, war eine etwas zu sensationslüsterne Darstellung der Schattenseiten von Rogers, von einem Autor, der zwar nicht in einer persönlichen Beziehung zu Rogers stand, der aber offenbar dennoch eine Rechnung mit ihm offen hatte. In der Beschreibung von Kirschenbaum, der über die Jahre fast zu einem Mitstreiter und Weggefährten geworden ist, liest sich die Auseinandersetzung mit Rogers' Schattenseiten so:

„Es ist, als ob es zwei Carl Rogers gegeben hat. Tagsüber und abends, wenn er im Kontakt mit Menschen war, ging er völlig in seiner Arbeit und in den Beziehungen mit den Menschen auf. Ja, in seiner Arbeit war er wohl effektiver als jemals zuvor – als Therapeut, Gruppenleiter, inspirierender Redner, glänzender Schriftsteller. In seinen persönlichen Beziehungen ebenso: Er hatte viele bereichernde Freundschaften mit Kollegen und anderen Menschen, tiefe intensive und übermütige Freundschaften. In seinen Liebesbeziehungen genießt er die Intimität, Sinnlichkeit, Sexualität und Romantik intensiv wie nie. Mit seinen Kindern und Enkelkindern lebt er in einer bereichernden und offenen Verbindung. Es sieht nach außen hin alles so aus, als habe er alles, was er braucht. Nur wenn er alleine ist, dann erscheint ein anderer Carl Rogers – brütend, grüblerisch, ängstlich, manchmal depressiv, gelegentlich bitter und einsam.“ Howard Kirschenbaum fragt sich: „Wie ist solch dramatischer Stimmungswandel zu erklären?“ (p. 475, übers. N. G.).

Kirschenbaum geht alle psychologischen Erklärungsmuster durch, die in der Biografie bisher schon eine Rolle gespielt haben, um eine nachvollziehbare Einsicht in dieses bestürzende Phänomen zu ermöglichen. Letztlich landet er doch wieder bei der Feststellung:

„Und so, in gewissem Sinne, waren da tatsächlich zwei Carl Rogers präsent. Einer war der Rogers, den die Welt durch seine beruflichen Leistungen kannte, mit seinem ihn unverwechselbar auszeichnenden ‚way of life‘ – eine bemerkenswert konsistente Person, die mit ihren beruflichen Werten, ihrer Philosophie und Überzeugung und der personzentrierten Betrachtungsweise von zwischenmenschlichen Beziehungen, mit ihrem Leben und Werk selbst Zeugnis und Beispiel für die Philosophie der ‚fully functioning person‘ abgibt, die genau so wie andere prominente Psychologen in der Vergangenheit mit ihrem Leben und Werk ein kongruentes Modell ihrer Lehre verkörperte. Der andere Carl Rogers war geheim und ihn kannten nur ein paar ganz wenige Menschen (auch ich nicht, solange er lebte), ein Mensch, der nicht in Frieden mit sich selbst war, der an einem Alkoholproblem litt, der von Liebe umgeben war und dennoch innerlich tief einsam blieb.“ (p. 476f., übers. N. G.).

Aber natürlich war Rogers tatsächlich eine Person und nicht zwei. „Wie jeder von uns“, so schreibt der Autor, „beinhaltete auch

seine Person miteinander konfligierende und sich widersprechende Bedürfnisse und Bestrebungen. Mit seinem öffentlichen Ruhm, sowohl mit dem für seine berufliche Rolle als auch mit dem für seine persönliche und menschliche Größe, wuchsen beide idealisierten Bilder mit übermenschlichen Erwartungen an ihn selbst weit über das hinaus, was Carl innerseelisch integrieren und als Person leisten konnte, und es entwickelte sich ein Drama, das Carl die ganzen Jahre begleitet und gequält hat und das auch die ihm nahe stehenden Personen schmerzlich berührte.“ (p. 477, übers. N. G.).

Auf über 700 Seiten hat Kirschenbaum eine material- und anekdotenreiche, umfassende Studie vorgelegt, die kapitelweise der chronologischen Gliederung und den Stationen des Lebensweges von Rogers folgt, ebenso wie in der ersten Biografie von 1979. Er schreibt über Kindheit und Jugend auf der Farm, die Jahre in New York, die Ohio Jahre, die Chicago Jahre, die Wisconsin Jahre, die Jahre in Kalifornien. Dieses Buch ist mit neuem Fotomaterial aus den Jahren 1974–1986 angereichert. Es schließt mit einem bilanzierenden Kapitel „Rogers' Erbe – der Einfluss des Personzentrierten Ansatzes bis heute“.

Ich habe das Buch mit Interesse und Gewinn gelesen. Es hat das Bild, das ich mir von Rogers in meinen eigenen Studien (2002) machen konnte, bestätigt. Gleichwohl findet sich in diesem Buch eine Fülle an Materialien, Anekdoten, Detailkenntnissen und Insiderwissen, die über meine Arbeiten hinausgehen und die mich sehr beeindruckt haben.

Quellen:

- Cohen, D. (1997). *Carl Rogers. A critical biography*. London: Constable.
- Groddeck, N. (2002). *Carl Rogers. Wegbereiter der modernen Psychotherapie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Kirschenbaum, H. (1995). Carl Rogers. In M. Suhd (Ed.), *Carl Rogers and other notables he influenced* (pp. 1–90). Palo Alto, CA: Science and Behavior Books.
- Kirschenbaum, H. (2002). Carl Rogers' Leben und Werk: Eine Einschätzung zum 100. Jahrestag seines Geburtstags. *Person, 6*, 1, 5–15.
- Kirschenbaum H. (2003). *Carl Rogers and the Person-Centered Approach*. DVD 60', mit Fotos, Filmausschnitten und Kommentar. Alexandria, VA: ACA.
- Kirschenbaum, H. (2004). Carl Rogers' life and work. An assessment on the 100th anniversary of his birth. *Journal of Counseling and Development, 82*, 1, 116–125.
- Kirschenbaum, H. & Henderson, V. (Eds.) (1989). *The Carl Rogers Reader*. Boston: Houghton Mifflin.
- Kirschenbaum, H. & Henderson, V. (Eds.) (1989). *Carl Rogers: Dialogues*. Boston: Houghton Mifflin.

Gerhard Stumm

Brian E. Levitt (Ed.): Reflections on Human Potential. Bridging the person-centered approach and positive psychology.

Ross-on-Wye: PCCS Books, 2008. 248 Seiten, ISBN 978-1-898059-96-7, € 24,99 / Sfr. 35,50.

In diesem Buch hat der Herausgeber, ein in Kanada lebender US-Psychologe und personenzentrierter Berater klassisch klientenzentrierter Prägung¹, achtzehn Beiträge versammelt, die zum größten Teil aus der Feder von namhaften Repräsentanten des Personenzentrierten Ansatzes (PZA) stammen. Sie nehmen in ihrer Vielfalt und Buntheit ausnahmslos Bezug auf grundlegende menschliche Potenziale und damit zumeist auch explizit auf das Konzept der Aktualisierungstendenz (AT).

Die fünf Abschnitte des Buches sind umrankt von einem kurzen Vorwort und einem Nachwort des Herausgebers sowie einem einleitenden Artikel, in dem Verbindungen zwischen PZA und Positiver Psychologie aufgezeigt werden. Im ersten Abschnitt sind drei wichtige Texte zur AT abgedruckt (Rogers, 1963; Bozarth & Brodley, 1991; Merry, 2003). Abschnitt 2 ist der Beachtung des menschlichen Potenzials in gegenwärtigen personenzentrierten Arbeiten gewidmet, Abschnitt 3 der Verbindung von Gesundheit und menschlichem Potenzial, Abschnitt 4 zwei Randgruppen, nämlich armen brasilianischen Kindern und sexuellen Minderheiten, und Abschnitt 5 besteht aus drei persönlichen Essays.

Während der Haupttitel die Linie des Buches recht zutreffend charakterisiert – in den allermeisten Fällen fokussieren die Autorinnen und Autoren auf das menschliche Potenzial –, bleibt der Bezug zur Positiven Psychologie außer in der erwähnten Einführung, in einem Exkurs in Tudors erster Arbeit und im Nachwort marginal. Eine systematische Bezugnahme auf dieses neue Paradigma in der Psychologie bietet die Publikation nicht.

Zu den einzelnen Beiträgen: *Joseph & Patterson* weisen in ihrer Einführung darauf hin, dass der PZA in seiner Abkehr vom medizinischen Modell und – ganz im Sinne der Humanistischen Psychologie – mit der Betonung von Potenzialen und des Wachstumsaspekts als eine Art Vorreiter der Bewegung der Positiven Psychologie anzusehen ist, wie sie von Seligman an der Schwelle zum neuen Jahrtausend ins Leben gerufen wurde. Was im Konzept der AT zum Ausdruck gebracht wurde, könne durchaus als eine metatheoretische Perspektive für die Positive Psychologie gelten. Bemerkenswerte Parallelen zwischen PZA und der Theorie der ‚self-determination‘ werden aufgezeigt. Umgekehrt, so die Autoren, könne die personenzentrierte ‚community‘ über die Positive Psychologie wieder stärker an den Diskurs in der akademischen

Psychologie und die internationale Forschung Anschluss finden.

Rogers‘ Artikel aus dem Jahre 1963, ein Beitrag in einem Tagungsband, war bislang nur schwer zugänglich. So gesehen ist seine Veröffentlichung in diesem Buch ein Verdienst. Zugleich sei relativierend darauf hingewiesen, dass der Text über weite Strecken dem Kap. 11 („Eine politische Basis: Die Selbstverwirklichungstendenz“) aus seinem Buch „Die Kraft des Guten“ gleicht. Inhaltlich ist das Besondere an diesem Text, dass Rogers darin die AT im Gegensatz zu früheren Schriften von ihm als eine einheitliche, übergeordnete organismische Tendenz postuliert, wobei soziale Einflüsse („conditions of worth“) zu einer Inkongruenz von Selbst und organismischem Erleben führen können.

Damit hat Rogers selbst dazu beigetragen, dass Aktualisierung vielfach nur in seiner Bedeutung von Entfaltung (und nicht auch von Erhaltung) verstanden wurde. *Merry* befasst sich denn auch in einem brillanten Artikel („The actualisation conundrum“²) mit dem häufig anzutreffenden, scheinbar logischen Widerspruch, dass der Organismus als System in die eine und das Selbst als ein Subsystem in eine andere Richtung tendieren bzw. dass es zu einer Dissoziation von Aktualisierungstendenz und Selbstaktualisierungstendenz komme. *Merry* erkennt die Unhaltbarkeit solcher Aussagen und verweist – analog zu Höger, Biermann-Ratjen, Eckert und Kriz in einer Reihe von Publikationen – darauf, dass es die entfaltenden und erhaltenden Tendenzen sind, die in einer Spannung zueinander stehen. Der Organismus ist zwar grundsätzlich (biologisch) auf Entfaltung seiner Potenziale angelegt, aber zugleich auf seine Erhaltung bzw. Absicherung seiner Strukturen, u. a. durch die entsprechende Aktualisierung des Subsystems „Selbstkonzept“. Damit löst sich das Rätsel. „The fact that the actualisation of any particular potential becomes inhibited because of environmental circumstances is itself motivated by the actualising tendency ... the inhibition itself is a manifestation of actualisation because actualisation fulfils self-defence potentials as well as self-enhancing ones“ (p. 54).

Bozarth & Brodley sehen in ihrem Artikel die AT als ein funktionales Konzept, das impliziert, Vertrauen in den Klienten zu haben, dass er sich in einem personenzentrierten Beziehungsklima konstruktiv weiterbewegen wird. In einer kompakten Aufstellung (pp. 35–37) führen sie Charakteristika der AT aus, u. a.: universell, holistisch, konstant, allgegenwärtig, gerichtet (autonom und sozial), erschütterbar durch äußere Umstände. Außerdem gehen sie der Beziehung der AT zum Konzept der ‚fully functioning person‘ nach, indem sie

1 siehe auch sein Statement zur Aktualisierungstendenz im vorliegenden Heft sowie Levitt, B. E. (Ed.) (2005). *Embracing Non-directivity: Reassessing person-centered theory and practice in the 21st century*. Ross-on-Wye: PCCS Books.

2 conundrum = Rätsel

dessen prozessuales Wesen und die Unterschiede zum Aktualisierungsbegriff bei Maslow unterstreichen. So wertvoll der Beitrag auch ist, ich möchte hier noch auf jenen von Brodley hinweisen, der – wie sie auch selbst meinte – die AT noch tiefschürfender erhellte, aber leider nicht in diesen Band aufgenommen wurde: The actualizing tendency concept in client-centered theory. *The Person-Centered Journal*, 6, 2, 108–120.

In seinem eigenen Fachbeitrag zur Thematik erkennt *Levitt* der AT den Status eines Mythos bzw. einer Leitidee zu, weder wahr noch falsch. Sie sei nur dann nützlich, wenn sie den ‚non-directive path‘ und das Recht von Klienten auf Selbstbestimmung unterstütze. Ob das Konstrukt haltbar sei, ist für den Autor nicht wichtig. Hingegen sei entscheidend, dass das Konstrukt die Ausrichtung in der therapeutischen Beziehung dergestalt fördere, dass von Helfern das Potenzial von Klienten und deren Fähigkeit zur Selbststeuerung unterstützt werde.

Tudor hat zwei lehrreiche Texte beige-steuert. In einem hält er u. a. ein Plädoyer dafür, die Aktualisierungstendenz als Hauptwort (wie ein Ding) durch das Zeitwort zu ersetzen, nämlich dass der Organismus dazu tendiert zu aktualisieren (Betonung von Prozessen). Im zweiten weist er mit Bezug auf Angyal, auf den sich auch Rogers bezogen hat, nach, dass Rogers – wohl in seiner Aversion gegenüber Fremdbestimmung (Heteronomie) – bei aller Betonung von Beziehungsfaktoren das Streben nach Autonomie einseitig über das Streben nach Homonomie (harmonischer Verbundenheit) gestellt hat.

Aus einer dialogischen Perspektive akzentuiert *Schmid*, dass Aktualisierung letztlich immer eine Co-Aktualisierung ist, dass diese von der Beziehung zu und mit anderen abhängt: ‚we are not only in relationships but we are relationships‘ (p. 86). Personalisierung (als spezifische Aktualisierung) stamme nicht nur aus dem Inneren des Individuums, sondern sei auch ein soziales Konstrukt: ‚the process of actualization is a substantial-relational process‘ (p. 93).

Eine ausgezeichnete Einführung in die Theorie der „Selbstheilung“ von Klienten gibt *Bohart*. Im Kontrast zu expertenorientierten Ansätzen befinde sich der PZA in guter Gesellschaft mit Befunden, die nahelegen, dass es die Klienten selbst sind, die Veränderungen herbeiführen, sofern sie Erfahrungen von Sicherheit und Wohlwollen in bedeutsamen Beziehungen machen können (‚change as a by-product of an encounter‘). Für Bohart kommt es in weiterer Folge auf eine offene ganzheitliche (nicht nur kognitive) Haltung des Klienten an, die dafür verantwortlich zeichne: ‚like the open attention of a child‘ (p. 180). Sie fördere in ihrer unbewussten (zugleich körperlich-erlebensnahen) Qualität Kreativität, Intuition und Wandel im Lebensalltag (‚Life is the ultimate therapist‘).

Bozarth & Wang betrachten die Kongruenz des Psychotherapeuten als Ausdruck und Hauptfaktor des Aktualisierungsprozesses:

‚therapist congruence facilitates client congruence‘ (p. 112). Unbedingte positive Beachtung und empathisches Verstehen sind für Bozarth implizite Charakteristika von Kongruenz, wobei die unbedingte positive Beachtung der heilsame Faktor des Ansatzes sei. *Cornelius-White und Kriz* explorieren die formative Tendenz, von Rogers als über den biologischen Bereich hinausgehendes Prinzip aufgefasst, unter dem (systemischen) Blickwinkel von Selbstorganisation, Emergenz, Phasenübergang und Kontextbedingungen. *Zucconi* kritisiert in seinem politischen Statement diskriminierende Tendenzen des medizinischen Modells und stellt diesem ein holistisch-systemisches gegenüber. Gesundheit ist für ihn wie Krankheit ein soziales Konstrukt und abhängig von vorherrschenden Werten. Statt Expertentum sei Förderung von Ermächtigung gefragt. Ähnlich *Wolter-Gustafon*: Sie fordert einen auch in Bezug auf Gesundheit und Krankheit, auf Körper und Psyche, non-dualistischen (ganzheitlichen) und nicht-direktiven Ansatz. Der Bericht von *Freire et al.* über spieltherapeutische Angebote für schwer vernachlässigte Kinder mit Gewalterfahrungen in Porto Alegre in Brasilien sowie die Arbeit mit sexuellen Minderheiten (Schwule, Lesben und Bisexuelle) von *Mejia* in Tijuana, Mexiko, sind Exempel für die Herausforderung, auch angesichts äußerst ungünstiger bzw. diskriminierender Einflüsse fundamentale Potenziale und Resilienzen sowie die je individuelle Aktualisierung, so sehr sie auch durch die (homophobe) Mehrheitskultur unterdrückt wird, nicht aus den Augen zu verlieren.

Persönliche Erfahrungen schlagen sich in den drei abschließenden Berichten nieder: *Moon* erinnert sich an ihre Kindheit sowie an ihre Arbeit als Beraterin von Kindern in Schulen. Und sie rasoniert: ‚the actualizing tendency hypothesis is not the first premise of my work ... I justify client-centered therapy by its ethical rightness in accepting and sheltering each individual intrinsically worthy and entitled to self-determination ... In fact my trust in the client is founded upon my respect for a person’s right to be free and to self-determine‘ (p. 204). Dieses Credo deckt sich weitgehend mit dem des Herausgebers. Der Partner des Herausgebers, *Nera*, ein Musiker, führt aus, wie er sich allmählich von den Bewertungen seiner Lehrer frei machen musste, um seiner organismischen Bewertung zu vertrauen. *Prouty* schließlich zieht die letzten Wochen seines Freundes Eugen Southwell als nachahmenswertes Beispiel heran (‚he taught me how to die‘, p. 226), wie sich das Sterben als eine letzte Aktualisierung begreifen lässt: ‚In facing death, the organism is still alive‘. In Anlehnung an Tillichs ‚courage to be‘ wird der Mut zum Nicht-Sein zu einer letzten Manifestation des existenziellen Selbst: ‚Self-actualization is seen in the courageous act of affirming the self in the face of death‘ (p. 226). Nur wenige Jahre später sollte Garry Prouty, der Begründer der Prä-Therapie, seinem Freund folgen.

Diether Höger

Frank-M. Staemmler: Das Geheimnis des Anderen – Empathie in der Psychotherapie. Wie Therapeuten und Klienten einander verstehen.

Stuttgart: Klett-Cotta, 2009. 320 Seiten, ISBN 978-3-608-94503-4, € 32,90 / Sfr. 54,-.

Der Untertitel macht neugierig: Ihm zufolge geht es in diesem Buch nicht nur darum, wie Psychotherapeuten ihre Klienten empathisch verstehen, sondern ebenso um die Gegenrichtung, nämlich auch wie Klienten ihre Psychotherapeuten verstehen. Wer in Personzentrierter Psychotherapie gut ausgebildet ist, kennt nicht nur die fünfte der von Rogers formulierten Bedingungen für therapeutische Veränderungen („Der Therapeut *erfährt empathisch den inneren Bezugsrahmen* des Klienten“) sondern auch die sechste („Der Klient nimmt zumindest in geringerem Ausmaße ... die *bedingungslose positive Beachtung* des Therapeuten ihm gegenüber wahr und das *empathische Verstehen* des Therapeuten“)¹. Ihm ist also die Notwendigkeit des *wechselseitigen* Verstehens im therapeutischen Prozess vertraut. Doch hat Rogers wie so oft auch diesen Aspekt eher allgemein formuliert und kaum im Detail näher ausgeführt. Und so erwarten wir in diesem Buch eine explizite und detaillierte Untersuchung auch über die in der Formulierung von Rogers eher implizit enthaltene Empathie des Klienten im therapeutischen Prozess.

Um es gleich vorwegzusagen: Das Buch erfüllt diese Erwartung nur bedingt und hinterlässt einen ambivalenten Eindruck. Positiv an ihm ist, dass Staemmler, von Haus aus engagierter Gestalttherapeut (der in den 70er Jahren auch eine Ausbildung in Gesprächspsychotherapie durchlaufen, deren nachfolgende Entwicklung aber offenbar nicht weiter verfolgt hat), in seinem Buch viele anschauliche und deshalb anregende Beschreibungen des interaktiven Geschehens zwischen Klient und Psychotherapeut bietet, wobei die Anteile des Klienten detailliert berücksichtigt werden. Insofern lohnt es sich durchaus, dieses Buch zur Hand zu nehmen und darin zu lesen.

Nicht zu übersehen sind allerdings auch Schwächen. Sie beruhen möglicherweise auf der Befangenheit des Autors in seiner eigenen Sichtweise, die nicht selten zu Lasten der Gültigkeit des Gesagten geht. Schon bei der allgemein-psychologischen Definition von Empathie wäre es wünschenswert gewesen, wenn er sich nicht mit einer knappen Google-Recherche begnügt hätte. Zugegeben, die vorhandene einschlägige Literatur ist unübersichtlich und widersprüchlich. Jedoch lassen sich durchaus Schneisen in dieses Dickicht schlagen, zumal es Autoren gibt, die hier beachtliche Vorleistungen erbracht haben. Erinnerung sei beispielsweise an Doris Bischof-Köhler², eine Autorin, die, wie aus dem Literaturverzeichnis

hervorgeht, Staemmler aus anderen Schriften durchaus bekannt ist.

Bezüglich des nach Staemmler „traditionellen“ und von ihm kritisierten Empathiebegriffs in der Psychotherapie bezieht er sich auf Rogers (Klientenzentrierte Psychotherapie), Kohut (psychoanalytische Selbsttheorie) und Perls (Gestalttherapie), deren Sichtweisen er als einseitig und begrenzt ansieht. Seine Behauptung jedoch, diese Autoren hätten den allgemein-psychologischen Empathiebegriff übernommen, trifft nicht zu, haben sie doch ihr Verständnis von Empathie explizit in erster Linie aufgrund ihrer Erfahrung im Umgang mit Klienten entwickelt.

Merkwürdig ist auch die vehemente Kritik Staemmlers an der u. a. von Rogers betonten Unterscheidung zwischen Identifikation und Empathie, nämlich dass bei aller Einfühlung die Unterscheidung zwischen Ich und Du klar bleiben müsse. Staemmler geht hier sogar so weit, die „als ob“-Position von Rogers so zu verstehen, als tue demnach der Therapeut nur so, *als ob* er den Klienten verstehe: „Entweder man empfindet *gerade* so wie der Andere, oder man ist sich seiner *eigenen* Person bewusst, die dann auch mit anderen Empfindungen verbunden sein dürfte“ (S. 25). Dabei kann als erwiesen gelten, dass Menschen zu Mehrfachhandlungen fähig sind, dass also die Aufmerksamkeit des Therapeuten kurzfristig zwischen seinem eigenen Erleben und dem des Klienten wechseln kann. Bemerkenswert ist, dass sich Staemmler später bei der Darstellung seines eigenen Konzepts unter den Stichworten „Konfluenz und Differenz“ mit genau dieser erforderlichen Trennung der Erlebniswelten von Klient und Psychotherapeut und der Notwendigkeit befasst, dass bei der Einfühlung die *Andersartigkeit* des Gegenübers gewahrt bleiben müsse. Sollte ihm unterlaufen sein, Aussagen früherer Autoren entstellt wiedergegeben zu haben, um seinen eigenen Ansatz hervorzuheben?

Unrichtig ist ferner das Beispiel für die „übermäßige Einfühlung“ einer Patientin in ihren Psychotherapeuten auf S. 35. Sie war depressiv und hatte sich mit ihrer extremen Fürsorglichkeit gegenüber ihrem Ehemann und den Kindern bis zur Erschöpfung aufgegeben. Entsprechend kümmerte sie sich dann auch dem Psychotherapeuten gegenüber extrem um dessen Wohlergehen. Ist es Staemmler entgangen, dass es sich hier gar nicht um Empathie handelt? Denn die Klientin berücksichtigt ja nicht die Befindlichkeit des Therapeuten so wie sie ist, sondern setzt die besondere Art ihrer problematischen Beziehungsgestaltung dem Therapeuten gegenüber projizierend fort. An anderer Stelle findet sich allerdings eine zutreffende Beschreibung von Empathie als das Nachvollziehen der Befindlichkeit des Anderen.

1 Rogers, C. R. (1959/1987). *Eine Theorie der Psychotherapie, der Persönlichkeit und der zwischenmenschlichen Beziehungen, entwickelt im Rahmen des klientenzentrierten Ansatzes* (S. 40). Köln: GwG.

2 Bischof-Köhler, D. (1989). *Spiegelbild und Empathie. Die Anfänge der sozialen Kognition*. Bern: Hans Huber.

Diese Beispiele mögen genügen. Mit ihnen ist allerdings dieses Buch nicht hinreichend charakterisiert, denn Staemmler bietet unter den Ausführungen zu seinem „erweiterten Empathiebegriff“ anhand seiner breiten Literaturkenntnis und therapeutischen Erfahrung eine Fülle von anschaulichen Forschungsergebnissen und Beispielen aus der und für die Praxis. Er befasst sich in diesem Sinne eingehend mit der Interaktion zwischen Psychotherapeut und Klient und geht dabei besonders auf die Rolle der Empathie seitens des Klienten ein. Ebenso bietet er eine Fülle von Material zur Bedeutung der körperlichen Reaktionen für das empathische Verstehen, desgleichen geht er ausführlich auf den Einfluss und die Bedeutung der außerhalb der therapeutischen Dyade bestehenden Umwelt ein. Für Personenzentrierte Psychotherapeutinnen und -therapeuten sind

in diesem Buch viele bemerkenswerte Aspekte zu finden, auch wenn Staemmler für diesen Personenkreis vor allem in den einleitenden Kapiteln nicht selten mit Vehemenz weit offene Türen einrennt. Und für manches in dem wechselseitigen Geschehen bei der Interaktion zwischen Klient und Psychotherapeut, wofür er den Begriff „Empathie“ verwendet, wäre der Begriff „Beziehung“ wohl angemessener gewesen.

Fazit: Sofern mit dem Personenzentrierten Konzept vertraute Kolleginnen und Kollegen bei der Zuordnung von Phänomenen zu theoretischen Begriffen firm sind und nicht alles für bare Münze nehmen, nur weil es gedruckt ist, können sie das Buch mit großem Gewinn lesen.

Willi Roes

Eleonore Oja Ploil: Psychosoziale Online-Beratung.

München: Reinhardt, 2009. 106 Seiten, ISBN 978-3-497-02103-1, € 16,90/SFr. 30,90.

Wie auf der Umschlagseite angekündigt, handelt es sich bei diesem Buch sowohl um einen Überblick, wie Internet in der Beratung im weitesten Sinne genutzt wird, als auch um eine Einführung in Beratung an sich. Insgesamt kommt dabei eine Art Kurzschulung in die konkrete Internetberatung mit Fallbeispielen und Aufgaben heraus.

Der Ratgeber scheint sich an Personen zu richten, die wenig oder keine Erfahrung in Beratung haben, die jedoch über die Funktion der Beratung im Rahmen des Internet nachdenken wollen oder müssen. Der Beratungsüberblick basiert auf dem Personenzentrierten Ansatz, der Lebenswelt- und ressourcenorientierten Beratung, der gendersensiblen Beratung und der systemischen Beratung.

Für Leser und Leserinnen der Zeitschrift PERSON mag insbesondere der erste Teil des Buches mit seinem Überblick über heutzutage reell vorhandene Internetberatung von Interesse sein. Wer hat in diesem rasant wachsenden Bereich schon eine Idee von all dem, was angeboten wird und möglich ist?

Wurden Internetangebote im Beratungsbereich meiner Erfahrung nach noch vor wenigen Jahren als äußerst suspekt angesehen, geht nach der Autorin heute kein Weg mehr an dieser Realität vorbei. In zahlreichen Bereichen wird Beratung mit den verschiedensten Techniken durchgeführt, die in ihrem Buch vorgestellt werden.

Die angenehmste Überraschung für mich persönlich war die Tatsache, dass der Autor eine Autorin ist. Seit gut einem Jahrzehnt

arbeite ich per Internet und habe als kollegiale Ansprechpartner in diesem Bereich fast ausschließlich Männer angetroffen. Für mich ist das ein Zeichen von Normalität: nicht nur Technikfreaks engagieren sich im Onlinebereich.

Entsprechend der gängigen vorsichtigen Positionierung spricht auch dieses Buch von Beratung, namentlich nicht von Psychotherapie. Dies entspricht auch der praktischen Erfahrung der Autorin, die Fachkräfte in der Internetberatung ausbildet. Detailliert geht sie auf zahlreiche Aspekte der Online-Beratung ein, wobei sie auf die immer zahlreicheren Texte und Untersuchungen dazu zurückgreift. Auch berufsethische Fragen werden angesprochen, z. B. welche Informationen gehören auf die Homepage, von welchen gilt es, sich abzugrenzen (S. 36), wie transparent muss das Angebot sein (S. 37)?

Einer der wichtigsten Aspekte ist, dass Beratung häufig in schriftlicher Form stattfindet. Von Seiten des Ratsuchenden ist die Art, sich in eine schriftliche Beratung einzubinden, sehr verschieden vom mündlichen Face-to-Face-Austausch. Berater und Beraterinnen müssen ebenfalls eine spezifische Strategie und Reaktionsweise entwickeln. Die Autorin geht hier theoretischen Fragen nach und gibt konkrete Beispiele der Beziehung und Technik im schriftlichen Modus: Niedrigschwelligkeit, Anonymität, Kontrolle, Zeit und Ortsungebundenheit sind Schlüsselworte, die hier aufgeworfen werden.

Überdies gehören Basisfragen wie die zahlreichen Rahmenbedingungen der Onlineberatung und ein technischer Überblick zum Angebot dieses Buches: Zeitversetzte und synchrone Kommunikation werden jeweils als eins-zu-eine, eins-zu-viele, mit und ohne Experteneinwirkung erläutert.

Behandelt werden ferner Fragen zu einer Checkliste für den Aufbau einer eigenen Webseite und zu Strukturen für die Dokumentation der Mail-Beratung innerhalb von Institutionen.

Leser und Leserin werden also durch Foren geführt, blicken in Chats und lesen Skripts von Onlinesgesprächen, werfen einen Blick auf die nicht mehr so geheimen Emoticons und prüfen, ob sie die „Netikette“ beherrschen.

Wer noch nie mit Beratung auf Distanz zu tun hatte, kann sich von der Vielfalt der Inhalte und dem intensiven Austausch auch auf emotionaler Ebene überraschen lassen, insbesondere bei der Lektüre des Chatprotokolls eines Beratungsgesprächs im Anhang.

Und wer wissen will, ob er oder sie selbst für Online-Beratung geeignet ist, mache bei einigen praktischen Übungsaufgaben mit, die schrittweise Anleitungen für die spezifischen Fragen geben. Der einschlägige Link ist – in Abweichung zur im Buch angegebenen Seite – <http://psob.sw.hs-rm.de>, denn die Adresse der beherbergenden Webseite hat sich seit dem Druck geändert.